
Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2008 (21. Jahrgang)

Benedikt Tondera

Die gespaltene Erinnerung Traudl Junges
Eine Analyse der autobiographischen Erzählungen Traudl Junges
und deren medialer Inszenierung157

Rüdiger Stutz

Abstandsucher: Ostdeutsche Studienanfänger der Umbruchjahre 1990/91
und die Wahrnehmung ihrer Elterngeneration184

Dieter Nelles, Armin Nolzen und Heinz Sünker

„Kinder des Widerstands“ und Politik nach 1945
Die Kinder kommunistischer Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime
und deren Verhältnis zur Politik nach dem Zweiten Weltkrieg205

Barbara N. Wiesinger

Opfer oder Akteur? Ohnmacht und Handlungsmächtigkeit
in lebensgeschichtlichen Narrativen von Zwangsarbeiterinnen und
Zwangsarbeitern aus dem ehemaligen Jugoslawien.....223

Elke Scherstjanoi

Oral History in der Fremde
Überlegungen zu Verständnisproblemen in sprach- und kulturübergreifenden
Erinnerungsprojekten am Beispiel von Interviews in Russland.....241

Brigitte Halbmayr

Sekundäranalyse qualitativer Daten aus lebensgeschichtlichen Interviews
Reflexionen zu einigen zentralen Herausforderungen256

Krzysztof Ruchniewicz
Das polnische Kriegstrauma Katyn:
zwischen Instrumentalisierung durch die Kommunisten und Heroisierung
der nationalen Opfer durch Polen268

Alexander von Plato
Zur Erinnerung an die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968285

Projektbericht

Silke Urbanski
„Jugend in dunkler Zeit“
Ein Zeitzeugenprojekt des Albert-Schweizer-Gymnasiums Hamburg295

Literaturbesprechungen

Valeska Steinig: Abschied von der DDR – Autobiografisches Schreiben
nach dem Ende der politischen Alternative (*Carsten Heinze*)309

Burkhard Brückner: Delirium und Wahn – Geschichte, Selbstzeugnisse und
Theorien von der Antike bis 1900 (*Renate Franke*)313

Mitteilungen

Call for Papers: 16th International Oral History Conference320

Autorinnen und Autoren dieses Heftes322

Die gespaltene Erinnerung Traudl Junges

Eine Analyse der autobiographischen Erzählungen Traudl Junges
und deren medialer Inszenierung

Benedikt Tondera

Einleitung

In dem Film „Im toten Winkel“, den André Heller und Othmar Schmiderer 2001 mit Hitlers ehemaliger Sekretärin Traudl Junge kurz vor deren Tod drehten, gibt es eine bemerkenswerte Passage. Sie ist einem Kunstgriff zu verdanken, den Heller und Schmiderer bei der Bearbeitung ihres Materials vornahmen. „Im toten Winkel“ zeigt vorwiegend Aufnahmen von Junge, die über ihre Erinnerungen von der Zusammenarbeit mit Hitler spricht. Später wurde Junge zusätzlich dabei gefilmt, wie sie diese Aufnahmen von sich selbst betrachtet und gelegentlich auch Kommentare dazu abgibt. Diese sich selbst betrachtende Junge wird nur an wenigen Stellen in den Film geschnitten. In einer solchen Szene aber trifft sie eine Aussage, die im Zentrum meiner Arbeit stehen soll. Das Zitat wirft ein Schlaglicht auf die komplexen Anforderungen, die Individuen bewältigen müssen, wenn es um die Verarbeitung problematischer Lebensabschnitte innerhalb der eigenen Biographie geht. Worum handelt es sich? Nach etwa einem Drittel des Filmes erzählt Traudl Junge sehr anschaulich, wie Hitler seine Schäferhündin Blondie dressierte. Nach dieser Episode wird die sich betrachtende Junge eingeblendet, die – fast erschrocken über sich selbst – einwirft:

Wenn ich das jetzt so anschau und nachlausche, was ich da sag', das klingt alles so anekdotenhaft und so – ja auch banal. Ich glaube, diese Eigenschaften oder diese persönlichen Facetten, die er gehabt hat, die sind gar nicht mehr wichtig, weil die Gesamtwirkung so fürchterlich war. Ich meine, das ist für mich natürlich damals ganz wichtig gewesen, diese menschlichen Züge zu erleben. Aber ich scheu' mich eigentlich heut' fast, die so deutlich darzustellen. (Heller 2004)

Es ist lohnenswert, dieses Zitat näher zu durchleuchten. Junge übt hier keine inhaltliche Selbstkritik, sondern eine normative. Was sie erzählt, hat sich ihrer Ansicht nach zwar tatsächlich so zugetragen, aber es passt nicht in ihr gegenwärtiges Geschichtsbild. Der fürchterliche Hitler kann und soll nicht der gleiche sein, der liebevoll seine Hündin dressiert. Der Widerstreit zwischen dem, was Junge erinnern kann und was sie erinnern will, durchzieht ihr gesamtes autobiographisches Gespräch. Die gespaltene Erinnerung von Hitlers Sekretärin weist auf Fragen hin, die in der gegenwärtigen Biographieforschung verschiedene Disziplinen wie die Geschichts-, Kultur- und Neu-

rowissenschaften sowie die Sozialpsychologie beschäftigen: Wie funktioniert das menschliche Gedächtnis? Warum und woran erinnern sich Menschen? In welchem Verhältnis stehen individuelle Erinnerungen zum tatsächlichen Geschehen und zu der Erinnerung anderer Menschen? Inwiefern sind Erinnerungen durch soziokulturelle Prämissen vorgeprägt? Ein derart formuliertes Interesse am Zusammenspiel von individueller, kultureller und gesellschaftlicher Erinnerung darf inzwischen in der Geschichtswissenschaft als etabliert gelten; schon 1994 stellte Lutz Niethammer fest, dass die Hinwendung zur Gedächtnisforschung „mit einer Transformation des Geschichtsbegriffes zusammen[fällt], indem materielle geschichtsphilosophische Konzepte ihre Bedeutung als Referenzrahmen der Geschichtswissenschaft immer mehr verlieren und an ihrer Stelle Geschichtskultur eher in der Metapher eines soziokulturellen Gedächtnisses verstanden werden kann“. (Niethammer 1994, 196) Im Zuge dieser Transformation erlebt die zwischenzeitlich aus der Mode gekommene Biographieforschung in den letzten Jahren eine Renaissance. Nicht das Leben „großer Männer“, sondern das Verhältnis von Individualität und Identität zu gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen stehen dabei im Zentrum des Interesses, und der Anteil des Forschers an der Konstruktion der jeweiligen Biographie gerät stärker in den Blickpunkt. (vgl. Rauh-Kühne 2006)

Während sozialkonstruktivistische und kulturwissenschaftliche Ansätze für diese Art biographischer Forschung schon länger verwendet werden, findet die Einbeziehung von neurophysiologischen Gedächtniskonzepten erst in jüngster Zeit Beachtung. Methodische Arbeiten auf diesem Gebiet sind in den letzten Jahren von Harald Welzer (Welzer 2005) und Aleida Assmann (Assmann 2006) ausgeführt worden, sie stecken aber nach wie vor in den Kinderschuhen. Im ersten Kapitel dieser Arbeit werden daher zunächst drei Aspekte der Erinnerung separat vorgestellt, die als Forschungskategorien weitgehend etabliert sind. Wenn dabei von den „neurophysiologischen, soziokulturellen und narrativen Aspekten der Erinnerung“ die Rede ist, so deshalb, um bewusst eine Anknüpfung an Termini wie „soziales“, „kollektives“ oder „kulturelles Gedächtnis“ zu vermeiden. Diese Begriffe sind im Zuge der Konjunktur von Gedächtnisforschung in den letzten Jahren mit verschiedenen, teils divergenten Definitionen aufgeladen worden, sodass sie eher zur Verwirrung als zur konzeptionellen Klarheit beitragen.¹ Es soll demnach im ersten, methodischen Kapitel nicht um eine Begriffsgeschichte der Gedächtnisforschung verschiedener Disziplinen gehen, sondern um einen Versuch, drei Bereiche der Erinnerung anhand ausgesuchter Forschungsliteratur voneinander abzugrenzen. Diese Bereiche bieten schon für sich genommen umfangreiche analytische Möglichkeiten, aber indem sie aufeinander bezogen werden, ergeben sich neue Ansätze, um die gespaltene Erinnerung Traudl Junges schlüssig zu erklären. Die in diesem Zusammenhang von Welzer und Assmann erarbeiteten Konzepte bieten dafür wertvolle Anregungen, die in Kapitel 1.4 diskutiert werden.

Die Interpretation der autobiographischen Erzählungen von Hitlers ehemaliger Sekretärin ist Inhalt des zweiten Kapitels. Die Quellenlage ist dabei überschaubar, aber für den Zweck dieser Arbeit angemessen. Neben dem erwähnten Film „Im toten Winkel“ existiert eine Buchausgabe mit Erinnerungen Junges an ihre Zeit als Sekretä-

¹ Vgl. hierzu Kansteiner 2004, 120 f: Kansteiner attestiert den unterschiedlichen Termini, die sich um die Gedächtnisforschung entwickelt haben, eine „verwirrende Vielfalt“ und spricht von „konzeptionellen Unklarheiten“, die mit der plötzlichen Popularität und der methodologischen Uneinheitlichkeit auf diesem Forschungsgebiet zusammenhängen.

rin während der NS-Zeit, die sie kurz nach dem Krieg niederschrieb, allerdings erst 2004 mit der Unterstützung und einem Nachwort der Journalistin Melissa Müller veröffentlichte. (Junge 2004) Es liegen somit zwei Dokumente vor, die das gleiche Geschehen einmal relativ zeitnah und einmal aus der Distanz von nahezu sechs Jahrzehnten beleuchten und an diesen markanten biographischen Punkten einen detaillierten Einblick in die autobiographische Gedächtnisproduktion Junges ermöglichen. Erwähnung findet Junge außerdem in einer Darstellung des amerikanischen Marinegenerals Michael A. Musmanno, der kurz nach dem Krieg zahlreiche Personen aus Hitlers Umfeld befragte, um eine „authentische Darstellung der dramatischen Ereignisse der letzten Wochen im Führerbunker der Reichskanzlei“ (Musmanno 1950, 1) zusammenzustellen.

Musmannos Darstellung erinnert in ihrem Versuch, Hitler „hautnah“ zu präsentieren, und in der präntendierten Verknüpfung von Dramatik und Authentizität an die Bernd Eichinger-Kinoproduktion „Der Untergang“, der in weiten Teilen die Erinnerungen Junges zugrunde liegen. Die Frage, wie die Erzählungen von Hitlers ehemaliger Sekretärin kulturell aufgearbeitet wurden und in welchem Verhältnis diese Aufarbeitungen zum „Original“ stehen, soll am Ende des zweiten Kapitels behandelt werden.

1. Die neurophysiologischen, soziokulturellen und narrativen Aspekte der Erinnerung

1.1 Der neurophysiologische Aspekt der Erinnerung

Neurowissenschaftler unterscheiden vier bis fünf Gedächtnissysteme, die bei der Konstruktion des autobiographischen Gedächtnisses eine Rolle spielen. (vgl. Markowitsch 2002, 187 ff.; Welzer 2004, 156-160) Diese Gedächtnissysteme sind an verschiedenen Orten des Gehirns lokalisiert und übernehmen verschiedene Funktionen. Neben automatisierten und grundlegenden Fähigkeiten wie dem Laufen oder dem Erkennen von Gesichtern sind für die autobiographische Erinnerung zwei Gedächtnissysteme von entscheidender Bedeutung:

Das Wissenssystem (auch semantisches Gedächtnis genannt) speichert formales, kontextfreies, wertneutrales und rein gegenwartsbezogenes Wissen, zum Beispiel mathematische Formeln oder geographische Kenntnisse. Es erlaubt den schnellen und komplexen Umgang mit Informationen und kann als Basis für Schlussfolgerungen dienen. Das Wissenssystem stellt damit die Arbeitsgrundlage für das episodische Gedächtnis dar. Es ist vergangenheitsorientiert und erlaubt Zeitreisen durch die subjektiv wahrgenommene Zeit von der Gegenwart in die Vergangenheit. (Tulving 2002, 6; Markowitsch 2000, 34 ff.) Es liefert damit die Voraussetzung für autobiographische Erinnerung.

Das episodische Gedächtnis ist das komplexeste und daher auch verletzlichste der oben genannten Gedächtnissysteme. Es entwickelt sich bei Kindern im Alter von etwa vier bis fünf Jahren, nachdem bereits alle anderen Gedächtnissysteme zur Aneignung prozedural-motorischer Fertigkeiten und zu einem breiten Wissen geführt haben. (Markowitsch 2000, 39) Hans J. Markowitsch hebt als wesentliche Attribute des episodischen Gedächtnisses dessen Bezug auf Zeit und Ort sowie seine „häufig affektive Natur“ hervor. (Markowitsch 2000, 33) In diesem Teil des Gehirns werden biographische Erlebnisse demnach in einen emotionalen Kontext gestellt. Welche Inhalte dabei

emotional kodiert werden, ist abhängig vom Wissenssystem. Es liefert das „Wissen der Gegenwart“ (Markowitsch 2000, 36), aus dem das episodische Gedächtnis seine Erinnerungen konstruiert. Lebensgeschichtlich wird also immer auf der Basis aktuell verfügbarer Informationen erinnert. Mit neuem Wissen kann sich daher auch die autobiographische Erinnerung wandeln, indem sie ergänzt, korrigiert oder verändert wird. Der umgekehrte Weg ist allerdings ausgeschlossen: Das Wissenssystem kann nicht vom episodischen Gedächtnis belehrt oder ergänzt werden. (vgl. Tulving 1998, 199 f.)

Auch der affektive Gehalt autobiographischer Erinnerungen verankert diese in der Gegenwart. Jede Episode aus dem Gedächtnis wird zum Zeitpunkt des Abrufens mit Emotionen versehen, wobei sich der Charakter der Emotionen im Laufe der Zeit und mit hinzu gewonnenem Wissen wandeln kann. Dass das Erinnern somit ein aktiver und dynamischer Prozess ist, hat einen zunächst paradox erscheinenden Nebeneffekt: Entgegen der landläufigen Meinung trägt häufiges Abrufen von Erinnerungen nicht zu ihrer Stabilisierung im Sinne größerer Glaubwürdigkeit bei, im Gegenteil:

Häufig wiederholte oder mehrfach gleichartig abgerufene Information verliert ihren Zeit-Orts-Kontextbezug und nimmt in Hinblick auf ihre affektive Wertigkeit ab, sie kann dann [...] zu einer weitgehend [...] faktenartigen Information mutieren. Auch durch wiederholten Abruf und entsprechende Re-Enkodierung (bei jedem Abruf) kann autobiographische Information ihren Einmaligkeitscharakter verlieren. Durch kontextmäßig und inhaltlich ähnliche Information mag eine Überlagerung und Verflachung erfolgen. Schließlich sind eine Reihe von Informationen nur vermeintlich autobiographisch (d.h. authentisch selbst-erlebt). Bei einigen hat man nur das Gefühl, die Episode in dieser Form so erlebt zu haben, hat die Information darüber aber aus zweiter Hand, d.h. über Verwandte oder durch beiläufige Gespräche dritter. (Markowitsch 2000, 43)

Plakativ formuliert: Je häufiger man eine Erinnerung abrufen und je gesicherter eine autobiographische Episode erscheint, desto weniger kann man ihr trauen. Sie verliert an Authentizität durch das Erleben ähnlicher Situationen, durch Überlagerung mit „falschen“ (zum Beispiel aus verschiedenen Medien inkorporierten) Erinnerungen oder dadurch, dass der Bericht über ein vergangenes Erlebnis zur Routine wird. (vgl. Welzer 2000; Hell 1998) Diese Verformung der Erinnerung geschieht in der Regel unbewusst; es muss sich dabei also keineswegs um Verdrängung, Abwehr oder Lüge handeln. „Das Problem“, wie Harald Welzer pointiert schreibt, „könnte im Gegenteil eher darin bestehen, daß die Leute glauben, was sie sagen.“ (Welzer 2000, 59) Interessanter als die Frage, ob Erinnerungen authentisch sind, ist also jene, warum sie die Form angenommen haben, in der sie vorliegen.

Aus neurophysiologischer Perspektive betrachtet ist das Gehirn alles andere als ein statischer Speicher. Jeder Informationsabruf ist ein aufwendiger kognitiver Prozess und führt zu einer Veränderung der abgerufenen Information. Autobiographische Erzählungen sind also im wahrsten Sinne des Wortes „Vergegenwärtigungen“, deren emotionaler Gehalt und Inhalt sich mit jedem Abruf wandeln können.

1.2 Die soziokulturellen Aspekte der Erinnerung

Dass das menschliche Gedächtnis maßgeblich durch gesellschaftliche Interaktion geprägt wird, hat in umfassender Form zuerst Maurice Halbwachs in den 1920er Jahren erforscht. Seine These, dass gesellschaftliche Gruppen ihre jeweils eigene Erinnerung pflegen und untereinander kommunizieren, ist bis heute gültig. Halbwachs war sich auch bewusst, dass individuelle und kollektive Erinnerung nicht voneinander zu trennen sind, sondern zwei Seiten einer Medaille darstellen:

Es genügt in der Tat nicht zu zeigen, daß die Individuen immer gesellschaftliche Bezugsrahmen verwenden, wenn sie sich erinnern. [...] Man kann ebenso gut sagen, daß das Individuum sich erinnert, indem es sich auf den Standpunkt der Gruppe stellt, und daß das Gedächtnis der Gruppe sich verwirklicht und offenbart in den individuellen Gedächtnissen. (Halbwachs 1985, 23)

Seit Ende der 1980er Jahre kam es im Rahmen einer ausgiebigen Rezeption von Halbwachs' Werk zu einer Ausdifferenzierung der Definition vom kollektiven Gedächtnis. In diesem Zusammenhang ist besonders die von Jan Assmann eingeführte Unterscheidung zwischen „kommunikativem“ und „kulturellem Gedächtnis“ hervorzuheben. (J. Assmann 1988; ders. 1992) Diese Begriffe erlauben es, den absichtsvollen und überzeitigen (kulturellen) Charakter des kollektiven Gedächtnisses vom spontanen und erfahrungsgebundenen (kommunikativen) zu unterscheiden. Daran anknüpfend, schlug Harald Welzer 2001 den Begriff des „sozialen Gedächtnisses“ vor, der die Bereiche der Erinnerung methodisch beschreiben soll, die weder das kommunikative noch das kulturelle Gedächtnis erfassen. „Es geht also um all das“, so Welzer, „was absichtslos, nicht-intentional, Vergangenheit und Vergangenheitsdeutungen transportiert und vermittelt.“ (Welzer 2001, 12) Auch Aleida Assmann versuchte in jüngster Zeit, der „Vagheit“ des kollektiven Gedächtnisses mit einer Aufspaltung in ein „nationales“ und ein „soziales Gedächtnis“ beizukommen. (A. Assmann 2006, 60) So liegt der Fokus bei der Halbwachs-Rezeption darauf, dem „eindrucksvollen und faszinierenden, aber ziemlich unhandlichen Konzept vom kollektiven Gedächtnis“ (Welzer 2001, 12) mit Zerteilung in kleinere und klarer definierte Gedächtnisse beizukommen. Für die Zwecke dieser Arbeit soll allerdings lediglich das von Jan Assmann entwickelte Konzept vom „kulturellen Gedächtnis“ näher betrachtet werden, da es einen Bereich des kollektiven Gedächtnisses systematisch beschreibt, der bei Halbwachs lediglich angedeutet wird. Die neu eingeführten Begriffe von Welzer und Aleida Assmann dagegen betonen und vertiefen spezielle Aspekte und grenzen sie systematisch voneinander ab, was für die Zwecke dieser Arbeit nicht weiterführend ist.

Neben der Kritik an der Unbestimmtheit besteht zuweilen ein Misstrauen gegenüber dem vermeintlichem „Antiindividualismus“ (Kansteiner 2004, 120), mit dem Halbwachs das Individuum passiv und determiniert darstelle.² Dieses Misstrauen wird allerdings seiner differenzierten Sichtweise nicht gerecht. Halbwachs räumt dem

² Hierfür exemplarisch: Bertaux 1985, 152: „Indessen braucht man [aus Halbwachs Thesen] kein Dogma zu machen: Das würde sonst dazu führen, daß man sich die Glieder der Gesellschaft als absolut passiv und von außen, durch gesellschaftliche Normen determiniert vorstellt.“ Mit ähnlichen Vorbehalten auch J. Assmann 1992, 36.

individuellen Bewusstsein durchaus einen autonomen Status ein,³ dieses Bewusstsein ist allerdings schon in frühester Kindheit in kollektive Gedächtnisrahmen eingebettet. Mit zunehmendem Alter und Wissen sowie einer reflektierteren Zuordnung zu gewissen Kollektivgedächtnissen stellt sich das Individuum nach Halbwachs dann tatsächlich immer stärker auf den Standpunkt der Gruppe, ohne allerdings vollständig von ihr determiniert zu werden. Das Verhältnis zwischen Kollektivgedächtnis und Individuum ist reziprok, nicht einseitig: Durch Kommunikation und Interaktion entwickeln Individuen ein kollektives Gedächtnis, das wiederum auf sie zurückwirkt, wie das bereits eingangs des Kapitels angeführte Zitat belegt. Halbwachs verneint Individualität nicht, er fasst sie lediglich nicht im landläufigen Sinne als Gegensatz von Kollektivität auf, sondern als spezifisches Produkt derselben: „Ein persönlicher Bewußtseinszustand enthüllt so die Komplexität der Kombination, aus der er hervorgegangen ist.“ (Halbwachs 1985, 32) Nicht Individualität sei eine Illusion, sondern die Auffassung von Individualität als Losgelöstheit von allen sozialen (und damit auch kulturellen) Bezügen: „Ebenso kann man annehmen, ein schwerer, an einer Anzahl gekreuzt gespannter Fäden in der Luft aufgehängter Gegenstand schwebt frei im Leeren.“ (Halbwachs 1985, 33)

Um zusammenzufassen, was den soziokulturellen Charakter der Erinnerung ausmacht, seien abschließend die wesentlichen Merkmale des kollektiven Gedächtnisses nach Halbwachs und ergänzend dazu jene des kulturellen Gedächtnisses nach Jan Assmann dargestellt.

Kollektive Gedächtnisse stehen in einem reziproken Verhältnis zu individuellen Gedächtnissen. Sie konstituieren sich durch Interaktion von Individuen und üben ihrerseits Einfluss auf die Bildung individueller Gedächtnisse aus. Ihre Bedeutung für das Individuum leitet sich aus der lebensweltlichen Relevanz der in dem kollektiven Gedächtnis kommunizierten Erinnerungen her. Je mehr Mitglieder ein kollektives Gedächtnis umfasst, desto geringer ist die Rolle, die es für das Gedächtnis der einzelnen Menschen spielt. Nationale Ereignisse nehmen demzufolge für die individuelle Erinnerung im Vergleich zu familiären eine marginale Rolle ein, weil sie in der Regel keinen direkten Bezug zur Biographie haben. (Halbwachs 1985, 64 ff.) Weiterhin sind kollektive Gedächtnisse zeitlich und räumlich begrenzt, das heißt, sie bilden sich an gewissen Orten zu gewissen Zeiten und lösen sich irgendwann auf. (Halbwachs 1985, 65) Solche Auflösungsprozesse vollziehen sich fließend über lange Zeiträume hinweg und sind gekennzeichnet durch stete Transformation, die den betroffenen Individuen selbst nicht bewusst wird, da kollektive Gedächtnisse eine kontinuierliche und kontingente Selbstwahrnehmung pflegen, die über Brüche und Verschiebungen innerhalb der eigenen Genese großzügig hinwegsieht. Dazu gehört auch eine gewisse Exklusivität: Wer nicht in die Gruppe passt oder ihren Blickwinkel nicht (oder nicht mehr) einnehmen kann bzw. will, ist von ihrem kollektiven Erinnerungsschatz ausgeschlossen.⁴

3 Vgl. Halbwachs 1985, 44 f.: „So gibt es offensichtlich in jedem Gedächtnisakt ein spezifisches Element, das in der Existenz eines individuellen Bewußtseins besteht, das fähig ist, sich selbst zu genügen.“

4 Halbwachs erläutert dies anschaulich am Beispiel eines Lehrers, der am kollektiven Gedächtnis seiner Klasse nur passiven Anteil hat; für die Schüler stellt die Klassengemeinschaft eine klar umrissene Erinnerungsgemeinschaft dar, für den Lehrer ist diese Klasse aber nur Teil der allgemeinen Erinnerung an seinen Schulalltag, vgl. Halbwachs 1985, 5 ff.

Im Gegensatz zum kollektiven Gedächtnis zeichnet sich das kulturelle Gedächtnis durch Alltagsferne aus, die in der Zeitenthobenheit und der besonderen kulturellen Formung ihres Inhalts sichtbar wird. (J. Assmann 1988, 12 ff.) Es objektiviert sich in Texten, Riten, Denkmälern sowie in institutionalisierter Kommunikation, etwa in der Rezitation. Das kulturelle Gedächtnis wirkt auf die Gesellschaft identitätskonkret, bewahrt also in sich den Wissensvorrat, der für die Einheit und Eigenart dieser Gesellschaft essentiell ist und sie von anderen Gesellschaften scharf abgrenzt. Dieser Wissensvorrat ist rekonstruktiv, er wird aus der Perspektive der Gegenwart abgerufen und gegebenenfalls bewahrt oder verändert, auf jeden Fall aber in eine Beziehung zur aktuellen Situation gesetzt. Ihre Persistenz über lange Zeiträume hinweg sichert das kulturelle Gedächtnis über einen „kulturell institutionalisierten Erbgang“ (J. Assmann 1988, 14) durch sprachliche, bildliche und rituelle Formung. Auch die Organisiertheit durch Institutionalisierung und Spezialisierung der kulturellen Erinnerungspraxis sowie die Verbindlichkeit, die sich in einer klaren Wertperspektive und einem Relevanzgefälle offenbart, tragen zur langfristigen Erhaltung bei. Schließlich ist das kulturelle Gedächtnis reflexiv, und zwar indem es sich selbst, die alltägliche Praxis, und das Selbstbild der Gruppe reflektiert, deutet und kritisiert.

Bei dem kollektiven und dem kommunikativen Gedächtnis handelt es sich um zwei Seiten einer Medaille – beide beschreiben den gemeinschaftskonsolidierenden Charakter der Erinnerung in ihrer alltäglichen und in ihrer artifiziellen Form. Während sich kollektive Gedächtnisse über menschliche Interaktionen unbewusst formen, stabilisieren kulturelle Gedächtnisse die jeweilige Gemeinschaft absichtsvoll. Beide Gedächtnisformen legen den individuellen Erinnerungen zahlreiche Restriktionen auf, die im Normalfall aber nicht als solche wahrgenommen werden, da das Individuum damit von früher Kindheit an sozialisiert wird.

1.3 Der narrative Aspekt der Erinnerung

Erinnerungen werden nicht nur durch die Architektur des Gehirns und durch gesellschaftliche Einflüsse geprägt, sie bedürfen außerdem einer ganz bestimmten Formung, um kommunizierbar zu sein. Der Schlüsselbegriff hierfür lautet Narrativität. Schon Aristoteles untersuchte in seiner Poetik die Form der klassischen Tragödie und stellte mit den Begriffen „Anfang“, „Mitte“ und „Ende“ die „triadische Strukturbestimmung“ auf, die prinzipiell für alle Formen des Erzählbaren gültig ist.⁵ Dazu gehören hervorgehobene Anfangs- und Endpunkte. Außerdem ergeben die in der Geschichte zusammengefügte Handlungen, die sich im Rahmen einer spannungsvollen Entwicklung mit möglichen Brüchen und Umschlägen entfalten, einen Sinn. Die Erkenntnis, dass Erzählungen eine bestimmte kanonische Form haben, hat also eine lange Geschichte. Sie spielt auch für den Sozialkonstruktivismus eine zentrale Rolle, wobei sich der Fokus der Narrationsanalyse hier maßgeblich ausgeweitet hat. Im Blickpunkt stehen nicht nur Kulturprodukte, sondern menschliche Kommunikation überhaupt. Kenneth J. Gergen formulierte in diesem Zusammenhang Kriterien „für eine verständliche Erzählung in der heutigen westlichen Kultur“ (Gergen 1998, 172). Dazu zählten die Einführung eines werthaltigen Endpunktes, eine Auswahl von Er-

5 Ein knapper, aber präziser Überblick über die Geschichte der kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Narrativität sowie eine diesbezügliche Auseinandersetzung mit aktuellen Forschungsdebatten in Meuter 2004.

eignissen, die für den Endpunkt relevant sind, sowie die Verwendung von Begrenzungszeichen für Anfang und Ende. Diese Kriterien fänden sich innerhalb dreier elementarer Erzählformen wieder, der Stabilitäts-erzählung sowie einer progressiven und einer regressiven Erzählung. Erinnerungen (oder jede andere Form der Erzählung) bedienten sich unterschiedlicher Mischungsverhältnisse dieser Erzählformen:

Von seiner Vergangenheit zu sprechen bedeutet, sich in eine Tradition der Sprache zu stellen, für die die Regeln für das Erzählen wohlgeformter Geschichten angemessen sind. [...] Sich ‚richtig erinnern‘ heißt eine Geschichte bilden, reich ausgestattet mit all den Kennzeichen einer wohlgeformten Erzählung. (Gergen 1998, 191)

Die Kennzeichen einer wohlgeformten Erzählung unterliegen temporären und geographischen Veränderungen. Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, so Gergen, wichen Erzählungen in ihrem Aufbau (und damit zwangsläufig auch in ihrem Inhalt) voneinander ab, selbst wenn sie die gleichen Ereignisse und die gleichen Akteure beschreiben. Dies bedeute nicht, dass zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort die eine, wahre Erzählung entstehe und alle anderen darauf Bezug nehmenden Erzählungen Abweichungen darstellten. Stattdessen sei Objektivität eine gemeinschaftliche Errungenschaft der jeweils kommunizierenden Gemeinschaft:

Beschreibungssprachen geben oder spiegeln nicht wider, was der Fall ist; vielmehr dient die Sprache dazu, den Stand der Dinge zu registrieren, gebunden an alle möglichen praktischen Zwecke in einer bestimmten Gemeinschaft. Gesprächspartner gelangen dazu, Worte bestimmten Zuständen zuzuordnen, und solange man im Kreis der miteinander Übereinstimmenden verbleibt, ist es möglich, ein Gefühl der Objektivität zu erreichen. (Gergen 1998, 184)

Objektivität ist in dieser Sicht die Herstellung eines Konsenses innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft; Wahrheiten werden unter Menschen mit Hilfe der Sprache ausgehandelt. Dieses Aushandeln ist laut Gergen zentral für den Zusammenhalt von Gemeinschaften. Sobald sie nicht mehr in der Lage seien, sich verbindlich auf Wahrheiten zu einigen, brächen sie auseinander.

Eine derartige Relativierung der Möglichkeit, aus Texten wahre Erkenntnisse abzuleiten, stellt gerade Historiker vor Rechtfertigungszwänge, deren Arbeitsgrundlage Quellen und damit Erzählungen aus der Vergangenheit sind und die wiederum selbst Erzählungen konstruieren.⁶ In der Forschungspraxis hat sich allerdings mittlerweile ein gewisser Pragmatismus im Umgang mit dem konstruktivistischen Paradigma eingestellt. So weist Donald E. Polkinghorne den „extremen Skeptizismus der Post-modernen“ zurück und plädiert für einen vorsichtigen, aber konstruktiven Umgang mit überlieferten Erzählungen: „Eine brauchbarere, pragmatischere Antwort läuft darauf hinaus, ereignisbezogene Wahrheitsansprüche dann zu akzeptieren, wenn sie bei kritischer Überprüfung Zustimmung finden.“ (Polkinghorne 1998, 42) Ohnehin liegt das Hauptinteresse von Narrationsanalysen nicht in der Rekonstruktion einer

⁶ Auf diesen Punkt wies bereits 1973 Hayden White hin und löste damit eine breite Debatte über die Wissenschaftlichkeit historischer Darstellungen aus, vgl. White 1991 (im Original 1973).

möglichst objektiven Vergangenheit, sondern darin, einen Zusammenhang zwischen den Erzählungen und der realen Erfahrungswelt des Erzählers herzustellen. Dazu gehört auch die Dekonstruktion von Narrativen, die der Identitätskonsolidierung des Individuums geschuldet sind.

Solche Narrative nehmen zu unterschiedlichen Lebensphasen verschiedene Funktionen ein: Nach Dan P. McAdams lassen sich drei Entwicklungsstadien unterscheiden: Kleinkinder bildeten noch keine einheitsstiftenden Identitätserzählungen ihrer selbst, sondern sammelten Erfahrungen, aus denen sich „eine Reihe unbewußter und nichtverbaler ‚Einstellungen‘ zum Selbst, zu anderen und zur Welt“ (McAdams 1996, 46) entwickelten, mit denen Jugendliche und Erwachsene das Leben bestritten. So habe diese in der Kindheit entwickelte Grunddisposition (McAdams spricht hier vom „narrativen Ton“) noch einen Einfluss auf die stete Verfeinerung und Neubildung von Selbst-Narrativen eines erwachsenen Menschen, der bereits in der Lage ist, seinen „persönlichen Mythos“ (vgl. McAdams 1996, 96-124) zu erzählen. Im reifen Erwachsenenalter endlich schlossen Individuen ihre Biographie dann ab, wobei der eigene Lebenslauf angenommen oder abgelehnt, aber nicht weiter umstrukturiert werden könne. Wie elaboriert und flexibel biographische Narrative sind und welche Funktion sie für das Individuum einnehmen, ist also abhängig von dessen Entwicklungsstadium.⁷ Erst ab einem gewissen Lebensalter entwickelten Menschen die Fähigkeit, einen „persönlichen Mythos“ zu kreieren.

Für diese Fähigkeit, sein Leben in eine schlüssige Erzählung zu gießen, verwendet Jürgen Straub den Begriff der „narrativen Kompetenz“. (Vgl. Straub 1998, 124-142) Ein zentrales Merkmal dieser Kompetenz sei die Bildung, Präsentation und Festigung bzw. Transformation von Identität. „Erzählungen“, so Straub, „artikulieren oder thematisieren – unmittelbar oder indirekt –, wer jemand ist und sein möchte.“ (Straub 1998, 129) Dazu sei es notwendig, dass diese Erzählungen einen Kontinuität stiften und verbürgenden Zusammenhang für die eigene Identität bilden. Das müsse allerdings nicht heißen, dass erzählte Geschichten die Gegenwart mit der Vergangenheit versöhnen; „sie können auch auf Differenzen zwischen dem damaligen und heutigen Leben aufmerksam machen“ (Straub 1998, 129). Des Weiteren bezögen sich Identitätsnarrative immer auf ein Bezugskollektiv, dem sich Individuen zugehörig fühlen oder von dem sie sich abgrenzen möchten.

Die identitätsstiftende Erzählung ist nach Straub die komplexeste narrative Leistung, die Individuen erbringen müssen, zumal sie auch moralische Implikationen umfasse. So sei ein Mensch nicht bloß darauf angewiesen, eine kontingente und kohärente Lebenserzählung zu finden, er müsse dabei auch eine moralische Identität erreichen. Für Kenneth J. Gergen ist sie erreicht, wenn sich das Individuum als achtbar und anerkennenswert präsentieren kann, gemessen an den Standards, die den eigenen sozialen Beziehungen innewohnen:

Sich auf verständliche Weise als ein stabiles und kohärentes Individuum zu schildern (Stabilitätserzählung), das versucht, ein hervorragendes Niveau zu erreichen (progressive Erzählung), und gegen Rückschläge oder Unrecht ankämpft (regressive Erzählung), all dies heißt beispielsweise in der westlichen

⁷ Zur Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses insbesondere in der Kindheit vgl. Welzer 2002 sowie Nelson 2004.

Kultur, sich einem Zustand moralischer Identität zu nähern, einer ‚Anständigkeit‘ oder Rechtschaffenheit (in der Gemeinschaft) im weitesten Sinne. [...] Der moralische Status einer Person kommt durch ihre Erzählung zustande, und für das Resultat kann sie von da an verantwortlich gemacht werden. (Gergen 1998, 195)

Gerade weil die kommunizierte Autobiographie eine Art „Ausweis der Identität“ darstellt, ist der virtuose Umgang mit Selbstnarrativen für Menschen zentral. Wer diese Fähigkeit besitzt, kann die Erzählung vom Selbst je nach Bezugsgruppe und Situation umstrukturieren und somit sein Identitätsgefühl stärken, wenn seine so entstehenden Autobiographien von der sozialen Umgebung bestätigt werden. Dabei ist es nicht notwendig, allen Bezugsgruppen die gleiche Geschichte zu erzählen, sondern eine, die sie akzeptieren können und die der Erzähler gleichfalls subjektiv als wahr empfindet.⁸

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Narrative die Sicht der Menschen auf die Realität prägen und sich in ihnen zugleich eine symbolisierte Realität widerspiegelt. Gemeinschaftliche Kommunikation ist stets narrativ strukturiert, für Menschen ergibt nur das Sinn (oder es erscheint ihnen „objektiv richtig“), was in Narrative gekleidet werden kann. Des Weiteren verfügen Narrative über ganz bestimmte, zeit- und regionalspezifische Strukturen, die vom Erzähler eingehalten werden müssen, damit sie von ihm selbst und seinem Umfeld akzeptiert werden können. Die Fähigkeit, eine identitätsstiftende Erzählung seiner selbst schaffen zu können, setzt eine hochentwickelte narrative Kompetenz und seitens der Rezipienten eine Akzeptanz der moralischen Integrität des Erzählers voraus.

1.4 Die Interdependenzen von neurophysiologischen, soziokulturellen und narrativen Aspekten der Erinnerung

Die Überlegung, Erinnerungen aus interdisziplinärer Perspektive zu betrachten, ist gerade für Historiker reizvoll, da sich hier neue Herangehensweisen für die Analyse von Autobiographien eröffnen. Das Bedürfnis, die neuen oder (wie im Falle von Halbwachs) auch schon älteren Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften, dem Sozialkonstruktivismus und den Kulturwissenschaften zur Gedächtnisentwicklung miteinander zu verknüpfen, schlägt sich spätestens seit den ausgehenden 1990er Jahren in Aufsätzen und Sammelbänden nieder. Wobei explizit ausformulierte methodische Ansätze zur Verknüpfung der oben genannten Disziplinen noch fehlten oder lediglich angedeutet wurden.⁹ In den letzten Jahren sind zwei Monographien erschienen, die versuchten, diese Lücke zu schließen; zum einen Harald Welzers erstmals 2002 veröffentlichtes Buch „Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung“, zum anderen Aleida Assmanns „Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik“ aus dem Jahre 2006.

8 Vgl. dazu auch das Kapitel „Versionen eines autobiographischen Gedächtnisses“, in: Welzer 2005, 207-222.

9 Einige Beispiele für Aufsätze, deren Autoren interdisziplinäre Ansätze der Gedächtnisforschung vertreten: Kettner 1998, Straub 1998 und von Plato 2000. Beispiele für einschlägige Sammelbände: Rösen 1998, Straub 1998 und Welzer 2000.

Welzer beginnt seine Erinnerungstheorie mit einer ausführlichen Erläuterung der neurophysiologischen Sicht auf das menschliche Gedächtnis, um davon ausgehend den kommunikativen, emotionalen und kulturellen Charakter von Erinnerung zu beschreiben. Er vertritt das Konzept, dass Autobiographien die Vermittlungsinstanz zwischen einer „relativen individuellen Autonomie und Selbstbewusstheit“ und der Abhängigkeit von Sozialisation und Körperlichkeit herstellen. (Welzer 2005, 222 f.) Die Autobiographie sei eine Erzählung, die alle Ebenen des Gedächtnisses einbeziehe und aus den verschiedenen Erinnerungsfragmenten eine schlüssige Gesamthandlung forme. Auf diese Weise bewältige der Mensch in der Regel unbewusst die soziokulturellen Anforderungen, die das Konzept der Identität von ihm verlange – insbesondere jene, den Anderen eine schlüssige Geschichte seiner selbst erzählen zu können. Am Wandel von biographischen Selbstdarstellungen über längere Zeiträume hinweg lassen sich daher unter anderem gesellschaftliche Veränderungen in ihrer Rückwirkung auf das Individuum nachvollziehen. Kompliziert wird die Angelegenheit dadurch, dass Menschen laut Welzer nicht bloß *eine* Lebensgeschichte ihrer selbst entwickeln: Sie präsentieren zur gleichen Zeit verschiedenen Bezugsgruppen voneinander abweichende Autobiographien. Dies zeuge keineswegs von Schizophrenie, sondern belege das Bedürfnis und die Notwendigkeit, von den unterschiedlichen sozialen Umfeldern mit ihren jeweiligen Erwartungen anerkannt zu werden.

Welzers Ansatz hat den großen Vorteil, dass er auch die Autobiographien „kleiner Leute“ für die Geschichtswissenschaft relevant macht und zwar nicht nur für die Alltagsgeschichte. Denn gesellschaftliche Entwicklungen spiegeln sich hier in der betrachteten Person, und zwar unabhängig von ihrem sozialen Status oder politischen Einfluss.

Anders als Welzer legt Aleida Assmann den Schwerpunkt nicht auf die Autobiographie als Indikator soziokultureller Einflüsse auf das Individuum. Vielmehr sucht sie nach Methoden, um die Auswirkungen historischer Traumata (insbesondere des Holocaust) auf Individuum, Kultur und Gesellschaft in ihrer „Regelmäßigkeit und Vergleichbarkeit“ (A. Assmann 2006, 15) nachzuvollziehen. Auch in der Frage nach dem Verhältnis von individueller zu kollektiver Erinnerung weicht Assmann von Welzer ab. Sie trennt die Bereiche der Erinnerung, die einer physischen Grundlage bedürfen (Individuum, soziale Gruppe), von jenen, die losgelöst von Körperlichkeit existieren (Nation, Kultur). In der Wechselwirkung dieser beiden Erinnerungsbereiche entstehen Assmann zufolge Reibungen oder eben auch Traumata, wenn die individuelle und soziale Erinnerung nicht mehr in den nationalen und kulturellen Gedächtnisrahmen passen. Im Falle der Holocaust-Aufarbeitung ließe sich die erst allmähliche Wiederangleichung der auf nationaler Ebene propagierten „Geschichtspolitik“ und der individuellen bzw. in Gruppen gepflegten „Erinnerungskultur“ in den Nachkriegsjahrzehnten feststellen. (A. Assmann 2006, 272-279)

Der von Assmann verwendete Begriff des Traumas ist im Zusammenhang mit Erinnerungskultur nicht unproblematisch, weil er sich nicht explizit auf „Opferkollektive“ bezieht. Indem auch der Mehrheitsgesellschaft in der BRD ein „Trauma der Scham“ bzw. ein „Trauma der Schuld“ (Assmann 2006, 97 f.) attestiert wird, verschiebt sich der Fokus bei der Beurteilung der Erinnerungskultur im Nachkriegsdeutschland. Im Zentrum steht nicht mehr der opportunistische und instrumentelle Charakter eines kollektiven Gedächtnisses, das vom Vergessen profitiert, sondern psychologisierende Deutungen der verzögerten Vergangenheitsaufarbeitung. Wulf

Kansteiner merkt in diesem Zusammenhang zurecht an, dass „die Verspätung öffentlicher Debatten über die Bedeutung negativ besetzter Vergangenheiten mehr mit politischen Interessen und Opportunitäten zu tun [hat] als mit der Beharrlichkeit eines Traumas oder irgendeiner ‚Emanation des kollektiven Unterbewusstens‘.“ (Kansteiner 2004, 126)

Wenngleich also Assmanns Konzept in diesem Punkt mit Einschränkungen versehen werden muss, soll in dieser Arbeit der Gedanke von der problematischen Inkongruenz zwischen individueller und politisch bzw. kulturell genormter Erinnerung aufgegriffen werden. Sie ist nach Meinung des Autors sowohl im Wandel von Junges Autobiographisierung in der Nachkriegszeit spürbar wie in der kulturellen Verarbeitung dieser Selbstbeschreibungen. Welzers Ermunterung zur Dekonstruktion von Autobiographien soll gleichfalls Beachtung finden, wenn es darum geht, die Entstehung der inkonsistenten Selbsterzählung Traudl Junges als Ergebnis ihrer Sozialisation in drei unterschiedlichen Gesellschaftssystemen nachzuvollziehen, nämlich der Weimarer Republik, dem Nationalsozialismus und der BRD.

2. Die gespaltene Erinnerung Traudl Junges

2.1 Traudl Junges Biographie

Traudl Junge wurde am 16. März 1920 als Gertraud Humps in München geboren.¹⁰ Ihr Vater Max war Braumeister und Leutnant der Reserve, ihre Mutter Hildegard Generalstochter. Kurz nach der Geburt Traudls verlor Max Humps seine Stellung bei der Brauerei und schloss sich dem deutschnationalen „Freikorps Oberland“ an, mit dem er an der Erstürmung des Annaberges in Oberschlesien teilnahm. Humps gehörte später auch dem aus dem „Freikorps Oberland“ hervorgehenden „Bund Oberland“ an, der der NSDAP unterstand. Für seine Beteiligung am Hitlerputsch im November 1923 wurde er mit dem „Blutorden“ ausgezeichnet. Aus politischen und beruflichen Gründen setzte sich Humps 1925 in die Türkei ab, wo er schließlich zu einer Stelle als Braumeister gelangte. Seine Familie mitsamt seiner sich mehr und mehr von ihm abwendenden Frau ließ er in Deutschland zurück. So wuchs Traudl ab dem fünften Lebensjahr bei den Eltern ihrer Mutter auf.

Den Beginn der NS-Herrschaft erlebte die dreizehnjährige Traudl als „Signal für den Umbruch“. Während Hildegard Humps im Privatleben schlechte Erfahrungen mit dem NS-Regime gesammelt hatte, wirkte es auf die jugendliche Traudl euphorisierend. Als Fünfzehnjährige sah sie Hitler im Wagen an sich vorbeifahren und notierte: „Der Führer muss etwas ganz Großes sein.“ (Junge 2004, 23) Sie trat 1935 dem BDM bei, begeisterte sich vor allem für die Großinszenierungen und das Gefühl, Teil einer umfassenden Bewegung zu sein. Dabei unterschied Traudl ihren eigenen Angaben nach zwischen der Empfänglichkeit, die sie für die gesellschaftlichen Veränderungen in ihrem privaten Umfeld empfunden hatte, und der Abneigung gegenüber dem „übertriebenen Nazitum“, den „derben Seiten der kommunalen Parteipolitik“. (Junge 2004, 28) Von den Repressionen gegenüber der jüdischen Bevölkerung bekam sie nach eigenen Aussagen nur am Rande etwas mit. Kontakt zu Juden hatte sie unter anderem durch den gemeinsamen Tanzunterricht mit ihrer jüngeren Schwester Inge bei einer jüdischen Familie, mit deren Töchtern sie befreundet waren, die jedoch 1936 in die

¹⁰ Alle Angaben zu Junges Biographie nach Junge 2004.

USA emigrierten. Weder die Reichspogromnacht, die Brandmarkung jüdischer Geschäfte, noch die Kennzeichnung von Juden mit gelben Sternen ab September 1941 hinterließ in der Erinnerung Traudls besondere Spuren. Nur ein einziges Mal habe sie eine Frau mit einem derartigen Symbol auf der Straße gesehen, aber nicht weiter darüber nachgedacht.

1936 ging Traudl mit der mittleren Reife vom Lyceum, machte an der Handelsschule eine Ausbildung zur Sekretärin, arbeitete danach als Kontoristin und im Notariat, bis sie schließlich 1939 zu einer Fachzeitung für Schneiderhandwerk wechselte, wo sie zur stellvertretenden Chefredakteurin avancierte. In der Freizeit tanzte sie und eiferte ihrer Schwester Inge nach, die 1940 ein Engagement an der „Deutschen Tanzschule“ in Berlin erhielt. Nachdem Traudl im Sommer 1941 die Tanzprüfung bestanden hatte, wollte sie nach Berlin gehen, erhielt aber von ihrem Arbeitgeber mit Berufung auf die „kriegsbedingte Arbeitslenkung“ keine Freigabe. Entrüstet über diese Gängelung nahm sie das Angebot einer Kollegin ihrer Schwester Inge wahr, die mit dem Leiter von Hitlers Privatkanzlei, Albert Bormann, verwandt war. Bormann verschaffte ihr dort eine Stellung in der Postannahme. Ende November 1942 suchte Hitler nach einer neuen Sekretärin, die er aus dem Personal der Reichskanzlei zu rekrutieren gedachte; seine Wahl fiel im Dezember desselben Jahres auf Traudl. Sie hielt sich von diesem Zeitpunkt an bis zu Hitlers Selbstmord am 30. April 1945 im Berliner „Führerbunker“ fast durchweg in seiner Nähe auf. Neben ihrer formalen Beschäftigung als Sekretärin erhielt sie (wie die drei weiteren Sekretärinnen auch) intime und umfangreiche Einblicke in Hitlers Alltags- und Freizeitleben. Im Juni 1943 heiratete Traudl den Offizier Hans Herrmann Junge, der bereits im August des folgenden Jahres im Krieg fiel.

Nach Hitlers Tod scheiterte Traudls Versuch, von Berlin aus nach Nordwesten in die britische Zone zu fliehen. Sie geriet in russische Gefangenschaft, wurde aber dank der Protektion durch einen Armenier, der als Dolmetscher für die sowjetische Besatzungsmacht arbeitete, schon im Oktober 1945 aus der Haft entlassen. Fortan wurden ihr einfache Beschäftigungen zugeteilt, mit denen sie ihren Lebensunterhalt verdienen konnte. Im April 1946 konnte sie sich zu ihrer Familie nach München absetzen. Es folgten Jahre der gesellschaftlichen Re-Etablierung und kulturellen Begegnungen, die im direkten Gegensatz zu Traudls BDM-Sozialisation standen. Sie nahm Teil am Kabarett- und Theaterleben Münchens, konsumierte amerikanische Musik und Literatur, empfand ihr Leben als „sehr erfüllt“ (Junge 2004, 247). Zwischen 1947 und 1950 arbeitete Traudl Junge wieder als Sekretärin, u.a. für den im NS als „Halbjuden“ verfolgten Rechtsanwalt Hans Raff sowie den Journalisten und Schriftsteller Karl Ude, den Vater des derzeitigen Münchener Oberbürgermeisters Christian Ude. Junge wurde enge Freundin der Udes; über diese Beziehung wurde sie Mitglied im SPD-Kulturforum und blieb dies bis zu ihrem Lebensende.

Anfang der 1950er Jahre erhielt sie über Beziehungen eine Stelle als Sekretärin des Chefredakteurs der Illustrierten „Quick“. Hier arbeitete sie mit an einer Reportage über NS-Kriegsverbrechen – ihren Aussagen nach das erste Mal, dass ihr der wahre Charakter des Regimes bewusst wurde. Mitte der fünfziger Jahre kam dann erstmals Interesse an ihrer Person auf. Michael A. Musmanno interviewte sie für seine Dokumentation von Hitlers letzten Tagen im „Führerbunker“, für die Verfilmung dieser Schilderungen unter dem Titel „Der letzte Akt“ beriet Traudl Junge den Regisseur Georg Wilhelm Pabst.

In den 1960er Jahren nahm die Auseinandersetzung mit ihrer Biographie für Traudl Junge einen persönlicheren Charakter an; im Zuge des verschärften öffentlichen Diskurses über die Verbrechen des NS-Regimes und die Frage der Kollektivschuld begann sie ihre Rolle immer kritischer zu reflektieren – ein Prozess, der bis zu ihrem Tode anhielt. 1981 trat sie in den Ruhestand, war aber in den folgenden Jahren immer wieder gefragte Interviewpartnerin für Dokumentationen über die letzten Tage Hitlers. Traudl Junge starb am 10. Februar 2002 in München.

2.2 Zur Strukturierung der Biographie

Das bewusste Leben hat für mich erst nach dem Krieg begonnen. Das Nachdenken über das Wesentliche. Das Hinterfragen. Die Bedeutung menschlicher Beziehungen. Bis dahin habe ich alles hingegenommen, wie es auf mich zukam. (Junge 2004, 250 f.)

Das auffälligste Merkmal an Junges späten autobiographischen Erinnerungen ist die Konsequenz, mit der sie sich in zwei Personen teilt: Sie spricht von der „junges“ und der „alten“ Junge und spaltet die Erinnerungen an das „Mädel Traudl Humps“ ab von ihrer Erwachsenenbiographie. (Junge 2004, 11) Nach Angaben von Melissa Müller, Mitherausgeberin von Junges Memoiren, meldete sie sich sogar am Telefon als „die alte Junge“ (Junge 2004, 231). Ihre Erinnerungen an die Zeit vor 1945 gehörten für Traudl Junge zu einer anderen Identität als jene an die Zeit danach. Tatsächlich war das Ende des NS-Regimes der alles überragende Einschnitt in ihrer Biographie. Dennoch lässt diese sich feiner differenzieren als in eine Vorher/Nachher-Dichotomie. Bei genauer Betrachtung fallen fünf Phasen ins Auge, die jeweils neue Entwicklungen in Junges Lebensgeschichte mit sich brachten: Die erste endet mit der Einstellung als Hitlers Sekretärin im Dezember 1942, die zweite mit dem Tode Hitlers, die dritte mit der Entlassung aus amerikanischer Untersuchungshaft 1947. Der Übergang zur letzten Phase ist fließend und am schwierigsten zu verorten; er beginnt Mitte der 1960er Jahre mit der für Junge ebenso wie für die deutsche Öffentlichkeit drängender werdenden Notwendigkeit, die NS-Vergangenheit aufzuarbeiten. Man kann die Einschnitte in Junges Biographie daran anknüpfend auch mit Begriffen der Dynamik ihrer gesellschaftlichen Stellung beschreiben: „Aufstieg“ zu Hitlers Sekretärin, „Abstieg“ in russische und amerikanische Gefangenschaft, „Re-Etablierung“ in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft und schließlich „Stagnation“ in den letzten Lebensjahrzehnten bis zum Tod.

Der erste Zeitpunkt, der einen Einblick in die Gedächtnisproduktion Junges bietet, liegt in einer biographischen Senke zwischen zwei Aufstiegsphasen im Jahr 1948¹¹; nach erfolgreicher Flucht aus der sowjetischen Besatzungszone und dem Erhalt eines „Persilscheins“ begann sich ihr Leben im Umfeld ihrer Münchener Familie allmählich wieder zu konsolidieren. Junge war zu diesem Zeitpunkt Ende zwanzig. Die Niederschrift ihrer Erinnerungen stellte einen Versuch dar, die außerordentliche Lebensepisode als Sekretärin Hitlers in eine noch offene und zu gestaltende Zukunft einzuordnen. Ihre Ausführungen standen zwar unter dem schockierenden Eindruck des

¹¹ Der genaue Zeitraum der Abfassung von Junges ersten Nachkriegserinnerungen ist leider nicht dokumentiert, Junge und Müller sprechen von „den Jahren 1947/48“, in denen das Manuskript verfasst worden sei, vgl. Junge 2004, 9 bzw. 34.

physisch miterlebten Niedergangs des NS-Regimes und des damit verbundenen vorübergehenden substanziellen gesellschaftlichen Statusverlusts; Junge reflektierte ihre Rolle jedoch noch nicht unter dem Vorzeichen einer persönlichen Mitverantwortung oder gar eines Schuldbewusstseins für ihr Handeln.¹² Bei ihrem Interview mit André Heller und Otto Schmiderer war die Ausgangssituation eine andere: Junge blickte mit einem diffusen, jahrelang aufgestauten Schuldgefühl auf ihr Leben zurück. Sie erwartete von ihrer Erzählung keine orientierende Funktion mehr für die Zukunft, sondern schlicht, mit sich selbst ins Reine zu kommen. Dass ihr dies möglicherweise tatsächlich gelang, legt die Auskunft Otto Schmiderers nahe, Junge habe ihm kurz vor ihrem Tod telefonisch mitgeteilt, die Geschichte und das Leben hätten sie jetzt losgelassen und sie begänne, sich zu verzeihen. (Nord 2002, 15)

Bei der Analyse von Junges Selbstdarstellung sind diese unterschiedlichen Ausgangslagen, Motivationen und auch ihre sich fortentwickelnde „narrative Kompetenz“ zu berücksichtigen: Die alte Junge hatte ihre Geschichte unzählige Male mental durchlebt und vorgetragen, sodass sie ihren Gesprächspartnern als „begnadete Erzählerin“ (Nord 2002, 15) gegenüberreten konnte.

2.3 Analyse von Traudl Junges autobiographischen Erzählungen

2.3.1 Vorbemerkung zur Edition von Junges Erinnerungen

Weder Junges Manuskript aus dem Jahr 1948 noch das gesamte Filmmaterial (veröffentlicht wurden 90 Minuten aus insgesamt siebenstündigen Interviewaufnahmen) von André Heller und Otto Schmiderer standen dem Autor für diese Arbeit zur Verfügung. Das hat den Nachteil, dass möglicherweise aufschlussreiche Interviewsequenzen oder Streichungen bzw. Randbemerkungen im Manuskript nicht berücksichtigt werden konnten – also Material, das potenziell Rückschlüsse auf Aspekte von Junges Biographie hätte geben können, die in den veröffentlichten Quellen zu kurz kommen oder gänzlich vernachlässigt werden. Andererseits bieten die vorliegenden editierten Quellen einen für den Rahmen dieses Aufsatzes angemessenen, stichprobenartigen Einblick in die autobiographische Selbstinszenierung und Fremdinszenierung Junges.

Was die Gestaltung der beiden hier behandelten veröffentlichten Junge-Quellen betrifft, fallen zunächst Unterschiede ins Auge: Bei der von Melissa Müller herausgegebenen Buchausgabe von Junges Erinnerungen handelt es sich um eine sorgsam kommentierte und mit zahlreichen Fußnoten versehene Rekonstruktion von Junges Leben. Dabei werden die umfassenden Aufzeichnungen aus den Jahren 1947/48 über ihre Arbeit als Hitlers Sekretärin umrahmt von biographischen Ergänzungen zur Vor- und Nachkriegszeit, die Müller in Gesprächen mit Junge recherchierte und in knapp gehaltener Erzählform darstellt. Im Gegensatz dazu inszenieren Heller und Schmiderer ihr Interview mit Junge bewusst sparsam: kein künstliches Licht, keine Einblendungen von dokumentarischen oder nachgestellten Szenen, keine Musik, keine Kamerafahrten, dafür teilweise minutenlange ungeschnittene Sequenzen. Kommentiert wird das Gezeigte – wie in der Einleitung beschrieben – nur selten und von Junge selbst.

12 Vgl. dazu Junges Anmerkung zur Niederschrift des Manuskripts: „Das war zu einer Zeit, als ‚wir alle‘ nach vorne schauten und das Erlebte – übrigens erstaunlich erfolgreich – verharmlosten und verdrängten.“ (Junge 2004, 9)

Zuletzt ist der Umstand zu erwähnen, dass Melissa Müller Junges Manuskript an Heller schickte und damit die Entstehung des gefilmten Interviews initiierte. Es entstand im engen zeitlichen Umfeld der Herausgabe von Junges Memoiren. (vgl. Junge 2004, 11)

2.3.2 Inhaltlicher Aufbau

Junge schrieb für die Veröffentlichung ihrer Hitler-Erinnerungen ein Vorwort, in dem sie die Veröffentlichung ihrer Memoiren als „Versöhnungsversuch“ (Junge 2004, 9) mit sich selbst deklariert. Obgleich sie darauf insistiert, dass sie weder an einer Rechtfertigung noch an einer Selbstanklage interessiert sei, findet sich in dem Vorwort doch ein sehr deutlich formuliertes Schuldbekenntnis (siehe Kapitel 2.3.3.2).

Es folgen Hinweisen auf die Entstehung des Buches und schließlich eine Art Gebrauchsanweisung: Das Buch solle zugleich aus Insiderperspektive über die NS-Zeit aufklären und den Leser moralisch läutern, indem er am Beispiel Junges erkenne, dass der Mensch sich wandeln könne. Im Originalmanuskript von 1948 gibt es kein eigentliches Vorwort – Junge leitet ihre Ausführungen lediglich mit dem kurzen Hinweis darauf ein, ständig nach Hitler gefragt worden zu sein und danach, wie sie in seine Nähe gekommen sei. Es folgt nach einer knappen Schilderung der Ausgangslage, in der sie als 21-Jährige zum Vorsprechen bei Hitler gelangte, eine 180 Seiten lange, streng chronologische Darstellung ihrer Zeit als Hitlers Sekretärin.

Auch das Interview beginnt mit Schuldzuweisungen; anders als im Buch verteilt Junge hier die Last allerdings auf mehrere Schultern (siehe Abschnitt 2.3.3.1). Bei der Schilderung ihrer Biographie wird die Chronologie gelegentlich mit Exkursen durchbrochen, in denen sie zu bestimmten Fragen Stellung bezieht, etwa zu dem Verhältnis Hitlers zu Frauen oder dazu, ob Hitler seine antisemitische Haltung explizit geäußert habe. Als zusätzliche Erzählvariante tritt selten die sich selbst beobachtende und kommentierende Junge hinzu, die zum Schluss des Interviews mit Bezug auf Sophie Scholl über sich selbst richtet, dass es keine Entschuldigung sei, jung gewesen zu sein, sondern sie „auch hätte vielleicht Dinge erfahren können“ (Heller 2004).

2.3.3 Exemplarischer Vergleich narrativer Topoi

2.3.3.1 „... wie die Jungfrau zum Kind“

Eigentlich bin ich zu Hitler gekommen wie die Jungfrau zum Kind, durch Zufall und Leichtsinn, muss ich sagen. Ich hab' als junges Mädchen eigentlich überhaupt keine präzisen Wünsche und Vorstellungen gehabt, wie mein Leben verwirklicht wird, was ich werden will. (Heller 2004)

Diese Jungfräulichkeitsmetapher, in der Junge als vollkommen passiv und unschuldig erscheint, ist ein in verschiedenen Variationen wiederkehrendes und elaboriertes Motiv des Interviews. Es deutet sich bereits in ihrem Manuskript von 1948 an, wobei der Modus der Passivität darin gelegentlich durchbrochen wird und sich zeigt, dass nicht nur Zufall, Leichtsinn oder fremde Gewalten Junge steuerten, sondern auch ihr Ehrgeiz und ihre Abenteuerlust:

[...Ich] bin auch nicht aufgrund meiner hervorragenden Verdienste um den Nationalsozialismus oder meiner niedrigen Parteimitgliedsnummer seine Sek-

retärin geworden. Es geschah mehr oder weniger durch einen Zufall. Ich wäre wohl nie Hitlers Sekretärin geworden, wenn ich nicht den Wunsch gehabt hätte, Tänzerin zu werden. (Junge 2004, 35)

Immerhin schien Junge also doch die präzise Vorstellung gehabt zu haben, Tänzerin werden zu wollen. Die Verknüpfung zwischen diesen Ambitionen und ihrer Arbeit bei Hitler erläutert Junge im weiteren Verlauf damit, dass sie nach erfolgreicher Tanzprüfung 1941 keine Freigabe von ihrem Arbeitgeber erhielt:

[M]ein ganzer verzweifelter Hass richtete sich gegen meine Firma und meinen Chef, den ich mit dem entsetzlichen Vorwurf belastete, aus Egoismus mein Leben verpatzt zu haben, weil er meine Kündigung nicht angenommen hatte. [...] Ich wollte ihn keinesfalls mehr länger sehen und diese Firma aus Trotz um jeden Preis verlassen. Und so kam die Lawine ins Rollen, die mich dann 1945 in Berlin fast begraben hätte. (Heller 2004)

Diese Passage muss erstaunen, wenn man an Junges Selbstbeschreibung als naive Jungfrau denkt. Hier tritt sie als 21-jährige Frau selbstbewusst und offensichtlich mit ehrgeizigen Karriereplänen ihrem Vorgesetzten entgegen. Sogleich folgt allerdings die Metapher der Lawine, mit der sich Junge wiederum in die passive Rolle rückt. Diese Passivität kennzeichnet auch die Schilderung ihrer kurz darauf folgenden Verpflichtung zur Sekretärin des Leiters von Hitlers Privatkanzlei, Albert Bormann. Eine Kollegin ihrer an der Deutschen Tanzbühne in Berlin engagierten Schwester „war verwandt mit Albert Bormann und durch ihn bekam ich eines schönen Tages ein Angebot in die Kanzlei des Führers nach Berlin“. (Junge 2004, 37) Das ist nicht nur recht lapidar und beiläufig formuliert, es fehlt auch eine Information, die diesen Vorgang plausibel erscheinen lässt, was Junge selbst bemerkt: „Ich fragte mich manchmal, warum man man eigens eine Sekretärin aus München geholt und sogar dienstverpflichtet hatte.“ (Junge 2004, 37) Im Interview von 2002 beantwortet Junge diese Frage selbst:

Ich hab' auch irgendwo so d'runter gelitten, dass ich als die Ältere immer noch zu Hause war und meine junge Schwester ist schon da in der weiten Welt. Und da hat die den Vorschlag gemacht: ‚Weißt du was, wir fragen den Albert Bormann, ob er dich nicht dienstverpflichten kann nach Berlin.‘ Und ich hab g'sagt: ‚Naja...‘, also ohne zu ahnen, was das für Folgerungen hat. (Heller 2004)

Junge schildert hier die Vorgeschichte ihrer Verpflichtung nach Berlin etwas anders als in ihrem Manuskript. Der „Hass“ auf ihren kündigungsunwilligen Chef wird nicht mehr direkt thematisiert, es tritt dafür die beneidete und tatkräftige Schwester in den Vordergrund, der sie ihr Leid geklagt habe und welche daraufhin als Vermittlerin aktiv geworden sei.

Es ist bemerkenswert, dass Junge sich mehr als 60 Jahre nach den eigentlichen Ereignissen präziser an die Vorgeschichte ihrer Bekanntschaft mit Hitler zu erinnern glaubte als Ende der 1940er Jahre. Es liegt nahe, dass sie die „Lücke“ in ihrem Manuskript in den dazwischenliegenden Jahrzehnten rekonstruiert hatte, möglicherweise

auch in Gesprächen mit ihrer Schwester. Es stellt sich jedoch die Frage, warum Junge nicht schon 1948 dazu in der Lage war, dieses für ihren weiteren Lebenslauf so bedeutsame Detail zu erinnern, bzw. nicht willens war, es in ihre Memoiren einfließen zu lassen.

Im Vergleich zwischen Manuskript und Interview zeigt sich auch an anderen Stellen, dass die alte Junge das kurz nach dem Krieg entstehende Motiv der Passivität ausgebaut hat und in der Lage ist, es in gängigen Metaphern zu symbolisieren und nahtlos in ihre Lebensgeschichte einfließen zu lassen. Während man in der Erzählung der jungen Junge noch auf einige Widersprüchlichkeiten bezüglich des Eigenanteils an ihrem Schicksal stößt, erscheint diese Narration im Interview als geglättet. Stellenweise lässt sich dieser Prozess Wort für Wort nachverfolgen, wie folgende Gegenüberstellung zeigt. Im Manuskript findet sich folgende Passage, die sich auf die Zeit unmittelbar vor dem Tod Hitlers bezieht:

Aber diese verkrampfte, drückende Atmosphäre des Bunkers hat Gewalt über mich. Der Führer, jetzt ein gebrochener, greiser Mann, hat immer noch die Fäden unsichtbar in der Hand. Seine Gegenwart genügt, um jede echte Regung, jedes natürliche Gefühl zu ersticken. (Junge 2004, 191)

Was Hitlers Pläne zum Selbstmord betrifft, stellt Junge nach Darstellung von dessen Beweggründen schlicht fest: „Er hat Recht.“ (Junge 2004, 197) Zur Reaktion auf seinen Tod schreibt sie dann allerdings:

Plötzlich fühle ich etwas wie Hass und ohnmächtige Wut gegen den Führer in mir aufsteigen. Ich bin selbst erstaunt darüber, denn ich wusste doch, dass er uns verlassen würde. Aber diese Leere und Ratlosigkeit, in der er uns zurückgelassen hat. Nun ist er einfach weggegangen und mit ihm ist auch der hypnotische Zwang verschwunden, unter dem wir gelebt haben. (Junge 2004, 207)

Im Interview finden sich die obigen Passagen, die über einen knapp 20 Seiten langen Text verteilt sind, in synthetisierter Form wieder:

Wissen Sie, ich hab' einen Hass empfunden gegen Hitler, weil er auf einmal uns so im Stich ge... Einen ganz persönlichen Hass. Weil er einfach abgehauen ist und uns in dieser Mausefalle hat sitzen lassen. Und die anderen Menschen, die da noch 'rumhingen, waren plötzlich wie schlaffe Marionetten, die der Spieler losgelassen hat, und wir hatten alle kein Eigenleben. (Heller 2004)

Aus dem Mann mit den unsichtbaren Fäden ist ein Marionettenspieler geworden, und der Bunker ist nun eine Mausefalle. Junges späte Erzählung ist metaphernreicher, pointierter, Widersprüchlichkeiten und Differenzierungen sind geglättet; sie ist – mit Gergen gesprochen – „wohlgeformter“.

Angesichts einer derart ausgeformten und eingeübten Erzählung überrascht es auf den ersten Blick, dass Junge bei der Zuweisung von Schuld und Verantwortung für ihre Naivität im Umgang mit Hitler im Interview die Last scheinbar willkürlich verteilt. Sie spricht von einer „Gewaltmaschinerie“, die von den Deutschen organisiert worden sei, von Hitler, der das Gewissen der Deutschen manipuliert habe, und von

dem „kindischen jungen Ding“, also ihrem jugendlichen Alter Ego, dem sie böse sein müsse. (Heller 2004) Auf geradezu verwirrende Weise vermischen sich zu Beginn Selbstbeschuldigungen und Rechtfertigungen. Der Versuch, Verantwortung zu übernehmen, wechselt beständig mit Entschuldigungen und Relativierungen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass sich auch hier die Narrative in Junges passive Selbstdarstellung fügen. Die „Gewaltmaschinerie“, Hitler, und das „kindische junge Ding“ funktionieren synonym zu den an anderer Stelle verwendeten Metaphern der „Mausefalle“, des „Puppenspielers“ und der „Jungfrau“. In dieser Konstellation von Zwang, charismatischer Aktivität und hypnotischer Passivität entspinnt sich die Geschichte von Hitlers Sekretärin. Als mit Zusatzwissen reich ausgestattete Erzählerin tritt die „alte Junge“ in Erscheinung, die das Geschehen aus der Entfernung kommentiert, kritische Zwischenfragen stellt und ihre jüngere Doppelgängerin tadeln kann.

2.3.3.2 „Aber ich hab‘ noch nicht den Zusammenhang hergestellt mit meiner eigenen Vergangenheit“

Im Interview mit André Heller und Otto Schmiderer lässt sich nachvollziehen, wie sich Junge die Abspaltung ihres alten Ichs von dem jüngeren biographisch erklärt:

In dieser ersten Zeit, da war komischerweise die Vergangenheit gar kein Thema. Es ist auch in der öffentlichen Diskussion keins gewesen. Es gab auch noch nicht die Bücher. Es gab auch in der politischen Diskussion noch nicht die Vergangenheitsbewältigung. Selbst der Nürnberger Prozess hat nicht diese Wirkung ausgelöst wie dann später in den 60er Jahren. Ich weiß nicht, warum, aber da ist plötzlich die ganze Literatur und auch die Stimmen laut geworden. Da ist der „SS-Staat“, da kamen das Tagebuch der Anne Frank und es kamen auch noch Menschen, die überlebt haben und auch dagegen waren; es kamen auch die Gegner zu Wort. Und vor allem, was mich also ganz entscheidend beeindruckt hat, war ja, dass die Welt nach dem Krieg plötzlich ganz anders war, als Hitler sie geschildert oder prophezeit hatte. Es war ja plötzlich ein Geist der Freiheit da. [...] Ich hab‘ plötzlich gesehen, dass das alles nicht stimmte. [Schnitt] So hab‘ ich eigentlich in der ersten Zeit gar nicht d‘ran gedacht, meine Vergangenheit zu bewältigen. Natürlich hab‘ ich diese Schrecknisse durch die Nürnberger Prozesse, diese sechs Millionen Juden, und andersgläu..., oder andersrassischen Menschen, die umgekommen sind, als eine ganz erschütternde, fürchterliche Tatsache empfunden. Aber ich hab‘ noch nicht den Zusammenhang hergestellt mit meiner eigenen Vergangenheit. Ich hab‘ mich noch damit zufriedengegeben, dass ich persönlich keine Schuld hatte und auch davon nichts gewusst hab‘ – von diesem Ausmaß hab‘ ich nicht gewusst. Aber eines Tages bin ich an der Gedenktafel vorbeigegangen, die für die Sophie Scholl an der Franz-Joseph-Straße befestigt war. Und da hab ich gesehen, dass sie mein Jahrgang war und dass sie in dem Jahr, als ich zu Hitler kam, hingerichtet wurde. Und in dem Moment hab‘ ich eigentlich gespürt, dass das keine Entschuldigung ist, jung zu sein, sondern dass man auch hätte vielleicht Dinge erfahren können. (Heller 2004)

Auffällig an diesem Abschnitt ist auf inhaltlicher Ebene zunächst die Art, in der Junge ihre individuelle Vergangenheitsbewältigung mit der kollektiven bundesrepublikani-

schen verknüpft. Weil die NS-Zeit kein öffentliches Thema war, war es auch für Junge keins, selbst wenn ihre persönliche Erfahrung mit dem neuen „Geist der Freiheit“ dem durch Hitler vermittelten Weltbild diametral widersprach. Junge nahm die Informationen über die Verbrechen, die während ihrer Zeit als Hitlers Sekretärin vor sich gingen, durchaus wahr, ohne sie in einen Zusammenhang mit ihrer Biographie zu bringen. Darauf deutet auch die Fehlдатierung der Literaturbeispiele hin, die nach Junges Einschätzung die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in der BRD einleiteten. Sowohl Eugen Kogons „SS-Staat“ (1946) als auch Anne Franks Tagebuch (1950) erschienen in Deutschland weit vor den 1960er Jahren, selbst die Hollywood-Verfilmung von Anne Franks Tagebuch war bereits im August 1959 in deutschen Kinos zu sehen. Für Junge bekamen diese Bücher jedoch erst dann Relevanz, als sie die Erfahrung machte, dass auch ihre Rolle während der NS-Zeit problematisch gewesen sein könnte. Die Begegnung mit der Sophie-Scholl-Gedenktafel diente Junge hierbei als biographisches Schlüsselerlebnis, an dem sie den Wandel ihrer ganz persönlichen Erinnerungskultur festmachte. Für das Erlebnis erwähnte sie kein genaues Datum, es ist aber vielsagend, dass jene Gedenktafel 1968 in der Franz-Joseph-Straße angebracht wurde, also in dem Jahr, das auch für die westdeutsche Erinnerungskultur als Wendepunkt gilt.¹³ Die von Junge gezogene Parallele zwischen der eigenen und der gesamtgesellschaftlichen Bewusstseinsbildung wird im obigen Zitat auch daran augenfällig, dass sie zweimal die fast identischen Narrative von anfänglicher Verdrängung und späterer Bewusstwerdung zunächst in allgemeiner, dann in personifizierter Form vorträgt. Kollektives und individuelles Gedächtnis erscheinen so untrennbar miteinander verzahnt.

Der Gestus, in dem Junge ihre Wandlungsgeschichte darstellt, weicht von ihrer sonstigen Erzählhaltung auf bemerkenswerte Art und Weise ab. Während sie Episoden aus ihrer Tätigkeit bei Hitler in der Regel ruhig, sprachlich souverän und stilistisch ausgefeilt darbietet, wirkt sie hier unsicher, baut grammatische Fehler ein und sucht nach korrekten Ausdrücken. Das zeugt davon, dass hier eine Erinnerung formuliert wird, die noch nicht ständig reproduziert worden ist und somit auch nicht rhetorisch ausgefeilt vorgetragen werden kann. Wie ungefestigt diese Erzählung ist, zeigen auch die ungenaue Verwendung von grammatischen Zeiten und die teilweise im Passiv formulierten Ereignisse. So spricht Junge im Perfekt davon, den Zusammenhang zwischen den Verbrechen der Vergangenheit und der eigenen Biographie noch nicht hergestellt zu haben. Zugleich erzählt sie, sie habe bereits in den 1960er Jahren gespürt, dass es diesen Zusammenhang offensichtlich doch gibt. Es überlagern sich hier auf der gleichen Zeitebene Ignoranz und Erkenntnis, doch dieser vermeintliche Widerspruch erscheint für Junges Biographie sehr plausibel. Weil weder die Unschuld-narration der frühen Nachkriegszeit (Ignoranz) noch die spätere Läuterung (Erkenntnis) zur abgeschlossenen Vergangenheit zählen, überlagern sich beide Erinnerungsfiguren in der Person Junges und veranlassen ihre Spaltung in eine junge und eine alte Identität, wobei Letztere die moralisch und intellektuell überlegene ist und vergeblich darum bemüht ist, sich von der jüngeren zu distanzieren. Das äußert sich dann in Formulierungen wie dieser: „Ich hab das Gefühl, dass ich diesem Kind, diesem kindischen jungen Ding, böse sein muss oder dass ich ihm nicht verzeihen kann.“ (Heller 2004)

¹³ Zum Datum der Errichtung der Sophie-Scholl-Gedenktafel vgl. Pfoertner 2005, 33.

An dieser Stelle können wir auf das eingangs zitierte Unbehagen zurückkommen, das Junge über ihre naive Darstellung von Banalitäten aus Hitlers Alltag äußert. Denn die Gegenüberstellung der erzählenden mit der sich selbst kommentierenden Junge macht ihre Identitätsspaltung visuell erfahrbar. Auf der einen Seite sitzt die fast entspannt wirkende, geübte Erzählerin, auf der anderen Seite die von starken Gefühlsregungen gekennzeichnete Beobachterin, die gelegentlich eingreifen muss, weil die erzählende Junge Episoden erinnert, die die beobachtende Junge zwar nicht als „falsch“ empfindet, die aber mit ihrem inzwischen angeeigneten Weltwissen und der gegenwärtigen kollektiven Erinnerung nicht kompatibel sind. Wieso aber bremst sich Junge nicht schon im Prozess des Erzählens? Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass alle Merkmale des Erzählgestus, den Junge über weite Strecken zeigt – die gemäßigte Emotionalität, der geschliffene Stil, die metaphernreiche Sprache – auf den eingeübten und verfestigten Charakter der derart vorgetragenen Erinnerungen verweist. Damit weisen sie genau die Eigenschaften auf, die Hans J. Markowitsch „faktenartigen Informationen“ (siehe Kapitel 1.1) zuschreibt. Solche Informationen ordnet die Gedächtnisforschung nicht dem Prozess des autobiographischen Erinnerens zu, sondern dem „impliziten Gedächtnis“, das normalerweise automatisierte Vorgänge übernimmt wie das Sprechen oder Gehen. (vgl. Welzer 2005, 49f.) „Hier geht es um etwas Erlerntes“, so Harald Welzer, „das wir ‚wider besseren Wissens‘ anwenden, und wir können uns kaum erklären, wo es herkommt, dieses Verhalten, das wir selbst als etwas Fremdes empfinden.“ (Welzer 2005, 49) So reproduziert auch Junge während des Interviews größtenteils Narrative, die sie seit ihrer Zeit bei Hitler immer wieder einstudiert und präsentiert hat und die deswegen wie ein auswendig gelerntes Klavierstück mühelos und unterhaltsam daherkommen, ohne dass sie sich bewusst wird, wie das Erzählte im Verhältnis zu ihr selbst steht. Die Bewusstwerdung wird erst dadurch möglich, dass Junge sich selbst von außen betrachten kann. Ihr fällt dann auf, dass der Hitler, von dem sie seit Jahrzehnten erzählt, nicht der ist, den sie inzwischen kennt. Sie empfindet Scham dafür, ihn so darzustellen, wie sie es tut, weil sie weiß, dass ihre damalige Perspektive verzerrt war; aber auch, weil ihr bewusst ist, dass Geschichten über einen „liebenswürdigen Hitler“ nicht in ihre Gegenwartsgesellschaft gehören.

Sie passen zu diesem Zeitpunkt aber auch längst nicht mehr in Junges eigene Biographie. Sie erlebte seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges eine geradezu beispielhafte BRD-Sozialisation, die in vielen Aspekten eine regelrechte Kehrtwende zu ihrer NS-Karriere darstellte, die jedoch für ihr biographisches Selbstverständnis zunächst noch keinen radikalen Bruch bedeutete. Weder musste sich Traudl Junge für ihre Nähe zu Hitler rechtfertigen noch wurde sie dafür ernsthaft zur Rechenschaft gezogen – sie profitierte dabei von der gesamtgesellschaftlichen Verdrängung der unmittelbaren Vergangenheit. Gleichwohl entwickelte sie allmählich ein Bewusstsein für die Problematik ihrer bisherigen Biographie, was sich etwa in der Aussage gegenüber Michael M. Musmanno im Jahre 1949 äußerte, sie fühle, seit sie mit ihm gesprochen habe, ein „gewisses Maß an Verantwortung, eben weil ich für ihn gearbeitet habe, ganz gleich, wie mechanisch die Tätigkeit auch gewesen sein mag“. (Musmanno 1950, 405) Diese Bemerkung widerspricht der Behauptung Junges, sie habe sich in der ersten Zeit nach dem Krieg nicht mit ihrer Vergangenheit befasst. Ihre Bewusstwerdung erfolgte also entgegen ihrer Darstellung keineswegs schlagartig, sondern über einen langen Zeitraum hinweg. Die Erzählung von der Begegnung mit der Sophie-Scholl-Gedenktafel markierte daher zwar in Junges Erinnerung, aber nicht de

facto den Beginn ihrer persönlichen Vergangenheitsaufarbeitung. Der Grund, warum sie diesem Ereignis eine zentrale Bedeutung zumaß, hat mit dem in den sechziger Jahren drängender werdenden Rechtfertigungszwang der Gesellschaft gegenüber zu tun, welcher mit der intensivierten öffentlichen Beschäftigung mit der NS-Zeit einherging und der letztendlich zur Aufspaltung ihrer biographischen Identität führte. Dass Junge darunter physisch und psychisch litt, legen nicht nur ihre zahlreichen Krankheiten in den letzten Lebensjahrzehnten nahe,¹⁴ sondern eben auch die sichtbare Scham, die sie für ihre automatisierte Wiedergabe unzeitgemäßer Betrachtungen empfand. Der hierfür von Aleida Assmann vorgeschlagene Begriff des „Traumas der Scham“ (Assmann 2006, 97) verfehlt dabei allerdings den Kern der Sache. Denn die nähere Definition als „schockartige Konfrontation mit einem entgegengesetzten Wertehorizont und das Öffentlichmachen von Verbrechen“ unterstellt den betroffenen Akteuren eine übertriebene Naivität. (Assmann 2006, 97) Die Verschmelzung des nachträglich erworbenen Wissens über das Unrechtsregime mit der eigenen Biographie als Anpassungsleistung an die gewandelten Anforderungen der bundesrepublikanischen Erinnerungskultur erfolgte bei Junge nicht schockartig, sondern in einem langsamen, schmerzhaften Prozess. Er setzte nach Kriegsende unbewusst durch das Leben in einem veränderten sozialen Umfeld ein, erreichte in den 1960er Jahren den Status bewusster Selbstreflexion und war bis zu Junges Tod nicht abgeschlossen. Die Aktivierung von eingeschliffenen Rechtfertigungsmustern in der Dialogsituation des Interviews bedeutete dabei einen Rückschritt in der autobiographischen Selbstwahrnehmung. Im Vorwort von Junges Autobiographie findet sich noch ein klar formuliertes Eingeständnis ihres Anteils an der NS-Karriere:

Ich habe gelernt dazu zu stehen, dass ich 1942, 22 Jahre jung und abenteuerlustig, von Adolf Hitler fasziniert war, dass er ein angenehmer Chef und väterlicher Freund war, dass ich die warnende Stimme in mir, die ich durchaus vernahm, absichtlich überhörte und die Zeit bei und mit ihm fast bis zum bitteren Ende genoss. Nach den Enthüllungen über die Verbrechen dieses Mannes werde ich bis zu meiner letzten Stunde mit dem Gefühl der Mitschuld leben. (Junge 2004, 10)

Diese eindeutig selbstkritische Haltung ist im Interview nur noch selten zu spüren, was sicher auch damit zu tun hat, dass Heller und Schmiderer Wert darauf legten, dass Junge ihre Erzählungen frei entfalten konnte. Kritische Fragen nach ihrer aktiven Rolle hätten Junge zur Reflexion gezwungen und möglicherweise weniger eingeübte und damit aussagekräftigere Erinnerungen ans Tageslicht gebracht.

2.4 Die vermeintliche Authentizität von Junges Erinnerungen und deren mediale Inszenierung

Die Bilder [meiner Erinnerung] sind jeder Unterrichtung unzugänglich. Alles, was ich inzwischen erfahren habe, hat diese Bilder nicht verändert. [...] Das erworbene Wissen über die mordende Diktatur ist eins, meine Erinnerung ist ein anderes. Allerdings nur so lange, als ich diese Erinnerung für mich behal-

¹⁴ Vgl. zu Junges Krankheitsgeschichte der letzten Lebensjahrzehnte Junge 2004, 261; dazu auch Minkmar 2004.

te. Sobald ich jemanden daran teilhaben lassen möchte, merke ich, daß ich die Unschuld der Erinnerung nicht vermitteln kann. Ich müßte also reden, wie man heute über diese Zeit redet. [...] Einer mehr, der über damals redet, als sei er damals schon der Heutige gewesen. [...] Die meisten Darstellungen der Vergangenheit sind deshalb Auskünfte über die Gegenwart. (Walser 1989, 76-78)

Dieses Zitat stammt nicht von Traudl Junge, sondern vom sieben Jahre später geborenen Martin Walser. Der Schriftsteller stellt darin seine vermeintlich unveränderten Erinnerungen denjenigen gegenüber, die den normativen Anforderungen der Gegenwart geschuldet sind, und errichtet so einen Gegensatz zwischen authentischem und angepasstem Gedächtnis. Auch Junge empfand diese Dichotomie, aber nicht als Zensur, sondern als Herausforderung; als Lebensmotiv gab sie an, nicht ihre Biographie, aber sich selbst ändern zu können. (Junge 2004, 11)

Die Unterscheidung zwischen echter und erlaubter Erinnerung, die hier von Walser postuliert wird, ist nach den neueren Erkenntnissen der Gedächtnisforschung eine Selbsttäuschung. Die Annahme, Bilder der Vergangenheit könnten im eigenen Gedächtnis hermetisch konserviert und vor Manipulation durch neues Wissen geschützt werden, ist falsch. Walser kann die „Unschuld“ seiner Erinnerungen nicht vermitteln, weil er „gelernt“ hat, dass sie nicht unschuldig sind. Kommunizierbar wären solche Erinnerungen – wenn es sie denn gäbe – zudem nur in Kollektivgedächtnissen, die einen unbefangenen und ignoranten Umgang mit der NS-Zeit pflegen. Allerdings findet Walsers Auffassung von Authentizität als unangetastete Erinnerung ihren Widerhall in der medialen Aufbereitung und Vermarktung von Junges Erinnerungen.

In dem Film „Der Untergang“ verwendet Regisseur Oliver Hirschbiegel Traudl Junge gewissermaßen als Kronzeugin für die Echtheit des Gezeigten, indem er kurze Ausschnitte aus dem Heller/Schmiderer-Interview vor und hinter die eigentliche Filmhandlung stellt. Im ersten Ausschnitt wird Junges Aussage zitiert, dem „kindischen jungen Ding böse sein“ zu müssen, im zweiten ist zu sehen, wie sie von ihrem Erweckungserlebnis an der Sophie-Scholl-Gedenktafel erzählt. Dazwischen spielt sich die filmische Handlung ab, die sich in vielen Passagen fast wortgetreu an jene Erzählungen Junges hält, die sie selbst als problematisch und unpassend empfand.¹⁵ Dabei ist es nicht verwunderlich, dass gerade diese automatisierten, wohlgeformten Erzählungen aus ihrem Repertoire den Weg ins Drehbuch fanden, da sie ja in jahrzehntelanger Repetition ausgefeilt und dramaturgisch zugespitzt wurden. Wo Junge daran jedoch Unbehagen anmeldet, weidet sich „Der Untergang“ in der Inszenierung des lebensnahen, banalen Hitlers. Welches Geschichtsbild dabei wirksam wird, zeigt sich daran, dass Produzent Bernd Eichinger fast wörtlich die Metaphern der jungen Junge übernimmt, wenn er Hitler als „Magier“ und das Geschehen im Bunker als „Kasperletheater“ bezeichnet. (vgl. Fest 2004, 457 f.) Weil er offenbar Walsers Definition der unverfälschten Erinnerung teilt, erscheinen ihm Junges Schilderungen des privaten Hitlers als ungefiltertes Abbild der wahren Geschichte. Sein Film, so Eichinger, sei „authentischer als alle vorherigen“. (vgl. Fest 2004, 458) Dabei zeigt „Der Untergang“ in erster Linie die Erzählung von dem Puppenspieler und seinen Marionetten in der Mausefalle und reproduziert damit ein von modernen geschichtswissen-

¹⁵ Für eine kluge und kritische Analyse von „Der Untergang“ aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive, auch mit Überlegungen zu dessen beanspruchter Authentizität vgl. Wildt 2005.

schaftlichen Erkenntnissen weitgehend unberührtes – man könnte auch sagen – nostalgisches Bild Hitlers und der NS-Zeit.¹⁶ Während im Heller/Schmiderer-Interview und in der Publikation des Manuskripts der gespaltene Charakter von Junges Autobiographie erkennbar wird, erzeugt „Der Untergang“ mit dem Verweis auf die entsprechenden Interviewzitate die Illusion, bei der naiven Zurschaustellung des privaten Hitlers handele es sich um die authentische Erzählung der alten Junge und somit um etwas, aus dem sich Schlüsse für die Gegenwart ziehen ließen. Der Lernprozess, den Junge vollzog, wird so drastisch ins Gegenteil verkehrt: Ein Millionenpublikum¹⁷ sieht sich mit Bildern konfrontiert, die Junge mit gutem Grund als anachronistisch empfand, die aber den Anschein erwecken, einen authentischen, wissenschaftlich fundierten Blick auf Hitler und seine nächste Umgebung zu geben. Das ist aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive außerordentlich problematisch, weil die prägende Wirkung von „Blockbustern“ und anderen massenmedialen Erzeugnissen auf das Weltwissen im Allgemeinen und das Geschichtsbewusstsein im Besonderen inzwischen umfassend erforscht ist.¹⁸ Kinoproduktionen wie „Der Untergang“ stellen heute einen zentralen Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses der Bundesrepublik dar; werden darin veraltete Geschichtsbilder verbreitet, ist zu erwarten, dass dies nicht ohne Einfluss auf das kollektive Gedächtnis der Deutschen bleibt.

Fazit

Kurz vor dem Ende ihres Lebens erfuhr Traudl Junge noch einmal ein umfassendes Interesse an ihrer Person, oder – genauer gesagt – an ihrer Zeit als Sekretärin Hitlers. Es begann mit der Autorin Melissa Müller, die ihr im Jahr 2000 „ein paar Fragen über Adolf Hitler und seine künstlerischen Vorlieben“ (Junge 2004, 10) stellen wollte, aus denen zwei Jahre später die Veröffentlichung von Junges Memoiren hervorging. Müller reichte Junges Manuskript über die Arbeit als Hitlers Sekretärin weiter an André Heller, der sich daraufhin mit Traudl Junge in Verbindung setzte und parallel zur Ausgabe von Müllers Buch gemeinsam mit Otto Schmiderer das Interview „Im dunklen Schatten“ präsentierte. Diese Aufnahmen fanden sich schließlich 2004, zwei Jahre nach Junges Tod, in der monumentalen Produktion „Der Untergang“ wieder. Innerhalb von vier Jahren erreichten durch diesen medialen Schneeballeffekt die Erzählungen einer Sekretärin von der Arbeit unter ihrem prominenten Chef eine ungeahnte Prominenz und Reichweite. Dass ihre Erinnerungen weder zeitgemäß noch „politisch korrekt“ waren, spürte Traudl Junge sehr genau. Um in der Bundesrepublik anzukommen, hatte sie sich bis zur inneren Spaltung von der eigenen Vergangenheit, insbesondere von Hitler, distanziert. In der medialen Aufarbeitung ihrer Erinnerung wurde diese Distanzierung nachträglich aufgehoben. Am wenigsten in Müllers Buch, das zwar – möglicherweise aus vermarktungstechnischen Gründen – den irreführenden Untertitel „Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben“ trägt, in dem die Hitler-Erinnerungen über Kommentare und Anmerkungen aber in einen biographischen

¹⁶ Diese These findet sich auch bei Reichel 2005. Reichel attestiert auch anderen prominenten Hitler-Filmfiguren jüngerer Datums ein entpolitisiertes und lediglich voyeuristisches Interesse an der NS-Zeit.

¹⁷ Laut Filmförderungsanstalt (FFA) sahen allein im Erscheinungsjahr über 4,5 Millionen Zuschauer den „Untergang“ im Kino, vgl. FFA: FFA intern 1/2005, 3.

¹⁸ Dazu überblickend mit weiterführenden Literaturhinweisen Leggewie 2005. Auch Welzer befasst sich mit dieser Problematik, vgl. Welzer 2005, 185-206.

Kontext gesetzt werden. Auch im Heller/Schmiderer-Interview ist diese Kontextualisierung vorhanden, es bedarf jedoch schon eines höheren analytischen Aufwands, die Problematik zu erkennen, die gerade in der Faszination der „begnadeten Erzählerin“ liegt. Im „Untergang“ wird die Problematik schließlich vollständig der Faszination untergeordnet und Junges Skepsis an der Banalisierung Hitlers post mortem in deren Rechtfertigung verwandelt.

Die unbedachte Wiedergabe der intimen und vorgeblich authentischen Geschichten über Hitler sind aber nicht nur ein medienkulturelles Problem – es ist auch durchaus zu bezweifeln, dass das beständige Beschwören von bewusst ausgegrenzten Gedächtnisfragmenten zur Entlastung Junges beigetragen hat, wie das folgende Zitat von Jürgen Straub nahelegt:

Der reorganisierenden Kraft des Erzählens sind Grenzen gesetzt. Schwere Traumata lassen sich womöglich (lange Zeit) nicht erzählerisch verarbeiten und integrieren, jedenfalls nicht so, daß das leidende Subjekt zur Ruhe kommt und das Erlittene als Bestandteil der eigenen Lebensgeschichte übernehmen und annehmen kann. Das Trauma wird in diesem Fall zum Tabu, zur dissoziierten Zone, bei deren ‚Betreten‘ die Reaktualisierung des Schmerzes und erneuter Orientierungsverlust droht. Damit steht die Tabuisierung und Ausgrenzung durchaus im Zeichen psychischer Funktionsfähigkeit, ist also [...] unter Umständen unvermeidlich und sogar notwendig, jedenfalls nicht als pathologisch zu qualifizieren. (Straub 1998, 140)

Traudl Junge war keineswegs ein Opfer der Geschichte, aber der Preis für ihre gelungene Integration in die Nachkriegsgesellschaft war die Tabuisierung eines Teils ihrer Erinnerungen, weil diese Erinnerungen schon zur Entstehungszeit unter den Bedingungen einer eingeeengten und verzerrten Perspektive entstanden und in der Bundesrepublik spätestens seit den 1960er Jahren problematisch wurden. Die Reaktivierung dieser verdrängten (und, wie in dieser Arbeit festgestellt wurde, wohl auch automatisierten, also nicht mehr autobiographischen) Erinnerungen, stellte Junge erneut vor die Schwierigkeit, diese neu bewerten und biographisch einordnen zu müssen.

An der Entwicklung der lebensgeschichtlichen Erzählungen Traudl Junges lassen sich die verschiedenen, miteinander verknüpften Anforderungen aufzeigen, die eine auf neurophysiologischen Grundlagen basierende, soziokulturell vermittelte und narrativ konstruierte autobiographische Erinnerung mit sich bringt. Junge konnte eine wohlgeformte Geschichte ihrer selbst erzählen, die aber in ihrer Gegenwartsgesellschaft nicht ohne weiteres kommunizierbar war. Sie konnte sich nachträglich über die historische Rolle Hitlers informieren, aber diese dämonisierte Figur nur schwer in eine eigene, kohärente biographische Erzählung integrieren. Sie war darum bemüht, ihrem Weltwissen entsprechende, gesellschaftlich akzeptierte Geschichten zu erzählen, produzierte jedoch vielfach automatisierte Erzählungen mit problematischem Gehalt. Diese problematischen Erzählungen entfalten über die massenmediale Verbreitung eine Wirkung auf das kulturelle Gedächtnis der rezipierenden Gemeinschaften, die den Absichten Junges genau entgegenlaufen. All diese Widersprüche resultierten letztendlich aus dem Bedürfnis, in der bundesrepublikanischen Gesellschaft akzeptiert zu werden, ohne ihre Vergangenheit zu verleugnen. Junges Biographie zeigt dabei auf, mit welchen enormen psychischen Belastungen dieser Wunsch ver-

knüpft war und wie prekär der bis zu ihrem Lebensende offene Prozess der Angleichung von individueller und kollektiver Erinnerung war.

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München.
- Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Ders./Hölscher, Tonio (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a.M., 9-19.
- Ders. (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München.
- Bertaux, Daniel/Bertaux-Wiame, Isabelle (1985): Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Niethammer, Lutz (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral history“*. Frankfurt, 146-165.
- Fest, Joachim/Eichinger, Bernd (2004) (Hg.): *Der Untergang. Das Filmbuch*. Hamburg.
- Gergen, Kenneth J. (1998): Erzählung, moralische Identität und historisches Bewusstsein. Eine sozialkonstruktivistische Darstellung. In: Straub, Jürgen (Hg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein*. Frankfurt a. M., 170-202.
- Halbwachs, Maurice (1967): *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart.
- Ders. (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt.
- Hell, Wolfgang (1998): Gedächtnistäuschungen. Fehlleistungen des Erinnerens im Experiment und im Alltag. In: Fischer, E. P. (Hg.): *Gedächtnis und Erinnerung*. München, 233-277.
- Junge, Traudl (2004): *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*. Unter Mitarbeit von Melissa Müller. Berlin.
- Kansteiner, Wulf (2004): Postmoderner Historismus – Das kollektive Gedächtnis als neues Paradigma der Kulturwissenschaften. In: Jaeger, Friedrich/Straub, Jürgen (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 2: Paradigmen und Disziplinen*. Stuttgart, 119-139.
- Kettner, Matthias (1998): Nachträglichkeit. Freuds brisante Erinnerungstheorie. In: Rüsen, Jörn/Straub, Jürgen (Hg.): *Die dunkle Spur der Vergangenheit: psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2*. Frankfurt, 33-69.
- Leggewie, Claus/Meyer, Erik (2005): Geschichtspolitik in der Mediengesellschaft. In: Oesterle, Günter (Hg.): *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*. Göttingen, 663-676.
- Markowitsch, Hans J. (2000): Die Erinnerung von Zeitzeugen aus Sicht der Gedächtnisforschung. In: *BIOS 1/2000*, 30-50.
- Ders. (2002): Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht. In: *BIOS 2/2002*, 187-198.
- McAdams, Dan P. (1996): *Das bin ich: wie persönliche Mythen unser Selbstbild formen*. Hamburg.
- Meuter, Norbert (2004): Geschichten erzählen, Geschichten analysieren. Das narrativistische Paradigma in den Kulturwissenschaften. In: Straub/Jaeger (Hg.): *Handbuch Kulturwissenschaften Bd. 2*, 140-155.
- Minkmar, Nils: Wer war Traudl Junge? In: *FAZ* vom 15.09.2004, 35.
- Nelson, Katherine/Fivush, Robin (2004): The Emergence of Autobiographical Memory: A Social Cultural Development Theory. In: *Psychological Review 2/2004*, 486-511.
- Niethammer, Lutz (1994): Oral History. In: Ilko-Sascha Kowalczuk (Hg.): *Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft. Ringvorlesung an der Humboldt-Universität zu Berlin*. Berlin, 189-210.
- Nord, Christina im Interview mit Otto Schmiderer: „Als hätte sie alles erst gestern erlebt“, in: *TAZ* vom 2.5.2002, 15.

- Pfoertner, Helga (2005): Mahnmale, Gedenkstätten, Erinnerungsorte für die Opfer des Nationalsozialismus in München 1933-1945. Mit der Geschichte leben. Band 3, Q-Z. München.
- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zukunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss. In: BIOS 1/2000, 5-29.
- Polkinghorne, Donald E. (1998): Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven. In: Straub (Hg.): Erzählung, 12-45.
- Rauh-Kühne, Cornelia (2006): Das Individuum und seine Geschichte. Konjunkturen der Biographik. In: Wirsching, Andreas: Neueste Zeit (Oldenbourg Geschichte-Lehrbuch Bd. 4), München, 215-232.
- Reichel, Peter (2005): „Onkel Hitler und die Familie Speer“ - Die NS-Führung privat. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 44/2005, 15-23.
- Straub, Jürgen (1998): Geschichten erzählen, Geschichten bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung. In: Ders. (Hg.): Erzählung, 81-169.
- Tulving, Endel (2002): Episodic Memory: From Mind to Brain. In: Annual Review of psychology Bd. 53/2002, 1-25.
- Ders./Markowitsch (1998): Episodic and declarative memory: Role of the hippocampus, Hippocampus, Bd. 8/1998, 198-204.
- Walser, Martin (1989): Reden über Deutschland. Frankfurt a. M.
- Welzer, Harald (200): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung. In: BIOS 1/2000, 51-63.
- Ders. (2001) (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg 2001.
- Ders. (2002): Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es? In: BIOS 2/2002, 169-186.
- Ders. (2004): Gedächtnis und Erinnerung. In: Jaeger/Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart, 155-174.
- Ders. (2005): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München.
- White, Hayden (1991): Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert. Frankfurt.
- Wildt, Michael (2005): „Der Untergang“: Ein Film inszeniert sich als Quelle, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 2/2005, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de /16126041-Wildt-1-2005> (zuletzt eingesehen am 08.07.2008).

QUELLEN

- Eichinger, Bernd: Der Untergang: ein Film. Auf DVD erschienen 2005, 177 min.
- Heller, André/Schmiderer, Othmar: Im toten Winkel. Auf DVD erschienen 2004, 87 min.
- Musmanno, Michael A. (1950): In zehn Tagen kommt der Tod. Augenzeugen berichten über das Ende Hitlers. Authentische Darstellung der dramatischen Ereignisse der letzten Wochen im Führerbunker der Reichskanzlei. München.

Abstandsucher: Ostdeutsche Studienanfänger der Umbruchjahre 1990/91 und die Wahrnehmung ihrer Elterngeneration

Rüdiger Stutz

Christa Wolf veröffentlichte im Wendeherbst 1989 in der viel gelesenen „Wochenpost“ einen Artikel, in dem sie das Volkssystem scharf attackierte und dafür mitverantwortlich erklärte, dass sich in der DDR-Gesellschaft eine „Dauerschizophrenie“ entwickeln konnte. Mit dieser Bewertung thematisierte sie die von vielen ihrer Mitbürger verinnerlichte ‚Schere im Kopf‘, aus der eine allenthalben spürbare Diskrepanz zwischen dem Auftreten in der Öffentlichkeit und der Meinungsbildung im Privaten resultierte. In diesem Zusammenhang berichtete die Schriftstellerin über eine erregte Debatte in einer mecklenburgischen Kleinstadt, die sich nach einer Lesung just an diesem Problem des „double think“ oder „Doppelbewußtseins“ (Sabrow 2000: 553) entzündet hatte. Zunächst habe ein Arzt eindringlich auf die Anwesenden eingeredet, nunmehr offen und vernehmlich den persönlichen Standpunkt zu vertreten und sich nicht weiter einschüchtern zu lassen. Zurückhaltend habe daraufhin eine zum damaligen Zeitpunkt knapp vierzigjährige Frau eingewandt, das eingeforderte couragierte Bekennterum sei den ‚Staatsbürgern‘ im kleineren Deutschland aber bislang völlig fremd geblieben, das hätten sie nicht gelernt. Zum Weitersprechen ermuntert, erzählte sie danach vom politisch-moralischen Werdegang ihrer Generation: Wie sie von klein auf dazu angehalten worden sei sich anzupassen, ja nicht aus der Reihe zu tanzen, besonders in der Schule sorgfältig die Meinung zu sagen, die man von ihr erwartete, um sich ein problemloses Fortkommen zu sichern, das ihren Eltern so wichtig gewesen sei. Der Naturwissenschaftler Jens Reich schätzte für sich ein, ein wesentlicher Teil seiner DDR-Sozialisation habe darin bestanden, „das berühmte Orwellsche double-speak zu erlernen und auch meine Kinder darin auszubilden“ (zit. nach Szydlik 2000: 79).

Im Grunde hatte die eingangs vorgestellte Frau vor dem Hintergrund noch tastender Selbstreflexionen der frühen Wendezeit versucht, die mittlere Erfahrungsgeneration der DDR zu charakterisieren, also die Geburtsjahrgänge 1945 bis 1955 (vgl. Angepaßt oder mündig? 1990: 9). Den Angehörigen dieser Jahrgangsguppe werden in der Tat Handlungskalküle wie eine „taktische“ Einpassung in das politische Herrschaftssystem und das karriere- oder fachorientierte Streben nach einer aufsteigenden Bildungsmobilität zugeschrieben (Stock 1997: 316). Zumindest trafen die Einschätzungen dieser Frau auf jenen Teil ihrer Altersgenossen weithin zu, der über einen akademischen Bildungshintergrund verfügte. Eltern aus dieser „ersten Nachkriegsgeneration“ hatten in der Regel danach getrachtet, erworbene Bildungstitel und die damit verbundene gesellschaftliche Anerkennung gleichsam auf ihre Kinder ,zu verer-

ben‘ (vgl. Wierling 2002: 416-445, Zitat: 442). Seit den 1970er Jahren setzte also eine erneute Schließung der Aufstiegskanäle im Bildungssystem ein, nunmehr zugunsten der so genannten operativen und administrativen Dienstklasse der SED-Führung. Auf diese Weise begannen in Kreisen der Intelligenz Mechanismen ihrer „Selbstreproduktion“ zu greifen, die auch noch Ende der 1990er Jahre vermittelt nachwirkten. Das spreche für „den ungebrochenen Einfluss der familiären Herkunft und des darin eingewobenen kulturellen Kapitals auf die Bildungslaufbahn der nachkommenden Generation“ (Bathke u.a. 2000: 1, 11). Verglichen mit den Karrierechancen, die sich in den 1950er und 1960er Jahren aus dem Aufbau des Staatsbürokratismus und in den 1970er Jahren aus der Kombinarsbildung ergeben hatten, waren die 1980er Jahre durch regelrechte Karriereblockaden gekennzeichnet gewesen. Letztere wirkten sich aber in erster Linie auf Kinder aus Arbeiterfamilien und von Genossenschaftsbauern aus (Solga: 1995: 210 f.). Bildungsnäheren Schichten war es dagegen möglich, die Berufskarrieren ihrer Kinder in einem weiten Zeithorizont zu planen. Denn sie konnten sich sowohl auf die erlangte Stellung im politischen System der DDR stützen als auch auf ihre ‚kulturellen Ressourcen‘ und sozialen Beziehungsnetze (vgl. Bathke 2007: 964).

Auch nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten rekrutierten sich die Studienanfänger überproportional häufig aus akademischen Elternhäusern, und zwar in Ost und West gleichermaßen. Diese Tendenz prägte sich in den östlichen Bundesländern eher noch stärker aus als in den westlichen, wo im Wintersemester 1990/91 45% der Väter von deutschen Studienanfängern über den Abschluss an einer Universität oder Fachhochschule verfügten, während es im Osten sogar 53% waren, die einen Hochschulabschluss vorweisen konnten. Unter den Müttern dieses Immatrikulationsjahrganges waren es 47% im Westen und 52% im Osten, die einen höheren Bildungsabschluss erreicht hatten. Besonders in den neuen Bundesländern verwies die Bildungsherkunft beider Elternteile auf ausgesprochen ‚homogene‘ Familien, sei es nun der „sozialistischen Intelligenz“ als Rückgrat der Funktionseliten der DDR oder der herrschaftsferneren bildungsbürgerlichen Kreise und der „technischen Intelligenz“. Durch die Auswertung von Befragungen unter Studierenden konnte nämlich in den 1980er Jahren ermittelt werden, dass bei einem Hochschulabschluss des Vaters 76 Prozent der Mütter ebenfalls über einen Hoch- oder Fachschulabschluss verfügten. Umgekehrt beim Hochschulabschluss der Mutter hatten sogar 92 Prozent der Väter ein solches Zertifikat erworben (vgl. Apel 1992: 363, 369). Jedenfalls fielen die Bildungsunterschiede zwischen den Vätern und Müttern von ostdeutschen Studienanfängern im Wintersemester 1990/91 noch deutlich geringer aus als in den westlichen Bundesländern. Die Mütter dieser Erstsemester konnten in den westlichen Bundesländern lediglich zu einem Viertel auf Bildungsabschlüsse oberhalb der Realschule verweisen, in den neuen Ländern traf das auf 61% des weiblichen Elternteils zu. Höher gebildete Mütter konnten hier sogar in jeder zehnten Familie das Bildungsprofil bestimmen. In den westlichen Bundesländern prägten hingegen die Väter die Bildungsherkunft der Familien. Sie stammten vornehmlich aus den traditionellen Bildungsschichten oder arbeiteten als Selbstständige, Freiberufler, Beamte oder Angestellte (vgl. Lewin u. a. 1991: X, 16 f.).

Gudrun Aulerich und Ruth Heidi Stein machen in diesen ‚reinen‘ Intelligenzfamilien sogar eine Besonderheit der DDR-Gesellschaft aus. Denn das hohe Bildungsniveau beider Elternteile habe auch für die Lebensplanung, Studienmotivation und

Wertorientierung ihrer Kinder eine prägende Bedeutung erlangt. Dabei müsse ferner berücksichtigt werden, dass – im Gegensatz zum Westen – diese Bildungselite weder über ein hohes Einkommen noch über ein entsprechendes Sozialprestige in der DDR-Gesellschaft verfügt habe. Im Selbstverständnis dieser Intelligenzfamilien habe der Sinn des Erwerbs hoher Bildung vielmehr darin bestanden, günstigere Optionen für die Arbeits- und Lebensgestaltung zu erlangen. Vor allem interessante, anspruchsvolle Arbeitsinhalte und lebendige soziale Beziehungen am Arbeitsplatz seien angestrebt worden, finanzielle und statusorientierte Erwägungen hätten demgegenüber nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Daher habe sich diese Elterngeneration bei der Entscheidung für ein Studium bzw. bei der Studienfachwahl eher von intrinsischen Motiven leiten lassen. Darin würden sie sich von einem Teil der Studentenschaft der unmittelbaren Nachwendezeit unterscheiden. Namentlich unter den Studierenden der Betriebswirtschaftslehre habe sich in den frühen 1990er Jahren der Trend offenbart, extrinsischen Studienwahlmotiven zu folgen. Er äußere sich im Bestreben, das erworbene Bildungsgut in ein hohes Einkommen und gesellschaftliches Ansehen umzumünzen. So können die Studienanfänger der Jahre 1990/91 in den östlichen Bundesländern sogar als Trendsetter angesprochen werden, da sie solchen am Status und Einkommen orientierten Studienwahlmotiven ein weit größeres Gewicht beimäßen als ihre Kommilitonen im Westen. Wobei zu berücksichtigen sei, dass sich darin auch die schwächere finanzielle Grundausrüstung der Familien in Ostdeutschland artikulieren würde. Auffällig sei, insbesondere ostdeutsche Studentinnen würden ihrer Studienfachwahl weniger wissenschaftsimmanente als vielmehr materielle Aspekte zugrunde legen, und zwar in deutlich stärkerem Maße als ihre westdeutschen Geschlechtsgenossinnen. Während der Anteil von Frauen unter den Studienanfängern in den Ingenieurwissenschaften im Osten 17% betragen habe, seien es im Westen nur 4% gewesen (vgl. Lewin 1991: 40). Demnach unterschieden sich die Studienanfänger der Jahre 1990/91 in ihren Status- und Einkommensorientierungen nicht nur von ihrer Elterngeneration, vornehmlich in den neuen Bundesländern. Unter den ostdeutschen Erstsemestern kam zudem eine markante geschlechtsspezifische Differenzierungslinie hinzu.

Demgegenüber zogen die beiden Sozialwissenschaftlerinnen Aulerich und Stein aus ihren Erhebungen den Schluss, die Bestrebungen und Sehnsüchte der befragten Studierenden¹ aus Dresden würden mit den Einstellungen ihrer Eltern weitgehend übereinstimmen. Diese Einschätzung bezog sich namentlich auf den Wunsch nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, ihren gemeinsamen Widerwillen gegen Bevormundung und das Streben nach größerer Freiheit und Weltoffenheit. Schließlich hätten die Eltern während der 1980er Jahre in ihren Arbeits- und Lebensbereichen ähnlich desillusionierende oder frustrierende Erfahrungen sammeln müssen wie ihre jugendlichen Kinder in Schule und Ausbildung (vgl. Aulerich/Stein 1997: 134, 142

1 Die Autorinnen kombinierten in ihrer Vergleichsstudie zum Studierverhalten in Ost und West quantitative und qualitative Erhebungsverfahren. Im Verlaufe des Sommersemesters 1995 erhoben sie von 995 Dresdener und 1.430 Dortmunder Studierenden standardisierte Fragebögen. Sie führten außerdem 155 narrative Interviews durch, davon 90 in Dortmund. Daneben fanden weitere Interviews und Gespräche mit Lehrenden statt. 70% der von ihnen in Dresden einbezogenen Studenten befanden sich zum Befragungszeitpunkt noch im Grundstudium und waren 1989 kaum älter als fünfzehn oder sechzehn Jahre alt gewesen. Für sie habe sich daher die „Wende“ keineswegs als Kontinuitätsbruch dargestellt, sondern nur als Einschnitt in der Bildungsbiographie beim Übergang von der Schule in anschließende Bildungsalternativen. (Vgl. Aulerich/Stein 1997: 126, 142)

f.). In den ostdeutschen Familien der in den frühen 1990er Jahren an die Universitäten und Hochschulen drängenden Studierenden habe also eine relativ umbruchresistente Einstellungsidentität, eine Art Wertegemeinschaft vorgeherrscht. Diese starke Betonung intergenerationaler Übereinstimmung² soll im Folgenden am Gegenstand der Studienfachwahl von ostdeutschen Studienanfängern der Umbruchjahre 1990/91 überprüft werden. Diese Studierenden gehören fast ausnahmslos der um 1970 geborenen Jahrgangsgruppe an.

„Die Wende als Freisetzungprozess biographischer Handlungsmöglichkeiten“ (Hans-Jürgen von Wensierski)

In sozialwissenschaftlichen Studien wird das Jugendalter gewöhnlich als eine Art Moratorium interpretiert, das in doppelter Weise mit einem Freisetzungsprozess verknüpft sei: Zum einen würden spätadoleszente Jugendliche bzw. junge Erwachsene für Aufgaben ihrer Ausbildung und Qualifikation aus dem Erwerbssystem freigestellt; zum anderen ginge es um das Wirksamwerden ihres konsumtiven, kreativen und gesellschaftskritischen Potentials. Das verkörpere wiederum ein dynamisches Moment in der stetigen kulturellen Modernisierung der Gesellschaft (vgl. Wensierski 1994: 29). In Osteuropa wurde die Jugendzeit indes weitgehend auf die berufsbiographische Dimension einer Ausbildungsphase reduziert. Sie sei daher lediglich einem eingeschränkten und „selektiven Moratorium“ im Sinne einer ‚Verlängerung der Jugend‘ gleichgekommen (Zinnecker 1991: 22). Der Übergang der Jugendlichen zur Welt der Erwachsenen orientierte zwar auf differenzierte Bildungs- und Ausbildungslaufbahnen, wenn auch häufig unter umgehender Einbindung in die industriegesellschaftliche Arbeitssphäre. Im Vergleich zu dieser ausgedehnten Statuspassage Erwerbsarbeit blieben die beiden anderen Passagen zwischen Jugend und Erwachsenen jedoch von untergeordneter Bedeutung, d. h. die zur erwachsenen Familienperson und die zur staatsbürgerlichen Persönlichkeit.³ Unter diesen Umständen habe sich im Osten keine umfassende jugendliche Lebensweise westeuropäischen Zuschnitts ausbilden können, die Jürgen Zinnecker mit dem Begriff des „erweiterten Bildungsmoratoriums“ zu fassen suchte. Schließlich sei in der DDR seit 1970 keine biographisch relevante Ausdehnung der Jugendphase durch eine längere Verweildauer in Bildungsinstitutionen zu verzeichnen gewesen. Im Gegenteil, die jugendliche Normalbiogra-

2 Diese Übereinstimmungsthese erstaunt insofern, als in sozialwissenschaftlichen und zeithistorischen Untersuchungen in der Regel eine entgegengesetzte Position vertreten wurde. Demnach habe die ältere Generation in den Augen der Studierenden der Umbruchjahre einen „eklatanten Glaubwürdigkeitsverlust“ erfahren, nicht zuletzt Eltern aus Kreisen der „sozialistischen Intelligenz“ (Heublein/Brämer 1990: 1410). Auch Britta Matthes diskutierte in ihrer Studie über intergenerationale Mobilität beim Erwerbseinstieg während der Transformation die Frage, ob die Eltern als Mitgestalter des DDR-Staates beim Strukturumbuch in Ostdeutschland einen Autoritätsverlust hinnehmen mussten und damit Einfluss auf die Bildungs- und Erwerbskarrieren ihrer erwachsenen Kinder verloren haben. Dagegen spreche allerdings Kerstin Seirings Befund, dass sich bei ostdeutschen Jugendlichen eine größere Akzeptanz der Beratung durch die Eltern nachweisen lasse als bei westdeutschen. Das gelte insbesondere für den mütterlichen Rat in solchen Grundsatzfragen, obwohl sich natürlich auch ostdeutsche Jugendliche zuallererst untereinander verständigen würden. (Vgl. Matthes 2004: 171; Szydlík 1995: 83)

3 „Normalbiographien lassen sich gut entlang dreier zentraler Lebensbereiche anordnen. Das sind Stationen des Hineinwachsens in Ausbildung und Beruf, zweitens der Weg in intime Paarbeziehungen und in die Familiengründung und drittens das lebensgeschichtliche Feld einer Partizipation am Markt- und Konsumgeschehen bzw. an der politisch-gesellschaftlichen Öffentlichkeit.“ (Behnken/Zinnecker 1992: 129)

phie habe sich eher in einer „prekären Statuspassage“ ausbilden müssen. Denn Heirat und Elternschaft seien in zunehmendem Maße in die späte Jugendzeit integriert worden, wie gerade das Beispiel der studentischen Ausbildungselite in der DDR gezeigt habe. Die Statuspassage Familiengründung sei aber von den jungen Leuten oftmals nicht wirklich bewältigt worden (Zinnecker 1991: 19). Tatsächlich begannen sich Familiengründung und Heirat bereits in den 1970er Jahren zunehmend voneinander zu entkoppeln. Freilich entsprach das auch einem internationalen Trend, der nicht einfach auf die strukturellen Krisensymptome des in der DDR vorherrschenden Familienbildes zurückgeführt werden kann. Gegenwärtig werden in den nordeuropäischen Staaten und im Osten Deutschlands mehr als die Hälfte aller Kinder außerhalb einer Ehe geboren, in Frankreich und Großbritannien mehr als 40% (vgl. Huinink/Konietzka 2007: 93 u. 98).

Allerdings wirkten die mit dem jugendlichen Bildungsmoratorium verbundenen lebenszeitgemäßen „Freisetzungsprozesse“ in der DDR nicht so durchschlagend wie in den westeuropäischen Gesellschaften, wo sich die Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen vom Modus der traditionellen Familie abwandten oder zumindest in stärkerem Maße von ihren Herkunftsfamilien und -milieus ablösen konnten. Vor allem unterlagen die individuellen Ausbildungsgänge und Bildungskarrieren einer vielfach beschriebenen „institutionalisierten Verregelung“, d. h. der bürokratischen Gängelung und zentralplanerischen Quotierung durch den Staatssozialismus (vgl. Wensierski 1994: 30, zit. nach: 54). So war die Studienanfängerquote Ende der 1980er Jahre auf 12 bis 13% Studienberechtigte pro Altersjahrgang gedrosselt worden, was nicht nur zu einer sehr starken Konkurrenz um die Zulassung zur Erweiterten Oberschule führte, um die Hochschulreife zu erlangen, sondern auch zu einer im Vergleich zur Bundesrepublik ungleich höheren Studienneigung im unmittelbaren Anschluss an das Abitur (vgl. Apel 1992: 362).

Der Lebenslauf von Stephan Kalbert offenbart die biographischen Engführungen einer solchen frühzeitigen Kanalisierung der Bildungslaufbahn, in diesem Falle durch die Volkseigenen Betriebe. Er war 1968 in einer ostdeutschen Großstadt geboren worden und hatte zunächst eine Berufsausbildung mit Abitur absolviert, sich bereits während der Schulzeit für eine dreijährige Militärdienstzeit verpflichtet und daraufhin eine Studienplatzzusage für ein Maschinenbaustudium in Erfurt erhalten. Auf der einen Seite verfügte Stephan somit über eine sichere Bildungsperspektive; auf der anderen Seite sah er zu diesem Studienangebot seines Ausbildungsbetriebes für sich keine realistische Alternative mehr. In einem narrativen Interview äußerte er hierzu rückblickend:

Ja du hast praktisch, an sich noch unbewußt, in der neunten Klasse, wenn du dich irgendwo beworben hast, für eene Berufsausbildung oder für 'n Beruf mit Abi oder für irgendwas, hast du im Prinzip dein ganzes Leben schon so 'n bißchen in irgend eene Straße gedrängt, aus der es damals bestimmt wahnsinnig schwierig war, wieder rauszukommen. (Zit. nach: v. Wensierski 1994: 219)

Nachdem er zum 1. Januar 1990 seine Unteroffizierslaufbahn bei den Grenztruppen der DDR auf eigenen Wunsch abbrechen konnte, arbeitete er zunächst im städtischen Zoo als Kartenabreißer, im Sommer des gleichen Jahres musste er sich allerdings arbeitslos melden. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits aus seinem Zimmer im Haus

der Eltern ausgezogen und teilte sich mit zwei alten Freunden eine Wohngemeinschaft, später bezog er ein eigenes Zimmer. Nach und nach reifte in ihm der Wunsch, ab Oktober 1991 Medienwissenschaften und Geschichte an der Universität Leipzig zu studieren. Dabei stand ihm das Berufsbild eines Journalisten und Auslandskorrespondenten vor Augen, freilich noch sehr vage und mit abenteuerlichen Phantasien ausgeschmückt.

Ich freu mich jedenfalls erst mal drauf und ... Und auf alle Fälle mehr, als ich mich vielleicht auf dieses Maschinenbaustudium gefreut hätte. Ich find 's eben gut, daß de jetzt echt das machen kannst, was de willst.

Offensichtlich faszinierte Stephan gerade die bis dahin nicht erlebte Offenheit und ‚Entregelung‘ seiner Berufs- und Studienplanung, selbst eingedenk seiner eineinhalb-jährigen Arbeitslosigkeit. Demzufolge begriff er das bevorstehende Studium auch keineswegs „als Baustein zu einer planvoll verfolgten Berufskarriere“. Vielmehr begeisterte ihn der „eher lustbetonte Eigenwert des Studiums als Bildungsmoratorium“ und die Genugtuung, erst einmal für fünf Jahre eine Lebensperspektive gefunden zu haben (zit. nach: Wensierski 1994: 225, vgl. ebd.: 212-226).

So wie Stephan Kalbert eröffneten sich gerade den Erstsemestern des Jahres 1990 bislang ungeahnte Ausbildungsalternativen und Karrierechancen, vor allem die ihnen bis dahin in praxi oft vorenthaltene Möglichkeit einer freien Wahl des Studienfaches und die Möglichkeit, an einer westdeutschen Hochschule zu studieren. Deshalb sei der gesellschaftliche Umbruch von vielen der in einem Forschungsprojekt ex post befragten Studierenden des neu eingerichteten Diplomstudienganges Erziehungswissenschaft sogar „als Befreiung“ aus ihren „verregelten Lebenswegen“ in der DDR wahrgenommen worden (Grunert 1999: 296). Dieses Erfahrungsmuster verallgemeinernd, arbeitete der Sozialwissenschaftler Hans-Jürgen von Wensierski in seiner Studie zum Verhältnis von Biographie und Lebenswelt von DDR-Jugendlichen neben drei weiteren den „Typus der Freisetzung von biographischen Handlungsmöglichkeiten im Gefolge der Wende und der deutschen Einheit“ heraus.⁴ Gemeint sind damit Individualisierungsprozesse, „in denen sich *solche* Werthaltungen und Orientierungen endlich auch handlungsrelevant entfalten können, die zwar zu DDR-Zeiten schon angelegt waren, aber weitgehend im verborgenen wirken mußten“ (Wensierski 1994: 246, 247). Wie das Beispiel der Biographie von Stephan veranschaulicht, wurden die im Zuge des Umbruchs beschleunigt ‚freigesetzten‘ Handlungsmuster aber nicht nur als *Chance* einer selbstbestimmten Berufsplanung wertgeschätzt, sondern auch als ausgesprochen spätadoleszente Orientierungen ausgelebt. In ihnen spielten klar strukturierte Zukunftsperspektiven nur eine untergeordnete Rolle; vielmehr bezogen sie sich auf die Gunst des historischen Augenblicks. Solche Lebensentwürfe konnten

4 Sie entstand im Rahmen des biographieanalytischen Promotionsprojektes von Hans-Jürgen von Wensierski, das auf mehr als 70 narrativen Interviews basierte. Zu den Interviewten zählten ausnahmslos ehemalige DDR-Bürger, die zum Zeitpunkt der Befragungen Anfang 1991 bis Anfang 1993 zwischen 20 und 30 Jahre alt waren. In der Studie wurden vier Grundtypen von Lebensprozessverläufen dieser jungen Erwachsenen im Kontext des zeithistorischen Umbruchs von 1990 herausgearbeitet, repräsentiert durch jeweils mehrere biographische Einzelfallanalysen. Es handelt sich um den Typ A „Die Wende als biographischer Einbruch“, Typ B „Die Wende als Freisetzungszustand biographischer Handlungsmöglichkeiten“, Typ C „Selbstbehauptungsmuster vor und nach der Wende“ und den Typ D „Die Wende als biographisches Randereignis“. (Vgl. Wensierski 1994: 114, 121f., 123)

daher mit den Erwartungen der Eltern an eine auf ‚Kontinuität‘ und ‚Sicherheit‘ fixierte Studienplanung kollidieren, sobald diese die *Risiken und Unwägbarkeiten* des rasanten gesellschaftlichen Wandels schärfer ins Auge fassten als ihre Kinder.

Eigensinn versus Elternhaus: Aushandlungskonflikte um die Studienfachwahl

Die hier in Rede stehende Jahrgangsguppe begann ihr Hochschulstudium zu einem Zeitpunkt, der einerseits durch fortwährende Umstrukturierungen an den höchsten Bildungseinrichtungen Ostdeutschlands gekennzeichnet war, ferner durch neue Studienordnungen und vielfach veränderte Lehrangebote (vgl. Ostdeutsche Studienberechtigte 1995: 90 f. u. Pasternack 2000, 82-92). Andererseits befanden sich diese jungen Erwachsenen gerade in der spätadoleszenten Lebensphase, die in der Regel mit mehr oder weniger intensiven Konflikten um die Ablösung vom Elternhaus verknüpft ist. Die Studierenden unseres Samples durchlebten diese normalbiographische Phase der Neuorientierung und Verunsicherung im Übergang zum Erwachsenenalter allerdings besonders intensiv und aufwühlend, weil sie mit dem historisch singulären gesellschafts- und hochschulpolitischen Umbruch in Ostdeutschland zusammenfiel.⁵

Auf der Grundlage einer Zufallsstichprobe von 414 Fragebögen wurde bis zum Februar 1991 vom Hochschul-Informationssystem HIS eine Analyse über die Befindlichkeit der Studienanfänger an den ostdeutschen Hochschulen erstellt. Die offen formulierten Fragen zielten auf die Erfolgserlebnisse, Freuden, Bedrückungen und Veränderungswünsche dieser Studierendengruppe. Immerhin ein Drittel von ihnen schätzte die neu gewonnene Freiheit einer akademischen Ausbildung hoch ein, daneben auch das solidarische Verhältnis unter den Studierenden und die Offenheit und kritisch-produktive Atmosphäre an den Hochschulen. In ihrer individuellen Wertehierarchie rangierten diese positiv wahrgenommenen Aspekte ganz oben. Bedrückt fühlten sie sich indessen auch. In einer Rangfolge der Problemmennungen setzten die befragten Studienanfänger die drohende oder bereits vollzogene Auflösung ganzer Hochschulinstitute und Fachrichtungen an die erste Stelle. Sie wurden im Amtsdeutsch euphemistisch Abwicklung genannt und waren allein der Umbruchsituation geschuldet. Ein Student äußerte dazu trotz:

Ein weiterer Unsicherheitsfaktor ist im Moment das unserer Uni drohende Abwicklungsverfahren, welches ich skandalös und unverantwortlich finde. Allein schon deshalb ist mein Studium in Zukunft ungewiß.

Daneben empfanden die ostdeutschen Studienanfänger die eigene finanzielle Situation als „bedrückend“, aber auch die Qualität und das Profil der Lehrenden. Hier überwog zwar eine fachliche und methodische Kritik an den Lehrveranstaltungen. Doch wurde auch die Unglaubwürdigkeit und Überanpassung einzelner Dozenten angesprochen, was vor allem auf die Fachbereiche Medizin, Wirtschafts-, Geistes- und Sozialwissenschaften sowie Rechtswissenschaft zutraf. Diese eher skeptischen Eindrücke ventilierten die einzigartigen Problemlagen der unmittelbaren Umbruchzeit. Die Studierenden mussten lernen, sich in einer begrenzten ‚Zwischenphase‘ mit typi-

5 Inwieweit die damit einhergehende berufliche Unsicherheit auch als solche von den Studierenden zu Beginn der 1990er Jahre empfunden wurde, sei empirisch nicht eindeutig zu klären. Die Statistiken würden verschiedene Tendenzen ausweisen. (Vgl. Rübner 2000: 97)

schen Übergangsphänomenen neu zu orientieren, was sich in studentischen Aussagen manifestierte wie: „... viele Wendehälse auf alten wichtigen Positionen, M/L-Lehrer lesen heute Studium generale für Mediziner.“ (Zit. nach: Lewin 1991: 112 u. 115) Ungewissheit über die eigene Zukunft verriet auch ihre Beurteilung der seinerzeit noch nicht abgeschlossenen Einführung des BAföGs. Die studentischen Einsprüche speisten sich aus drei Quellen, die ganz den rebellischen und zugleich verstörten Zeitgeist des Umbruchs verrieten: a) der Kritik an der Darlehensform des BAföG, b) der Furcht vor einer nunmehr wieder entstehenden Elternabhängigkeit und c) aus ihrer Zurückweisung eines für Ost- und Westberliner Studierende abgestuften BAföGs. Im Gegensatz zu den nachfolgenden Studentengenerationen plädierten die Befragten 1990/91 noch weithin übereinstimmend für ein einheitliches Grundstipendium. Es sollte an alle Studierende als staatliche Unterstützung vergeben werden: „Das BAföG ist unsozial, unausgewogen: elternunabhängige Förderung ist individueller, erkennt den Studenten als selbständige Persönlichkeit,“ hieß es (Zit. nach: Ebd.: 116). Andere Finanzierungsquellen des Studiums wie Zuwendungen der Eltern und Erwerbstätigkeit spielten in den östlichen Bundesländern zu diesem Zeitpunkt noch eine „eher marginale Rolle“. (Lewin: 1991: XV)

Angesichts dieser hin- und hergerissenen Befindlichkeiten der ostdeutschen Studienanfänger unterstellen wir ihrer Elterngeneration hypothetisch eine ganz bestimmte Erwartung an die Studienorientierung ihrer Kinder, nämlich sich rasch auf eine eigenständige und vor allem zukunftsfruchtig erscheinende ‚Absicherung des Lebensunterhaltes‘ auszurichten.

Diese Vorannahme erscheint uns vertretbar zu sein, weil die noch in der Arbeitsgesellschaft der DDR sozialisierten mittleren Altersgruppen von besonders nachhaltigen Umbrüchängsten, Abstiegserfahrungen und zumindest vorübergehender biographischer Unsicherheit geprägt wurden. Ihr Interesse richtete sich daher vordergründig auf die berufsvorbereitende und zum Erwerbsleben möglichst feste Brücken bauende Funktion des Studiums. Begreift man Letzteres hingegen als eine Ausdehnung der Jugendphase, rücken auch die beiden anderen sozialen Dimensionen des Erwachsenwerdens in den Blick: der familiäre und zivilgesellschaftlich-politische Bereich. „Durch die Institutionalisierung eines verlängerten Bildungsmoratoriums können die Studierenden neue Erfahrungen machen, verschiedenste Sinnangebote aufgreifen und mit wechselnden Handlungsmustern experimentieren. Sie müssen sich noch nicht festlegen, wie genau sie ihr berufliches, kulturelles, politisches, familiäres Leben gestalten werden.“ (Rübner 2000: 96)

Natürlich sprachen die Studierenden der Immatrikulationsjahrgänge 1990/91 diesen drei Lebensdimensionen eine unterschiedliche Bedeutung für ihre Zukunftsplanung zu, nämlich in Abhängigkeit von ihren jeweiligen individuellen Vorerfahrungen. Idealtypisch kann man unter ihnen drei Grunderwartungen an das Studium unterscheiden: eine im weitesten Sinne lebenskulturelle, eine auf die Berufskarriere fixierte und eine Kombination aus diesen beiden, die wir gestützt auf den Soziologen Matthias Rübner als deliberativ-fachkulturell bezeichnen wollen (vgl. Rübner 2000: 369-376).⁶ Es liegt auf der Hand, dass sich diese Grundmuster mit den unterstellten Er-

6 Matthias Rübner untersuchte ordnungsbezogene Gerechtigkeitsvorstellungen unter ostdeutschen Studierenden, und zwar in Abhängigkeit von ihren jeweiligen biographischen Orientierungen. Dazu wurden im Zeitraum von 1994 bis 1995 insgesamt 35 Interviews im Rahmen eines von der DFG geförderten und von Prof. Hans-Joachim Giegel geleiteten Forschungsprojektes geführt. Es handelte sich um bio-

wartungen der Eltern an eine auf ‚Kontinuität‘ und ‚Sicherheit‘ fixierte Berufs- und Studienplanung keineswegs decken mussten, ja eine – graduell allerdings unterschiedliche – Differenz zu den elterlichen Lebensmaximen markierten. An den folgenden Fallbeispielen lässt sich zeigen, wie die Studienanfänger des Jahres 1990 diese widerstreitenden Interessen von Elternhaus, individueller Lebensplanung und der Erschließung neuer, jugendgemäßer Freiräume auszubalancieren suchten.

Jens wurde 1968 in einer größeren Stadt im Süden der DDR geboren. Er galt als Nachzügler in einer typischen Aufsteigerfamilie, denn seine Eltern können zur zweiten Generation der „sozialistischen Intelligenz“ gezählt werden. Sie bekleideten jahrzehntelang exponierte Berufsfunktionen, der Vater als leitender, für Auslandsfragen zuständiger Mitarbeiter eines großen exportorientierten Betriebes und bestätigter Reisekader und die Mutter als Ärztin in einer Poliklinik, später als promovierte Chefärztin der radiologischen Abteilung einer Klinik, deren Leitung sie nach dem politischen Umbruch übernahm. Ihr Bruder gehörte als stellvertretender Minister zu den Nomenklaturkadern des Staatsapparates der DDR. Beide Elternteile gehörten der SED an. Der Vater verschaffte seinem Sohn einen Ausbildungsplatz als Elektrofacharbeiter mit Abitur in seinem Maschinenbaubetrieb. Gegen Ende des zweiten Lehrjahrs bewarb sich Jens jedoch für einen Studienplatz zur Ausbildung zum Mathematik- und Physiklehrer, womit er sich seinen weiteren Berufsweg ausdrücklich offen zu halten glaubte:

Da [...] hab´ ich mich dann beworben als Mathematik-Physik-Lehrer (I: hm) auch in W-Stadt an der Uni, wußte aber von vornherein, daß ich das nicht so richtig will und daß ich die Armeezeit auch noch mal nutzen möchte, darüber nachzudenken, vielleicht den Studienplatz zurückzugeben, ich hab den deswegen genommen, weil das die niedrigste Ablehnungsquote (lacht) bei Studienplätzen in der DDR überhaupt hatte, ich erinnere mich noch genau, nur null Komma vier Prozent der Bewerber wurden abgelehnt.

Offensichtlich war Jens bestrebt, sich von den starken beruflichen Vororientierungen seiner Eltern und ihren Arbeitsfeldern abzunabeln. Hatte sein Vater von ihm erwartet, auf dem Arbeitsgebiet der Elektrotechnik tätig zu werden, entschied sich Jens zunächst für ein Diplomlehrerstudium. Allerdings belegte er zwei naturwissenschaftliche Fächer, die eine fachliche Brücke zur technischen Welt seines Vaters aufrecht erhielten. Matthias Rübner fasste diese und spätere Weichenstellungen in der Biographie von Jens als ein durchgängiges Orientierungsmuster auf und sprach vom partiellen Herauswinden aus institutionellen, ihn beengenden Rahmenbedingungen bei gleichzeitiger Wahrung äußerer Konformität, und zwar sowohl gegenüber der Bevormundung des Betriebs als auch der Eltern. Dieses Handlungsmuster entsprach damit den Vorwunderfahrungen jener Fälle, die in der Umbruchzeit den beschriebenen Freisetzungstypus verkörperten. Sie alle habe auf der Handlungsebene eine aus-

graphische und auf Gerechtigkeitsfragen gerichtete offene Interviews. Bei der Vorbereitung der aufwendigen Fallanalysen wurde Rübner von Peter Samol unterstützt. Prof. em. Giegel stellte dem Verfasser im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 580 die elektronischen Fassungen dieser biographischen Fallanalysen und Interviewtypskripte für die vorliegende Sekundärauswertung zur Verfügung. Dafür sei ihm an dieser Stelle herzlich gedankt. Wenn nicht anders im Beitrag vermerkt, sind alle kursiv gedruckten Interviewauszüge diesen Materialien des Projektes von Prof. em. Giegel entnommen.

geprägte Loyalität zum DDR-System verbunden bei gleichzeitiger Distanz und kritischer Haltung auf der Wertebene (vgl. Wensierski 1994: 246).

Dass sich bei Jens eine solche diskrepante Orientierung ausbilden konnte, führte Rübner in erster Linie auf die Erfahrungen im Elternhaus zurück. Der Vater habe sie Jens gewissermaßen vorgelebt, in diesem Falle wie man Abteilungsleiter in einem führenden Industriebetrieb der Planwirtschaft sein konnte und zugleich ein bekennender Naturschützer. Seine „ziemlich herrische“ Mutter nahm er dagegen eher als ein abschreckendes Leitbild wahr. Selbstredend lernte Jens während des Studiums auch, die eigenen Berufsziele couragiert zu verfolgen. Und er orientierte sich nach seiner Militärdienstzeit und dem Umbruch von 1989/90 erneut um. Jens strebte nunmehr eine Karriere in der soziologischen Fachkultur an, was Teil seines langfristigen Lebensprojektes wurde, einen akademischen Aufstieg zu vollziehen. Auf diese Weise blieb er wiederum den Wertvorstellungen seiner Eltern durchaus verhaftet (vgl. Rübner 2000: 333 f.). Jens vermochte also erfolgreich von dem auf Kontinuität setzenden Karrieremuster seines Vaters Abstand zu gewinnen, ohne sich damit von der elterlichen Aufstiegsorientierung abzugrenzen.

Sonjas Fallbeispiel steht hingegen für eine anders gelagerte Elternkonstellation, in der die Mutter, eine Horterzieherin bzw. Lehrerin, und der Vater, ein Musiker, alles taten, um ihre Tochter ‚sicher‘ zu behüten. Denn Sonja musste in ihrer Kindheit eine schwere Krankheit durchleiden. Vor diesem Familienhintergrund gestaltete sich die Studienfachwahl von Sonja (Jahrgang 1975) zum Bestandteil ihres langwierigen und konfliktbehafteten Ablösungsprozesses von den Eltern. Sie reflektierte darüber in einem lebensgeschichtlichen Interview:

Meine Eltern, die sind mehr so in der Beziehung sind se mehr so der Typ, die woll'n halt, daß ich was Konservatives mache (I: hm) und was Ordentliches, am liebsten Beamter oder so, (I lacht kurz) damit ich halt später mal (I: hm) abgesichert bin. Und das (I: hm) seh' ich halt überhaupt nicht so. Ich überleg auch schon jetzt, ob ich was ganz andres mache mit Kunst oder so, was ja nun (I: hm) ehr die ganz andre Richtung ist. (I: hm, hm) Ja, also ich würde schon sagen, daß da [...] die wollten immer, daß ich Jura mache, aber das hab ich (I: hm) total abgelehnt. (lacht kurz)

Interviewer: Jura, na ja. [...] Hm. Das haben wir dann schon. Ach so, Du hast äh im ersten Interview gesagt, daß Du im Moment so 'n bißchen das Problem hast, die Wunschvorstellung Deiner Eltern erfüllen zu wollen. Und äh da wollt ich Dich fragen, äh wie so diese Wunschvorstellung Deiner Eltern ist oder wie würdest Du die charakterisieren? Also was wünschen sie sich?

Sonja: Hm. Ah ja das ist halt das [...]

Interviewer: Wie Du sein sollst?

Sonja: Das Ding mit dem ganzen Studium und mit meinem Leben, daß es halt möglichst ähm geordnet ist. Und sie woll'n halt, daß es also, daß es mir mindestens genauso gut geht wie jetzt und (I: hm) daß ich später abgesichert bin und mehr so in diese Richtung halt, (I: hm, hm) also daß es alles ganz geregelt ist. Und (I: hm) also so.

Offenbar entschied sich Sonja für ein Studium der Betriebswirtschaftslehre, um mit ihren besorgten Eltern einen Kompromiss auszuhandeln. Beide Seiten betrachteten

diese Fachrichtung als Garant für einen sicheren Lebensunterhalt, um später auf eigenen Füßen stehen zu können. Denn die fachlichen Aspekte ihres Studiums sprachen Sonja überhaupt nicht an, ihre Studienergebnisse fielen mehr schlecht als recht aus. Sie interessierte sich vorrangig für die „VerdienstpERSpektive“ betriebswirtschaftlicher Tätigkeit und die daran geknüpfte Möglichkeit, ihr Leben ohne Geldsorgen und *eigenständig* zu gestalten. Doch dieses Selbstverständnis bleibt „recht ambivalent strukturiert: Einmal scheint das souveräne Verfügen über materielle Dinge Unabhängigkeit zu gewährleisten, das andere Mal scheint die Orientierung auf diese Dinge eher als hinderlich für Selbstbestimmung und soziale Bindungen zu sein“. Denn die nüchternen und streng mathematischen Grundanforderungen des BWL-Studiums kollidierten mit der „künstlerisch-kreativen Lebenslinie ihrer Biographie“, d. h. mit der anderen Seite ihres Lebensanspruchs auf Selbstverwirklichung und nach „sozialer Wärme“. Nicht zufällig schwärmte Sonja in hervorgehobenen Passagen ihrer lebensgeschichtlichen Interviews für Musik, Kunstgeschichte und italienische Lebensart. Die daran geknüpften Berufswünsche einer Balletttänzerin und Maskenbildnerin konnte sie sich allerdings auf Grund körperlicher Beschwerden nicht erfüllen. Letztlich sieht sie sich während ihres Studiums außerstande, die so beharrlich angestrebte Eigenständigkeit auch zu leben, und lässt sich wieder in den „Hort“ der elterlichen Sicherheit zurückfallen. Nach einem kurzen Aufenthalt im Studentenwohnheim zog sie erneut bei ihren Eltern ein. In Sonjas Studienorientierung spiegelte sich also ein ungestilltes Ablösungsverlangen wider (vgl. Rübner 2000: 268-285, zit. nach: 276).

In der Studienfachwahl von Jens und Sonja kann der Versuch gesehen werden, mentalen Abstand von der auf Kontinuität bzw. Absicherung orientierten Berufs- und Lebensplanung ihrer mehr oder weniger systemkonformen Elternhäuser zu gewinnen. Nun soll überprüft werden, ob diese These auch auf Pfarrer- und Ingenieursfamilien zutrifft, die den Werten der „sozialistischen Intelligenz“ skeptisch bis distanziert gegenüberstanden haben.

Absage an die elterliche Selbstentsagung: Kritische Reflexion der Berufskarrieren in traditionsverhafteten Familienmilieus der DDR

In Rolf's Familie bildet sich die traditionell hohe Selbstrekrutierungsrate von Pfarrern besonders eindrücklich ab. Sie hatte sich im Verlaufe der 1950er und 1960er Jahre sogar noch verfestigt, weil zu dieser Zeit christliche Schüler und Eltern im staatlichen Bildungswesen der DDR spürbar diskriminiert worden waren. Seine beiden Großväter und sein Vater gingen dem Pfarrberuf nach oder trugen sich wie Rolf und sein älterer Bruder mit dem Gedanken, diese Tradition fortzusetzen. Die Frauen der Familie hatten, sofern sie berufstätig gewesen waren, ebenfalls im kirchlichen Umfeld gearbeitet. Rolf, Jahrgang 1969, war als zweites von sechs Kindern geboren worden und wuchs in einer ländlichen Gemeinde auf, in der sein Vater von Beginn an seine Pfarrstelle inne gehabt hatte. Die Mutter ging indessen keiner Erwerbstätigkeit nach, hatte aber alle Hände voll zu tun, den Haushalt des Pfarrhauses zu richten. Letzteres bildete auch im „sozialistischen Dorf“ nach einer Einschätzung des Leipziger Publizisten und Kirchenhistorikers Gottfried Kretzschmar den „Mittelpunkt des Lebens“. Darüber hinaus sei der Pfarrer in Gemeindegremien eine gern gesehene Persönlichkeit und ein geachteter Ratgeber gewesen. Er würde sogar in „bestimmten staatlichen und kommunalen Veranstaltungen“ mitwirken, ausdrücklich genannt wurden die des Nationalen Auf-

bauwerkes, des Elternbeirates und der Volkssolidarität. Auf diese Weise vereinige er eine ganze Reihe von sozialen Funktionen in seiner Hand. Die Kirchengemeinde erblicke in ihm natürlich zuvörderst den Seelsorger, Prediger und Lehrer ihrer Kinder. Der Gemeindepfarrer galt als der Repräsentant einer kultivierten christlichen Lebensführung, sein Handeln wurde nicht selten zum Maßstab des eigenen Verhaltens erhoben. Der aus der DDR verdrängte Schriftsteller Rolf Schneider gewährte 1981 den Lesern der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ weitere „Einblicke in Pfarrhäuser der Deutschen Demokratischen Republik“. Er bestätigte die geschilderten Eindrücke aus den alten Pfarrhäusern, die „etwas beruhigend Altmodisches“ ausstrahlen würden. Das wollte er sowohl auf das Interieur als auch auf die Integration der Familienmitglieder in die kirchliche Gemeindearbeit bezogen wissen. Das vermittele „einen zarten Geruch von neunzehntem Jahrhundert, von zwar äußerlich bröckelnder, im Kern aber noch intakter Herkömmlichkeit“. (Zit. nach Kleßmann 1993: 39 u. 40; vgl. Ritter 2002: 189 f.)

Rolf wuchs als ein Teil dieses überkommenen, scheinbar vom Staatssozialismus völlig unberührten pfarrhäuslichen Mikrokosmos auf. Daher konnte er auch den hohen Preis abschätzen, den sein Vater für die breite Einbindung in das soziale Leben seiner Landgemeinde zu zahlen hatte. Denn die miteinander verbrachte Zeit blieb ein kostbares Gut in der Familie des Geistlichen, wie Matthias Rübner vermerkte. Der Sohn gewann eine Ahnung von der Gefahr, durch die vielfältigen Verpflichtungen gegenüber den Gemeindegliedern psychisch und körperlich überfordert zu werden, aber auch ein Gefühl für die fortwährenden Anstrengungen eines evangelischen Pfarrers, dem Spagat zwischen beruflicher Selbstaufopferung und Familienalltag gerecht zu werden. Das könnte erklären, warum Rolf aus seiner Binnenperspektive dem Interviewer eine ganz andere Sicht auf das Leben im Pfarrhaus vermittelte:

[...] und es war überhaupt nicht wichtig, ob ich nun da war oder nicht. Ich mußte eben einfach nur (lacht kurz) zu Hause sein. Ich weiß noch, ich bin immer nach Hause gekommen aus der Schule und hab so erzählt, was los war in der Schule, aber es kam nie irgendwie die Gegenfrage oder so, na ja erzähl' doch 'mal hier das genauer oder so, (I: hm) und das interessiert mich 'mal oder so. Da hab' ich einfach nicht so das Interesse gespürt und so, also ich hatte immer das Gefühl, sie wollen gar nicht reden, und das hat sich jetzt halt in den letzten Jahren noch verstärkt, [...]

Doch offenbarte sich das Elternhaus dem Heranwachsenden noch von einer anderen Seite, auf die Rolf Schneider in dem bereits zitierten FAZ-Artikel ebenfalls aufmerksam machte. Die Pfarrhäuser seien in den 1970er Jahren „zu Trägern der einzig nennenswerten Alternativkultur“ geworden, weil in ihnen viele intellektuell anspruchsvolle Gesprächsrunden stattfinden konnten. „Solche Zusammenkünfte von meistens nicht mehr als einem Dutzend Leuten sind landauf landab eine gern, eine geradezu begierig genutzte Einrichtung. Es wird ein bißchen Tee und Wein gereicht, und die Leute reden. Das geschieht fast immer mit einem großen Ernst, es ist selten larmoyant, ist voller radikaler protestantischer Selbstkritik und führt die alte Geselligkeit des protestantischen Pfarrhauses auf anderer Ebene weiter. Die Pfarrer, alt oder jung, haben ihren Karl Barth und ihre Dorothee Sölle gelesen wie auch ihren Karl Marx. Ihre innere Freiheit kann enorm sein.“ (Zit. nach: Kleßmann 1993: 40 f.) Eine solche

Atmosphäre von geschulter und lutherisch disziplinierter Geistigkeit beeinflusste auch die Denkweise von Rolf, wie seine Bewertungen des Verlaufs der politischen Umwälzungen in der DDR nahelegen. Grundsätzlich habe er diesen Umbruch als „*wohl-tuend empfunden*“, doch den Ausgang der Volkskammerwahlen vom 18. März 1990 „*wirklich deprimiert*“ wahrgenommen. Denn für dieses „*hoffnungslose Ergebnis*“ sei einzig und allein „*die materielle Sache*“ ausschlaggebend gewesen. Aus diesem Urteil sprach eine gewisse Affinität zu den ostdeutschen Bürgerbewegungen und zum Postmaterialismus der Grünen, also zu einer politischen Grundorientierung, die in Umfragen unter Studierenden zu diesem Zeitpunkt weit überdurchschnittlich vertreten wurde (vgl. Heublein 1992: 165 u. Weinacht/Beisler 1993: 1288).

Immerhin ermöglichte der Umbruch an den Universitäten Rolf zum Wintersemester 1991 einen problemlosen Wechsel der Studienrichtung, nachdem er im Wintersemester 1990 ein Mathematikstudium begonnen hatte. Diese Entscheidung hatte Rolf noch zu DDR-Zeiten treffen müssen, nachdem seine erste Wahl für das Studienfach Physik abgelehnt worden war. Nach zwei Semestern mathematischer Mühsal gestand sich Rolf indes ein,

schon seit ziemlich langer Zeit so im Hinterkopf [gehabt zu haben], na ja Theologie wär's eigentlich. [...] ich will mal so sagen, ich bin aus 'ner ziemlich gläubigen Motivation eigentlich auf Theologie umgestiegen.

In die Freude am neuen Studienfach mischte sich allerdings auch Skepsis, die zum einen dem Vergleich mit der unbestechlichen Logik der höheren Mathematik geschuldet war. Rolf meinte, in den theologischen Lehrveranstaltungen werde dagegen zu viel spekuliert und „*oft mehr geschwätzt [...] als es eigentlich sein muß*“. Zum anderen würde die universitäre Theologie den Test des ‚praktischen‘ Lebens nicht bestehen. Das vermittelte Fachwissen müsse sich erst an den Erfahrungen des späteren Gemeindepfarrers beweisen, denn „*da zählen andre Sachen irgendwie*“.

In seinem Streben nach einer „*authentischen Praxis*“ des Glaubens wird Rolf durch seine Studiererfahrungen sowohl bestärkt als auch enttäuscht. Hin- und hergerissen, erwägt er sogar, seinen Berufswunsch aufzugeben. In jedem Fall schreckt er vor einem baldigen Berufseinstieg zurück, weil er sich für eine Art *Orientierungsphase* noch mehr Zeit nehmen wollte. Rolf meinte, seinem Ideal vom gelebten Glauben im religiösen und sozialen Umfeld der mittelamerikanischen Befreiungstheologie näher zu kommen.

Also ich erhoffe mir eigentlich von dem Auslandsaufenthalt, daß ich ein bißchen einen andern Zugang kriege. Ich hab' mich 'ne ganze Weile jetzt mit lateinamerikanischer Theologie beschäftigt (I: hm) und empfinde diese ganze Sache viel freier als das, was hier passiert [...] die gucken auch, was die Leute glauben und äh und was für Probleme da sind und machen da nicht so 'n Wischiwaschi von Erlösung und Heil und so, (I: hm) da geht 's konkret erstmal [darum], daß die Leute was zu essen haben, irgendwie ne. Und so was wird halt theologisch bearbeitet und da erhoff' ich mir einfach, daß ich da e'n andern Zugang kriege und dann hier auch mit ander'm Elan rangehen kann. (I: hm)

Und vielleicht, fügte er lachend hinzu, könne er dann auch Pfarrer werden.

Gewiss wirkten in diesem Wunsch nach einem Aufschub des Studienabschlusses auch die vielschichtigen Sonderprobleme des Familienhintergrundes und Berufswunsches von Rolf nach. Doch Matthias Rübner wies auch an anderen besonders engagierten und selbstreflexiven Referenzfällen seines Untersuchungssamples nach, dass die Studierenden regelrechte Moratorien eingingen, um ‚sich Selbst zu verwirklichen‘. Sie unterbrachen für eine befristete Zeitspanne ihre Ausbildungs- bzw. Studiengänge. Der Soziologiestudent Jens betätigte sich als freiwilliger Zivildienstleistender im Pflegebereich, und der Geschichtsstudent Heiner nahm sich als Chefredakteur der studentischen Hochschulzeitung ein Freisemester (vgl. Rübner 2000: 341). Obwohl solcherart Moratorien in den studentischen Lebensentwürfen zu Beginn der 1990er Jahre keine Seltenheit mehr bildeten, drohte Rolf mit seinen Mittelamerika- bzw. Ausstiegsplänen doch aus der Bahn eherner Familien- und Berufstraditionen zu schlagen. In der letzten für das gesamte Gebiet der DDR veröffentlichten Pfarrfamilienstatistik war nämlich neben der erwähnten hohen Selbstrekrutierungsrate des Pfarrberufes noch hervorgehoben worden, dass Pfarrsöhne jene seelsorgerischen Berufswege in Diakonie und kirchlicher Mission äußerst selten wählen würden, die kein Studium voraussetzten (vgl. Kleßmann 1993: 33). Rolfs Sehnsucht nach „gelebter Fürsorge und Gemeinschaftlichkeit“ verweist denn auch auf sozialintegrative Denkmuster und Handlungsweisen, die sich in einer ganzen Reihe von biographischen Konstruktionen der Studierenden des Immatrikulationsjahrganges 1990 nachweisen ließen (vgl. Rübner 2000: 306-313, 330-333).

Im Gegensatz zu Rolf beschreibt Britta (Jahrgang 1970) einen geradezu harmonischen Familienhintergrund:

Ja meine Eltern, meine Eltern. [...] Was soll ich von meinen Eltern erzählen? [...] Und ja, meine Eltern, zu den ich ein ganz tolles Verhältnis, mit den konnt' ich alles besprechen, und die haben auch immer erzählt, was auf Arbeit los war und so. [...] ja, das war eigentlich hm [...] soweit auch, ich sag mal nichts Besonderes (lachen beide kurz) an der ganzen Eltern-Kind-Beziehung, nur daß sie vielleicht besser war als bei manch anderen. Ich hab mich da manchmal gefragt, wenn andere Kinder von ihren Eltern erzählt haben und von dem Frust mit ihren Eltern erzählt haben. Das also konnt' ich zum Teil gar nicht verstehen, weil 's das bei mir nicht gab, weil da wirklich immer en gutes Verhältnis geherrscht hat (I: hm) ja.

Brittas Elternbindung gestaltete sich so eng, besonders zu ihrem Vater, einem Elektroingenieur, dass sie sogar die familiären Deutungsangebote von einschneidenden Ereignissen wie der Maueröffnung unreflektiert übernahm. Probleme der Ablösung vom Elternhaus erinnerte Britta in ihren Interviews nicht, was darauf schließen lässt, dass ihr Autonomiestreben in der Familie keine großen Wellen geschlagen hat. So schien sie geradewegs den Antitypus einer ‚Abstandsuche‘ von den elterlichen Orientierungen zu verkörpern.

Ihr mathematisch-ingenieurtechnisch geprägtes Elternhaus, Brittas Mutter arbeitete als Konstrukteurin, wurde vom Frust über die notgedrungene Akzeptanz der tendenziellen Einkommensnivellierung zwischen den Facharbeitern und mittleren technischen Angestellten in der Volkswirtschaft der DDR beherrscht. Das widersprach nicht

nur allen Prinzipien der Leistungsmotivation, sondern auch dem „historisch tief verwurzelten Berufsethos der Ingenieure, die sich vielfach als unpolitische technische Spezialisten der modernen Industriegesellschaft verstanden“. Deshalb habe sich unter ihnen auch nicht die Ideologie eines „sozialistischen Professionalismus“ ausprägen können (Ritter 2002: 188 u. Augustine 1996: 69). Allerdings verstärkte sich seit Mitte der 1960er Jahre in den jüngeren, nachrückenden Altersgruppen der „technischen Intelligenz“ die Ansicht, ihr berufliches Fachwissen in den Dienst einer vermeintlich sozial gerechteren, jedenfalls nicht auf eigensüchtigen Profitinteressen basierenden „Gesellschaftsordnung“ zu stellen, trotz der von ihr uneingelösten Leistungsgerechtigkeit. Eine solche pekuniäre Selbstentsagung im Namen eines wie auch immer verstandenen „Gemeinwohls“ stand für die VWL-Studentin Britta außerhalb jeglicher Diskussion. Nicht zuletzt, weil diese Grundeinstellung von Ingenieuren und Technikern der Leistungsideologie⁷ ihrer ökonomischen Fachkultur widersprach, deren wissenschaftliches Paradigma nach dem Umbruch für Britta handlungsleitende Bedeutung gewann.

Brittas frappant ausgeprägte individualistische Einstellung kam nicht nur in ihrer Gerechtigkeitsvorstellung⁸ zum Ausdruck, die von einem extrem verengten Leistungsprinzip getragen wurde. Vielmehr offenbarte sie sich auch in der Auffassung, Sozialhilfeempfänger und die Bedürftigen nicht verschuldeter Armut als „*arbeits-scheue Leute*“ zu bezeichnen. Sie unterstellte ihnen nach Einschätzung von Matthias Rübner, sich im Sinne des volkswirtschaftlichen Gesamtsystems schädlich, quasi parasitär, und daher mehr als unmoralisch zu verhalten. Rübner schrieb ihrer biographischen Sinnstruktur das Muster einer „bürgerlichen Modalpersönlichkeit“ zu, worin sich Britta auf der Wertebene von der Gemeinwohlorientierung ihrer Eltern deutlich unterschied: „hohe ungerichtete Leistungsmotivation steht neben der Bereitschaft, sich durch extrinsische Gratifikationen wie Geld, Ansehen, Karriere motivieren zu lassen; staatsbürgerlicher Privatismus und die affirmative Orientierung am Leistungssystem der Gesellschaft runden das Bild ab.“ (Vgl. Rübner 2000: 328f.; Zitat: 329) Rolf nahm hingegen den Anspruch auf zivilgesellschaftliches Engagement im Berufsbild seines Vaters sehr ernst. Deshalb dachte er über eine kreative Denkpause in den Dörfern Mittelamerikas nach, um sich über die in seinem Elternhaus deutlich vor Augen geführten Anforderungen an den Berufsalltag eines Pfarrers, über sein Selbstverständnis an ein ‚erfülltes Leben‘ und über sein christliches Glaubensbekenntnis klar zu werden.

„Zwei Zuhause“: Ostdeutsche Studierende go west

In den ausgewerteten lebensgeschichtlichen Interviews der um 1970 geborenen Studierenden dominierten nach den grundsätzlichen Entscheidungen auf dem Weg zur deutschen Einheit vielschichtige Grundorientierungen, in denen sich eine große Bandbreite des Wechselverhältnisses von Nähe und Distanz zum Elternhaus wider-

7 „Normativ vorgegebene Leistungs- und Chancengerechtigkeit der meritokratischen Ideologie implizieren, daß soziale Ungleichheiten zu Recht bestehen und durch die Schuld bzw. den Verdienst des einzelnen entstanden sind.“ (Ramm 1978: 79)

8 Matthias Rübner bestimmte unter ostdeutschen Studierenden der 1990er Jahre vier verbindende Grundüberzeugungen von sozialer Gerechtigkeit, die unter ihnen gewissermaßen einen Basiskonsens stifteten. (Vgl. Rübner 2003: 138)

spiegelte. Unter den 1990 oder zu Beginn der 1990er Jahre immatrikulierten Studierenden offenbarte sich *entweder* auf der Handlungs- *oder* auf der Wertebene die Strategie, ‚inneren Abstand‘ zu gewinnen, ohne sich damit prinzipiell von den Einstellungen und Erfahrungsmustern ihrer Elterngeneration abzugrenzen. Zum einen korrespondierte diese zwiespältige Handlungsorientierung mit der für diese Lebensphase typischen Ablösung vom Elternhaus, die entwicklungspsychologisch bedingt in jeder Normalbiographie konfliktgeladen verlaufen kann. Zum anderen setzten sich diese Studienanfänger aber namentlich vom Prinzip der Selbstentsagung und ‚Selbstaufopferung‘ ab, das ihre Eltern in der DDR-Gesellschaft praktiziert hatten, sei es nun im Namen des ‚Großen und Ganzen‘ der sozialistischen Utopie bzw. des Dienstes am Menschen oder schlichtweg für den Betrieb und den ‚technischen Fortschritt‘. Gewiss bildete auch diese Handlungsmaxime keine Besonderheit der Studienberechtigten des Jahrganges 1990. Sie ließe sich wohl auch bei ihren jüngeren Nachfolgern aufzeigen, vor allem in den 1990er Jahren. Doch nur diese studentische Jahrgangsgruppe 1990 trug ihre Ablösungskonflikte mit der Elterngeneration in einer so tief greifenden politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umbruchperiode aus. Deren situative Problemlagen berührten natürlich auch die Intergenerationenbeziehungen in Ostdeutschland auf einzigartige Weise. So brandeten in dieser ‚Zwischenzeit‘ noch heftige Auseinandersetzungen in den Intelligenzfamilien auf, weil eine selbstbestimmte Studienfachwahl oder der Wechsel an eine Hochschule „im Westen“ als ein symbolischer Kotau vor dem „Kapitalismus“ angesehen werden konnte. Nur wenige Jahre später erschien es vielen Eltern als ausgesprochen Karriere fördernd, wenn ihre Kinder an eine Universität oder Fachhochschule in den westlichen Bundesländern wechselten.

Die Universitäten und Hochschulen in den westlichen Bundesländern erlebten 1990 einen regelrechten „Studienanfängerboom“, die Zunahme an Erstimmatrikulationen fiel mit 23.000 im Vergleich zu 1989 weit höher aus als in den Vorjahren. Immerhin 20% dieses Zuwachses an deutschen Studienanfängern im Westen entfielen auf die Zuwanderung von Studienberechtigten aus den östlichen Bundesländern (Levin u. a. 1991: IX). Zu ihnen zählte auch Carla aus Nordhausen, die sich mit 69 weiteren Studierenden aus der untergehenden DDR im Sommersemester 1990 an der Universität Göttingen einschrieb. Vordem hatte sie 1989/90 zwei Semester Sport und Geschichte an der Pädagogischen Hochschule in Magdeburg studiert. Da sie aber keine Lehrerin werden wollte, wechselte sie zum Sommersemester 1990 an die Universität Göttingen, um ein Sportstudium zu beginnen. Es sei ein spontaner Entschluss gewesen, der ihre Eltern überraschte:

Anfangs waren sie dagegen: Um Gottes Willen, nach dem Westen und dann in den Kapitalismus, dieses kalte System, das ist doch nichts, nein, bleib zu Haus. Meine Eltern machen sich wahnsinnig viel Sorgen. Jetzt natürlich unterstützen sie mich vollends, soweit sie das können. Und sie sagen auch schon: Mensch, im Juli gib'ts richtiges Geld (sie sagen immer: richtiges Geld), dann können wir dir auch was zuschieben, dann ist es nicht so schlimm. Aber ich muss ehrlich sagen, beide haben nicht die Ahnung, was wirklich los ist und was mit allem verbunden ist und um was man sich hier kümmern muss. Das können sie sich nicht vorstellen, weil sie nicht drinstecken. Ich erzähl zwar viel, aber sie haben ihre eigenen Sorgen zu Hause, ihre Ängste um den Job und um das Geld. (Zit. nach: Schwibbe 1991: 51)

Carla schilderte, wie sie gegenüber ihren Eltern in die Rolle einer „Beraterin“ hineinwuchs, weil sie in den Wochen und Monaten vor der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion der beiden deutschen Staaten für eine bestimmte Übergangszeit über einen Informations- und Erfahrungsvorsprung verfügte. Auch die Göttinger Medizinstudentin Gerit aus Sondershausen hob hervor, dass sie jetzt auf einmal merke, „*meine Familie braucht mich richtig. Jetzt bin ich eigentlich die einzige aus der Familie, der es wirklich gut geht, die zufrieden mit sich sein kann.*“ (Zit. nach: Schwibbe 1991: 163) Früher habe sie dagegen die Abhängigkeit von ihren Eltern als störend empfunden.⁹ In Gerits Wahrnehmung schlug das traditionelle Unterordnungsverhältnis quasi in eine von der gesamten Familie anerkannte Dienstleistungsfunktion um, worin eine Besonderheit der unmittelbaren Umbruchsituation erblickt werden kann. Denn im Verlaufe der 1990er Jahre verkehrte sich der Charakter der intergenerationalen Beziehungen wieder, auch im Osten: Eltern seien für die erwachsenen Kinder immer wichtiger geworden. Dies habe an der höheren Bedürftigkeit der Kinder, also am Rückgang staatlicher Unterstützungen während der Ausbildung, an der hohen Arbeitslosigkeit, an der Schließung öffentlicher Kinderbetreuungseinrichtungen, an der Arbeitsplatzunsicherheit und nicht zuletzt an den veränderten Zeitregimes am Arbeitsplatz gelegen (Szydlík 2000: 211).

Auch Carla und Gerit unterhielten weiterhin enge Beziehungen zu ihren Eltern, trotz ihres Umzugs in die niedersächsische Universitätsstadt Göttingen. Allerdings lockerten sich dadurch ihre Bindungen zu den anderen Linienverwandten und zu ihren Freunden in den östlichen Bundesländern. Diese würden plötzlich eigene Probleme und Erlebnisse bewältigen müssen, an denen sie nicht mehr teilhaben könnten. Und auf einmal gebe es zwei Zuhause, wie es Gerit ausdrückte:

Einmal sind mit dem Zuhause ja die Eltern gemeint mit der Landschaft, wo man aufgewachsen ist. Und mit Göttingen ja eben das, was ich mir gerade selbst geschaffen habe. Das ist auch Zuhause. (Zit. nach: Schwibbe 1991: 14)

Der von Carla und Gerit beschriebene Wandel im Verhältnis zu den Eltern hing selbstverständlich mit ihrem Ablösungsprozess zusammen, aber auch mit einem generellen Individualisierungsschub, der durch den 1989/90 eingeleiteten Umbruchprozess noch beschleunigt wurde.

Dieser Schub äußerte sich in der hier in Rede stehenden Jahrgangsguppe im Streben nach Selbstverwirklichung, was sich bei diesen im Jahre 1990 Achtzehn- bis Zweiundzwanzigjährigen mit schwachen Symptomen der Spätadoleszenz überlagern konnte.

Zum einen bezeichnet „Selbstverwirklichung“ ein allgemeines Kulturmuster von älteren Jugendlichen und jungen Erwachsenen, das sich im Westen schon seit Jahren beobachten ließ und im Osten nun auch von den Studienanfängern der frühen 1990er Jahre nachholend ‚ausgelebt‘ wurde. Zum anderen handelt es sich um ein gerade unter dieser Studentengeneration auffällig präsenten Handlungs- und Orientierungsmuster,

⁹ Die strukturierten Interviews mit Carla und Gerit wurden zwischen Mai und Dezember 1990 erhoben. Neben sechs weiteren Studentinnen und fünf Studenten wurden sie von der Psychologin und Volkswirtschaftlerin Gudrun Schwibbe befragt. Vgl. Schwibbe 1991: 7.

das den staatsbürokratisch ‚entregelten‘ Bildungs-, Kultur- und Studienangeboten auf betont individuelle, ja eigenwillige Weise Rechnung trug. Daher lässt sich unsere Untersuchungsgruppe sowohl von den älteren, noch in den 1980er Jahren immatrikulierten Studierenden als auch von den jüngeren, erst um 1975 geborenen Studentengenerationen unterscheiden. Während die Ersteren noch in Seminargruppen sozialisiert worden waren, äußerte sich auch wieder unter den Letzteren ein Sozialverhalten, das an die Gruppenmentalität und „Kollektivität“ von DDR-Studenten erinnerte (vgl. Sieber/Freytag 1993: 39, 51; Aulerich/Stein 1997: 141).

Das in unterschiedlichen Jugendkulturen gleichermaßen sichtbar werdende Grundmuster „Selbstverwirklichung“¹⁰ brachte einerseits auf der Basis lebensweltlicher Netzwerke verschiedene Formen neuer Gemeinschaftsbindungen hervor, die mit dem 1994 von Helmuth Berking geprägten Begriff des „solidarischen Individualismus“ beschrieben werden könnten (zit. nach: Mau 2002: 151). Andererseits artikuliert es sich aber auch betont individualistisch, in erster Linie unter Studentinnen der Betriebs- und Volkswirtschaftslehre (vgl. zur nächst jüngeren Studentengeneration dieser Fachrichtung Schneider 2005: 92-109). Letztere standen den Einstellungen ihrer Eltern, vor allem der Mütter, eigentlich am nächsten, die sich auf ein fachorientiertes Berufs- und Leistungsethos beriefen und auf ihre Kinder zu übertragen trachteten. Doch scheinen jene VWL- bzw. BWL-Studierende die im Elternhaus vermittelten intrinsischen Wertvorstellungen für sich aufgegeben zu haben, die während ihres Studiums Anschluss an die wissenschaftliche Fachkultur der Wirtschaftswissenschaften gefunden haben.

Insgesamt kam die beschriebene spätadoleszente Suche nach Abstand von den überkommenen Berufsbildern und Sicherheitskalkülen der Eltern dem Versuch gleich, selbstbestimmt eine Brücke zu den gewandelten Werthorizonten des vereinigten Deutschlands zu schlagen, ohne freilich die Rückversicherung des Elternhauses entbehren zu wollen. Im Gegenteil, der Familiensoziologe Marc Szydlík spricht sogar von einer „neuen Solidarität“, die sich seit 1990 zwischen vielen Eltern und ihren erwachsenen Kindern in Ostdeutschland herausgebildet habe. Der sich entfaltende Druck des Arbeitsmarktes habe weniger belastend gewirkt, sondern vielmehr zu einem größeren Zusammenhalt der Familien geführt. Darin erblickt Szydlík eine nachwirkende Kontinuität, da er bereits für die DDR-Zeit enge Intergenerationenbeziehungen konstatierte. Ähnlich wie damals würde die Familie einen Spannungsausgleich ermöglichen und gleichsam einen Rückzugsraum bilden, aber auch eine finanziell-wirtschaftliche Absicherung gegenüber den Ungewissheiten der Transformationsphase gewähren (vgl. Szydlík 2000: 210 f. u. 236 f.).

Es kann daher keine Rede davon sein, dass die durch den Umbruch ausgelöste politische Orientierungskrise die Familiensozialisation in Ostdeutschland nachhaltig gestört habe (vgl. zu dieser Lesart Lange 1991: 191). Auch dürfen die familialen Generationenbeziehungen nach Szydlík nicht schematisch interpretiert werden, also entweder nur konfliktbeladen oder ganz harmonisch. Sie würden stets beides beinhalten, Widersprüche müssten ausgehalten werden. Generationenbeziehungen in Familien zeichnen sich demnach durch per se nicht auflösbare Ambivalenzen aus. „Das Aushalten, Einbringen und die Auseinandersetzung mit Ambivalenz sind wichtige

10 Zu den unterschiedlichen Lesarten von „Selbstverwirklichung“ als Kulturmuster adoleszenter Jugendlicher vgl. Zorn 1989: 219-228 u. Boldt/Stutz 2006: 86-88.

Bedingungen andauernder, womöglich lebenslanger Solidarität. Die Anerkennung der in Generationenbeziehungen inhärenten Spannungen kann für die Beziehungspartner entlastend wirken.“ (Szydlík 2000: 41) In diesem Begriffsverständnis wird „Ambivalenz“ der Generationensolidarität vor- bzw. übergeordnet. Der Schweizer Soziologe Kurt Lüscher fasst das Ambivalenz-Konzept ebenfalls als eine allgemeine heuristische Methode, um eine Theorie der intergenerationalen Familienbeziehungen in der Postmoderne zu entwickeln (Lüscher 2000: 138-161; Ehmer 2000: 24-37; Lüscher/Liegle 2003: 287-311, insbesondere 310, Anm. 30).

Wenn im vorliegenden Beitrag die Zwiespältigkeit der Handlungsorientierungen von Studienanfängern der Umbruchjahre und der Generationenbeziehungen zu ihren Eltern unterstrichen wird, so handelt es sich gewissermaßen um ambivalente Handlungs- und Wertorientierungen in einem engeren, kulturhistorischen Sinne. Neben zivilgesellschaftlichem Engagement und sozialen Lebenszielen artikulierten sich unter ihnen ein Streben nach Autonomie als Lebensstrategie, das sich mit hedonistischen Einkommens- und Statusorientierungen verband und extrinsische Studienwahlmotive in den Vordergrund treten ließ. Diese neuen Wertmuster bildeten sich unter der ersten studentischen ‚Einheitsgeneration‘ vergleichsweise frühzeitig aus, setzten sich aber erst im Verlaufe der 1990er Jahre vollständig durch (Heublein/Sommer 2000: 1). Die Studienanfänger von 1990/91 brachen also weitgehend mit den intrinsischen „Gemeinsinn“-Orientierungen ihrer Eltern, ohne indes die im Osten besonders enge Generationensolidarität mit ihnen aufzukündigen.

LITERATUR

- Angepaßt oder mündig? Briefe an Christa Wolf im Herbst 1989 (1990). Hg. v. Petra Gruner. Berlin.
- Apel, Helmut (1992): Intergenerative Bildungsmobilität in den alten und neuen Bundesländern. In: *Jugend 92: Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland*. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Bd. 2. Opladen, 353-370.
- Augustine, Dolores L. (1996): Frustrierte Technokraten. Zur Sozialgeschichte des Ingenieurberufs in der Ulbricht-Ära. In: *Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR*. Hg. v. Richard Bessel und Ralph Jessen. Göttingen, 49-75.
- Aulerich, Gudrun/Ruth Heidi Stein (1997): Wende gut – alles gut? Oder: Sage mir, woher du kommst ... Studierende in Dresden und Dortmund sechs Jahre nach der Wende. In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 6. Jg., H. 1, 124-144.
- Aulerich, Gudrun/Ruth Heidi Stein (1998): Familie alles – Hochschule nichts? Zum Einfluß von Handlungsmustern und institutionellen Bedingungen auf das Verhalten Dresdner Studierender sechs Jahre nach der Wende. In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 7. Jg., H. 2, 10-22.
- Bathke, Gustav-Wilhelm/Jochen Schreiber/Dieter Sommer (2000): Soziale Herkunft deutscher Studienanfänger. Entwicklungstrends der 90er Jahre. In: *Kurz-Information. Hochschul-Informationssystem*, A 9, H. 11, 1-43.
- Bathke, Gustav-Wilhelm (2007): Und in Jene lebt sich´s bene? Ein soziales Porträt von Studierenden an der Friedrich-Schiller-Universität Jena Ende der 1970er und 1980er Jahre. In: Uwe Hoßfeld/Tobias Kaiser/Heinz Mestrup (Hg.): *Hochschule im Sozialismus. Studien zur Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena (1945-1990)*, Bd. 1. Köln/Weimar/Wien, 955-1023.

- Behnken, Imbke/Jürgen Zinnecker (1992): Lebenslaufereignisse, Statuspassagen und biografische Muster in Kindheit und Jugend. In: *Jugend 92: Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland*. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Bd. 2. Opladen, 127-143.
- Boldt, Ulrike/Rüdiger Stutz (2006): Nutzen und Grenzen des historischen Generationenkonzepts für die Erforschung von Umbruchserfahrungen im späten Jugendalter. In: *Annegret Schüle/Thomas Ahbe/Rainer Gries (Hg.): Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*. Leipzig, 65-88.
- Ehmer, Josef (2000): Alter und Generationenbeziehungen im Spannungsfeld von öffentlichem und privatem Leben. In: *Josef Ehmer/Peter Gutschner: Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge*. Wien/Köln/Weimar, 15-48.
- Grunert, Cathleen (1999): Vom Pionier zum Diplom-Pädagogen: Lebensgeschichten und Berufsperspektiven von ostdeutschen Studierenden im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaft. Opladen.
- Heublein, Ulrich (1992): Eine unruhige Generation an den ostdeutschen Hochschulen? Erste Gedanken über mögliche Prädispositionen für die Entwicklung studentischen Selbstbewußtseins in den neuen Bundesländern. In: *Friedrich W. Busch (Hg.): Universitäten im Umbruch: zum Verhältnis von Hochschule, Studenten und Gesellschaft*. Oldenburg, 162-174.
- Heublein, Ulrich/Rainer Brämer (1990): Studenten im Abseits der Vereinigung. Erste Befunde zur politischen Identität von Studierenden im deutsch-deutschen Umbruch. In: *Deutschland Archiv*, H. 9, 1397-1410.
- Heublein, Ulrich/Dieter Sommer (2000): Lebensorientierungen und Studienmotivation von Studienanfängern. In: *Kurz-Information. Hochschul-Informationssystem*, A 5, H. 5, 1-39.
- Huinink, Johannes/Dirk Konietzka (2007): *Familiensoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt am Main/New York.
- Kleßmann, Christoph (1993): Zur Sozialgeschichte des protestantischen Milieus in der DDR. In: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft*, 19. Jg., 29-53.
- Lange, Günter (1991): DDR-Jugend im politischen Wandel der 80er Jahre. In: *Melzer, Wolfgang u. a. (Hg.): Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR*. Weinheim/München, 184-193.
- Lewin, Karl u. a. (1991): *Studienanfänger 1990/91 in Deutschland. Ein Vergleich zwischen neuen und alten Ländern*. Hannover.
- Lüscher, Kurt (2000): Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen – eine allgemeine heuristische Methode. In: *Martin Kohli/Marc Szydlík (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen, 138-161.
- Lüscher, Kurt/Ludwig Liegle (2003): *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz.
- Matthes, Britta (2004): Intergenerationale Mobilität beim Erwerbseinstieg während der ostdeutschen Transformation. In: *Marc Szydlík (Hg.): Generation und Ungleichheit*. Wiesbaden, 168-190.
- Mau, Steffen (2002): Solidarität und Gerechtigkeit. Zur Erkundung eines Verhältnisses. In: *Stefan Liebig/Holger Lengfeld (Hg.): Interdisziplinäre Gerechtigkeitsforschung. Zur Verknüpfung empirischer und normativer Perspektiven*. Frankfurt am Main/New York, 129-154.
- Ostdeutsche Studienberechtigte des „Wendjahres“ 1990 nehmen deutlich häufiger ein Studium auf als ihre Kollegen aus den alten Ländern (1995). In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 4. Jg., H. 1, 90f.

- Pasternack, Peer/Thomas Neie/Ralph Meder (Hg.) (2000): Stud. ost 1989-1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland. Leipzig.
- Ramm, Michael (1998): Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit: gesellschaftliche Orientierungen von Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 1983 bis 1995. Eine empirische Untersuchung. Diss., Ms., Konstanz.
- Ritter, Gerhard A. (2002): Die DDR in der deutschen Geschichte. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 50. Jg., 171-200.
- Rübner, Matthias (2000): Student und Gerechtigkeit. Ordnungsbezogene Gerechtigkeitsvorstellungen von ostdeutschen Studierenden und die Bedeutung biographischer Orientierungen. Diss., Ms., Jena.
- Rübner, Matthias (2003): Gerechtigkeitsvorstellungen im Kontext gesellschaftlicher Transformation. Kritik- und Legitimationsmuster ostdeutscher Studenten. In: Martin Brusis/Frank Ettrich/Raj Kollmorgen (Hg.): *Konflikt und Konsens: Transformationsprozesse in Ostdeutschland*. Opladen, 113-143.
- Sabrow, Martin (2000): Der Wille zur Ohnmacht und die Macht des Unwillens. Realitätskonflikte und Mentalitätenwandel in der DDR als Erosionsfaktoren der SED-Herrschaft. In: *Deutschland Archiv. Zeitschrift für das vereinigte Deutschland*, 33. Jg., 539-558.
- Schneider, Antje (2005): Lebenserfahrung und -perspektiven von Mauerfall-Jugendlichen, die Ökonomen werden bzw. wurden. Staatsexamensarbeit, Ms., Jena.
- Schwibbe, Gudrun (Hg.) (1991): Übergänge. Studenten aus der ehemaligen DDR berichten über ihren Studienbeginn in der Bundesrepublik. Göttingen.
- Sieber, Malte/Freytag, Ronald (1993): *Kinder des Systems: DDR-Studenten vor, im und nach dem Herbst '89*. Berlin.
- Solga, Heike (1995): Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR. Berlin.
- Stock, Manfred (1997): Bildung zwischen Macht, Technik und Lebensstil. Das Beispiel der „sozialistischen Intelligenz“ in der DDR. In: *Bildungsgeschichte einer Diktatur. Bildung und Erziehung in SBZ und DDR im historisch-gesellschaftlichen Kontext*. Hg. v. Sonja Häder u. Heinz-Elmar Tenorth. Weinheim, 295-333.
- Szydlík, Marc (1995): Die Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern – und umgekehrt. In: *Zeitschrift für Soziologie* 24. Jg., H. 2, 75-94.
- Szydlík, Marc (2000): Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen.
- Weinacht, Paul-Ludwig/Martin Beisler (1993): „Einen wirklichen Staat aufbauen...“ Studenten in Deutschland – zwei Jahre nach der Vereinigung. In: *Deutschland Archiv*, H. 11, 1279-1290.
- Wensierski, Hans-Jürgen v. (1994): Mit uns zieht die alte Zeit. Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im gesellschaftlichen Umbruch. Opladen.
- Wierling, Dorothee (2002): Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie. Berlin.
- Zinnecker, Jürgen (1991): Jugend als Bildungsmoratorium. Zur Theorie des Wandels der Jugendphase in west- und osteuropäischen Gesellschaften. In: Melzer, Wolfgang u. a. (Hg.): *Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR*. Weinheim/München, 9-24.
- Zoll, Rainer u. a. (1989): „Nicht so wie unsere Eltern!“ Ein neues kulturelles Modell? Opladen.

„Kinder des Widerstands“ und Politik nach 1945

Die Kinder kommunistischer Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime
und deren Verhältnis zur Politik nach dem Zweiten Weltkrieg

Dieter Nelles, Armin Nolzen und Heinz Sünker

1. Einleitung

Als mein Vater (...) 1935 aus dem Gefängnis zurückkam, hatte er seine Einstellung nicht im geringsten geändert. Und noch immer – wenn auch vorsichtiger – fanden die Zusammenkünfte unter Gleichgesinnten statt. Ich war aber von der Politik fasziniert, die mich nicht mehr losließ. (...) Mein Vater versuchte mir beizubringen, wie man zwischen den Zeilen liest, und dabei pflanzte er mir den Hass gegen den Nationalsozialismus ein. Es waren sein Vorbild und die Erziehung zu Kritik und oppositioneller Haltung, die mich prägten. (...) Mit knapp 15 Jahren (...) war ich bereits ein überzeugter Kommunist. (...) Es war selbstverständlich, dass ich 1945 sofort der KPD beitrat. (Weber 2002, 21-24)

Mit diesen Worten beschrieb der Politikwissenschaftler Hermann Weber, Jahrgang 1928, seine nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Entwicklung zu einem politischen Aktivist. Er sah diese als quasi natürlichen Prozess an, der zum einen aus seiner Erfahrung des Nationalsozialismus und zum anderen aus seiner Prägung durch das kommunistische Elternhaus resultierte. Gleiches konstatierte er für Herbert Mies, den späteren Vorsitzenden der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP), mit dem Weber bis zum späteren Bruch mit dem Kommunismus im Jahre 1954 befreundet war. Er erwähnt aber auch, dass es sich bei den kommunistischen Jugendgruppen in Mannheim 1945 lediglich um einen kleinen Kreis gehandelt habe, zu dem fast nur Kinder von Altkommunisten gehörten (Weber 2002, 27). Offenbar war Webers Politisierung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht für alle Kinder vormals politisch Verfolgter repräsentativ.

Im Folgenden wird untersucht, welches Verhältnis die „Kinder des Widerstands“, so unser Sammelbegriff für alle Kinder der vom NS-Regime politisch und religiös Verfolgten, in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zur Politik entwickelten. Wir beschränken uns hierbei auf die Gruppe der aus kommunistischen und sozialdemokratischen Familien stammenden Kinder und fragen nach dem Grad ihrer Politisierung nach 1945.¹ Durch Adolf Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933

¹ Die Erfahrungen der Kinder des bürgerlichen Widerstands und von religiös Verfolgten werden hier nicht thematisiert, sondern im Rahmen einer späteren Studie mit dem Arbeitstitel ‚Die ‚Kinder des Widerstands‘. Lebensbedingungen und Sozialisation der Kinder von politisch und religiös Verfolgten des NS-Regimes‘ systematisch erörtert. Dieses Projekt, das sich mit den Erfahrungen der Kinder des Wi-

und die anschließende Etablierung der NS-Diktatur hatten sich die Lebens- und Sozialisationsbedingungen der meisten Kinder und Jugendlichen grundlegend verändert.² In den Familien konnten viele Eltern mit ihren Kindern nicht mehr so „frei“ sprechen, wie dies noch unter demokratischen Verhältnissen der Fall gewesen war. Die kommunistischen und sozialistischen Milieus wurden gewaltsam zerstört (Mallmann/Paul 1991, 1995; Schmiechen-Ackermann 1998; Matthiesen 2000), und die dort aufgewachsenen Kinder und Jugendliche übernahmen nicht mehr zwangsläufig die politischen Orientierungen ihrer Eltern, wie es vorher oft der Fall gewesen war (Tenfelde 1997). Hinzu kamen diverse Integrationsangebote des NS-Staates, die Kinder von Kommunisten wie Sozialdemokraten in einen Zwiespalt zwischen dem diktatorischen Regime und der eigenen Familie brachten. Wie weit dies reichen konnte, zeigt die Biographie Werner Lamberz' (1929-1978), eines späteren Mitglieds des Politbüros der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED), der als Sohn eines inhaftierten Kommunisten von 1941 bis 1944 eine Adolf-Hitler-Schule besucht hatte, in der die kommende NS-Elite erzogen werden sollte.³ Lamberz' Werdegang macht deutlich, dass das NS-Regime selbst den Kindern verfolgter Kommunisten einen sozialen Aufstieg nicht prinzipiell verwehrte.

In der Regel waren aber auch Kinder von Kommunisten und Sozialdemokraten direkt von den Verfolgungsmaßnahmen des NS-Regimes betroffen. Sie wurden in der Regel für ihre Eltern in „Sippenhaftung“ genommen, und zwar mittels ausgeklügelter Techniken der sozialen Diskriminierung und Stigmatisierung. Dies war den Betroffenen wohlbekannt, worauf der britische Historiker Timothy Mason vor mittlerweile mehr als 25 Jahren hingewiesen hat. Zum Widerstand gegen das NS-Regime gehörte, so Mason, immer auch die Bereitschaft, „das Wohl der nächsten Familienangehörigen aufs Spiel zu setzen“ (Mason 1982, 41). Den meisten Widerstandskämpfern sei bewusst gewesen, dass im Falle einer Verhaftung ihre nächsten Familienangehörigen ebenfalls in die Verfolgungsmaßnahmen des NS-Regimes einbezogen würden. Dieses Wissen sei, so Mason, ein wichtiger Faktor gewesen, sich für oder gegen eine Beteiligung am Widerstand gegen das NS-Regime zu entscheiden. Mason ging es vor allem darum, das „moralische Problem des Leidens der Hinterbliebenen“ auf dem Hintergrund des Stellenwerts von Familie in der deutschen Arbeiterschaft im politischen Kontext zu verorten. Es spreche, so Mason, vieles dafür, dass das Verantwortungsbewusstsein für die Familie dazu beigetragen habe, „nach 1933 das Widerstandspotential zu entschärfen oder abzustumpfen, [so] dass die Solidaritäten der Nachbarschaft, des Arbeitsplatzes und der politischen Organisationen gegenüber sich verdichtenden Familienbindungen relativ an Gewicht verloren“ (Mason 1982, 42).

Im Rahmen unseres Forschungsprojekts „Kinder des Widerstands“ haben wir versucht, diese Hypothese empirisch zu überprüfen. Zu diesem Zweck haben wir für Wuppertal, zum ersten Mal flächendeckend für eine deutsche Großstadt, die Struktu-

derstands von der NS-Zeit bis heute befasst, wurde von Dezember 2001 bis Dezember 2004 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert und am Fachbereich Bildungswissenschaften der Bergischen Universität Wuppertal durchgeführt. Erste Ergebnisse bei Nelles/Rübner/Sünker 2003; Nelles/Nolzen/Sünker 2005; Nelles/Nolzen/Sünker 2006.

2 Allgemein Keim 1995, 1997, sowie Buddrus 2003. In familiengeschichtlicher Perspektive den Überblick von Rosenthal/Timm 2008.

3 „Der war der geborene Führer“, in: DER SPIEGEL 22/1976 (24.5.1976), 54. Zu den Adolf-Hitler-Schulen Feller/Feller 2001.

ren des Widerstands gegen den NS-Staat rekonstruiert. Die Quellenbasis bilden Personalakten der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) Düsseldorf, Akten des Oberlandesgerichts Hamm und Wiedergutmachungsakten der Stadtverwaltung Wuppertal nach 1945. Darüber hinaus haben wir 51 lebensgeschichtliche Interviews mit „Kindern des Widerstands“ geführt, die in Transkriptionen vorliegen. Darunter waren 27 Frauen und 24 Männer, davon wiederum fünf Geschwister. In 18 Fällen wurden beide Elternteile, in 29 Fällen nur der Vater und in vier Fällen nur die Mutter vom NS-Staat verfolgt. In 14 Fällen (darunter drei Geschwistern) wurden die Väter ermordet oder starben in Haft oder an deren Folgen. Zum Zeitpunkt der Verfolgung ihrer Eltern lebten 43 der Befragten in Wuppertal, vier in Kleinstädten in der Umgebung und vier in anderen Teilen Deutschlands.

2. Zur Struktur der Verfolgung durch das NS-Regime in Wuppertal

Bislang gibt es nur für wenige Städte in Deutschland differenzierte Daten zur Verfolgung durch das NS-Regime. Daher haben wir eine Datenbank programmiert, die auch Online zur Verfügung steht.⁴ Sie enthält 4.553 Personen, von denen 2.372 verfolgt waren, und 2.181 Kinder. Für 2.331 Personen, darunter 1.873 politisch Verfolgte, liegen Angaben zu Dauer, Grund, Art und Ort der Verfolgung sowie in den meisten Fällen zu Adresse, Familienstand und Mitgliedschaft in Organisationen vor. Der folgenden Tabelle ist zu entnehmen, dass der politische Widerstand vor allen Dingen von Anhängern der Linksparteien und Gewerkschaften getragen wurde.

Tabelle 1: Dauer der Inhaftierung (Verfolgung) und Parteizugehörigkeit

Dauer der Inhaftierung (Verfolgung)	Anzahl	%	Sozialdemokraten	%	Kommunisten	%
0	361	19%	87	39%	47	5%
0 - 1 Monat	147	8%	28	13%	29	3%
1 - 6 Monate	254	14%	49	22%	110	11%
6 - 12 Monate	183	10%	7	3%	120	12%
1 - 3 Jahre	537	29%	31	14%	358	37%
3 - 5 Jahre	175	9%	16	7%	120	12%
5 - 8 Jahre	78	4%	0	0%	67	7%
8 - 12 Jahre	138	7%	6	3%	115	12%
Summe	1873	100%	224	100%	966	100%

Bei den Personen, die verfolgt, aber nicht inhaftiert worden waren, handelt es sich in erster Linie um städtische Arbeiter, Angestellte und Beamte sowie Funktionäre von Gewerkschaften und Arbeiterorganisationen, die 1933 entlassen wurden. Die Exilanten sind in der Kategorie „8-12 Jahre“ enthalten. Der Anteil von Kommunisten ist vermutlich noch weitaus höher, als in der Tabelle aufgeführt, da nur für 1.390 Personen Angaben zur Organisationszugehörigkeit vorlagen. Angesichts von schätzungsweise 50.000 Personen, die in das kommunistische und sozialistische Milieu einge-

4 Vgl. <http://www.ns-verfolgung.uni-wuppertal.de>. Danach auch das Folgende.

bunden waren, stellten die für längere Zeit Inhaftierten sowohl unter den Sozialdemokraten als auch den Kommunisten in Wuppertal eine Minderheit dar.

Tabelle 2 macht deutlich, dass die stärkste Altersgruppe unter den Verfolgten junge Erwachsene bildeten, die in der Endphase des Kaiserreichs und der Anfangszeit der Weimarer Republik aufgewachsen waren.

Tabelle 2: Alter der politisch Verfolgten nach Anzahl und Geschlecht

<i>Altersklassen</i>	<i>Anzahl</i>	<i>%</i>	<i>m</i>	<i>%</i>	<i>w</i>	<i>%</i>
Vor 1870	15	1%	12	1%	3	2%
1870 bis 1880	127	7%	111	7%	16	8%
1880 bis 1890	265	15%	240	15%	25	13%
1890 bis 1900	452	26%	400	25%	52	27%
1900 bis 1909	710	40%	640	41%	70	37%
1910 bis 1919	191	11%	167	11%	24	13%
Nach 1920	6	0%	5	0%	1	1%
Summe	1766	100%	1575	100%	191	100%
%	100		89		11	

Für die in unserem Zusammenhang wichtige Frage nach den Familienstrukturen, aus denen die politisch Verfolgten stammten, ist von Bedeutung, dass rund zwei Drittel verheiratet waren und Kinder hatten. Bei den Verheirateten ist erstaunlich, dass es eher einen Trend zur Ein- als zur Zwei-Kinder-Familie gab und die durchschnittliche Kinderzahl weit unter dem Reichsdurchschnitt lag.⁵ Dies zeigt den enormen Stellenwert, den die freiwillige Geburtenkontrolle in der Wuppertaler Arbeiterbewegung besaß. Nach Angaben eines ihrer Aktivisten hatte der kommunistische „Einheitsverband für Proletarische Sexualreform“ in Wuppertal 3.600 Mitglieder.⁶

Tabelle 3: Familienstand der politisch Verfolgten

<i>Familienstand</i>	<i>N</i>	<i>%</i>
Ledig	296	17,1
Ledig mit Kind	5	0,3
Verheiratet	281	16,2
Verheiratet Kind	1095	63,2
Geschieden	7	0,4
Geschieden Kind	34	2
Verwitwet	1	0,1
Verwitwet mit Kind	16	0,9
Summe	1735	100,0

⁵ Dieser lag für die Eheschließungsperiode von 1920 bis 1924 bei Arbeitern bei 2,1 (Usborne 1994).

⁶ Stadtarchiv Wuppertal, Amt für Wiedergutmachung, Nr. 11329, sowie Grossmann 1995.

Tabelle 4: Anzahl der Kinder der verheirateten politisch Verfolgten nach Geburtsjahr der Eltern

Anzahl Kinder	Eltern Alle	%	Nach 1890	%	Nach 1900	%
1	450	48	375	54	249	57
2	251	27	185	27	108	25
3	128	14	78	11	48	11
4	55	6	33	5	18	4
5	22	2	13	2	7	2
>5	25	3	11	2	4	1
	931	100	695	100	434	100

3. Familien und Widerstand

Am 30. Januar 1933 brachten Aktivisten der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) und ihrer Sturmabteilung (SA) sogleich eine beispiellose Welle der Gewalt in Gang (Longerich 1989, 167-178). Die NSDAP war noch nicht im Besitz der ungeteilten Macht, was sich nicht mit ihrem radikalen gesellschaftlichen Gestaltungswillen vertrug. Sie kompensierte dies durch terroristische Straßengewalt, der primär die sogenannten Gegner aus der Weimarer Zeit zum Opfer fielen, also Juden, Kommunisten und missliebige Sozialdemokraten.⁷ Dieser Terror wirkte sich auch auf diejenigen Familienangehörigen aus, die nicht direkte Opfer von Gewalt wurden. Für den überwiegenden Teil der Familie war die politische Verfolgung mit einer massiven sozialen Deklassierung verbunden. Nach 1933 etikettierten beispielsweise die Fürsorgebehörden politische Gefangene und deren Angehörige verstärkt als „Asoziale“, um einen Vorwand zu haben, ihnen Fürsorgeleistungen zu kürzen oder ganz zu entziehen. Dieses Vorgehen stieß innerhalb des NS-Regimes nicht überall auf Gegenliebe. Seit dem Sommer 1933 waren der Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV), also dem Wohlfahrtsverband der NSDAP, Kompetenzen in der Gefangenenfürsorge übertragen worden. Zugleich hatte sich der Deutsche Reichsverband für Gerichtshilfe, Gefangenen- und Entlassenenfürsorge, dem Juristen, Strafanstaltsdirektoren, Gefängnispfarrer und Fürsorger angehörten, im August 1933 ins Hauptamt für Volkswohlfahrt der NSDAP überführen lassen.⁸ Sowohl die NSV als auch einige Gefängnisdirektoren forderten, die Angehörigen der Inhaftierten in möglichst großem Umfang von der Parteiorganisation erfassen zu lassen, um sie im nationalsozialistischen Sinne beeinflussen zu können. 1935 brachte die NSV eine Debatte darüber in Gang, inwieweit die ehemaligen „Gegner“ des NS-Staates und ihre Angehörigen fürsorgeberechtigt sein sollten.

Es dauerte noch einige Jahre, bis solche Forderungen in die Tat umgesetzt wurden. Durch zwei Erlasse des Reichsführers SS und Chef der deutschen Polizei wurde seit Januar 1937 die „Betreuung“ der Angehörigen politischer Häftlinge und der Entlasse-

7 Zur Geschichte der NSDAP nach 1933 siehe Orlow 1973; Kater 1983; Pätzold/Weißbecker 1998; Nolzen 2004.

8 Monatsblätter (1934, 1935). Zur NSV Vorländer 1988; Hansen 1991; Hammerschmidt 1999; zu den Strafanstalten Wachsmann 2006, allerdings ohne Berücksichtigung der Rolle der NSV.

nen durch Gestapo, öffentliche Behörden und die Organisationen der NSDAP geregelt.⁹ Dabei ging es prinzipiell um zwei Aspekte: die Einschüchterung der Menschen, verstanden als „negative“ Sanktion, und die Bereitstellung „positiver“ Integrationsmöglichkeiten. „Betreuung“ umfasste also soziale Kontrolle und soziale Integration. Die Voraussetzung für eine partielle Rückkehr in die „Volksgemeinschaft“ (zum Begriff Stöver 1993, 35-53; Götz 2001, 89-110; Müller 2007) lag in Wohlverhalten und Anpassung. Und beides wurde kontrolliert. Aus Gnadengesuchen und Anträgen auf „Wiedererlangung der Wehrwürdigkeit“ geht hervor, dass die Familien der politischen Häftlinge und diese selbst nach ihrer Entlassung unter permanenter Kontrolle durch die Apparate der NSDAP standen und einem Druck zum „Wohlverhalten“ unterworfen waren. Dabei galt die Direktive, dass nur der Täter selbst, „nicht aber seine schuldlosen Familienangehörigen“ durch „staatspolizeiliche Maßnahmen“ betroffen sein sollte, nur für diejenigen, die aus der Perspektive der Gestapo in die „Volksgemeinschaft“ integrierbar waren. Bei Personen, die zu langen Zuchthausstrafen verurteilt waren, KZ-Häftlingen ohne Aussicht auf Entlassung und Emigranten war dies nicht der Fall. Auf ihre Ehepartner wurde massiver Druck ausgeübt, sich scheiden zu lassen. Falls sie sich dem widersetzen, wurden Wohlfahrtsleistungen verweigert und mit dem Entzug des Sorgerechts für die Kinder gedroht.

Die Sozialisation der „Kinder des Widerstands“ in der NS-Zeit stand im Allgemeinen ganz im Zeichen der Verfolgung ihrer Eltern. Bei der Analyse der Prozesse der Persönlichkeitsbildung wurden zum einen ihr soziales Umfeld, zum anderen ihre Behandlung durch die Institutionen des NS-Staates berücksichtigt. Der Einbruch der Verfolgungsinstanzen in die Privatsphäre hatte teils zerstörerische Konsequenzen auf das Familienleben und wirkte sich letztlich verheerend auf die Bedingungen aus, unter denen die „Kinder des Widerstands“ aufwuchsen. Im institutionellen Rahmen wurden sie in der Regel benachteiligt und diskriminiert. In der Schule wurden sie oft gehänselt, von den Lehrern unter Druck gesetzt, schikaniert oder gänzlich ignoriert. Auch in den NS-Jugendorganisationen galten sie mitunter als Angehörige zweiter Klasse. Wenn sie einer solchen Organisation gar nicht beitraten, schlug sich dies negativ auf ihre Bemühungen nieder, eine Lehrstelle zu bekommen. Lediglich die Wehrmacht entpuppte sich in einigen Fällen als Möglichkeit, soziale Diskriminierungen partiell wett zu machen.¹⁰ Alles in allem zeigen sich im Zweiten Weltkrieg durchaus nivellierende Tendenzen, was die Lebenschancen der „Kinder des Widerstands“ angeht.¹¹ Diese Prozesse waren aber nicht intendiert und hätten sich nach einem siegreichen Kriegsende möglicherweise auch wieder abgeschliffen.

Die partielle soziale Aufwärtsmobilität im Zweiten Weltkrieg war aber weitgehend auf die männlichen „Kinder des Widerstands“ beschränkt. Junge Frauen, die nicht die Möglichkeit besaßen, den „Wehrdienst“ abzuleisten, mussten vielfach mit bloßen Hilfstätigkeiten Vorlieb nehmen. An eine geregelte Ausbildung und Berufsausübung war nicht zu denken. Bei der Sozialisation der „Kinder des Widerstands“ bestand generell eine Geschlechterdifferenz. Junge Mädchen zogen sich tendenziell

9 Erlasse des Reichsführers SS und Chef der deutschen Polizei gez. Heydrich (13.1.1937, 15.3.1938), beide in: Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, RW 36, Nr. 13, Bl. 32-36, 41-42.

10 Zur gesellschaftlichen Integrationsleistung der Wehrmacht in Bezug auf Mannschaftssoldaten und ihre Angehörigen Kundrus 1995, 223-393, sowie Rass 2003, 237-276.

11 Davon ausgenommen waren die Angehörigen der nach dem 20. Juli 1944 verhafteten Attentäter des bürgerlichen Widerstandes; siehe Aretin 2004, 28-31, sowie Hermes 2007, 105-123.

eher auf die Familie zurück als junge Männer. Sie hatten weniger Freunde; ein Zustand, der bis weit in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg anhielt. Durch den Ausfall eines oder beider Elternteile mussten sie teils in frühem Alter für die Ernährung der Familie und die Erziehung der kleineren Geschwister sorgen. Eine weitere wichtige Sozialisationsdifferenz war das Alter bei Verfolgung. Für Kinder, die die Verfolgung ihrer Eltern im Alter bis sechs Jahren erlebten, war diese ein Schock, von dem sie sich oftmals ein ganzes Leben nicht erholten. Mädchen und Jungen, die sechs bis zwölf Jahre alt waren, scheinen sich jedoch bald gefangen zu haben und versuchten, das Alltagsleben, so gut es eben ging, zu meistern. Für ältere Jugendliche hingegen, die durchaus schon ein festes Normen- und Wertgefüge ausgebildet hatten, wirkte die Verfolgung ihrer Eltern bisweilen gar radikalisiert. Einige schlossen sich dann selbst dem Widerstand gegen Hitler an.

4. Versuch einer Typologie

a) Die politisch Aktiven

Die Arbeiterfamilien, die man mit Mason als Typus „der wirtschaftlich ungesicherten, kinderreichen und halb-öffentlichen Großfamilie“ bezeichnen kann, aus der sich „die typischen Männer und die typischen Frauen der revolutionären Bewegungen 1918-1923“ rekrutierten, bildeten zum Zeitpunkt der NS-Machtübernahme eine Ausnahme. Von den von uns interviewten Personen wuchsen zwei Geschwister in einer solchen Familie auf. Die Mutter der beiden, Helene F. (geb. 1890), war geschieden und lebte mit ihren vier Kinder von der Wohlfahrt und als Putzfrau.¹² Sie war aktives Mitglied der KPD, die Söhne Rudi (geb. 1912) und Hans (geb. 1920) waren Aktivisten in der kommunistischen Jugend. Nach 1933 war die gesamte Familie in die illegale Arbeit eingebunden. Während die Älteren Flugblätter druckten, hatten die jüngeren Töchter (geb. 1923 und 1924) die Aufgabe, im Treppenhaus laut zu spielen, damit die Nachbarn die Druckmaschine nicht hörten. 1935 wurde der älteste Sohn verhaftet, gefoltert und zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Mutter kam nach vorübergehender Inhaftierung wieder auf freien Fuß. Diese Erfahrung hielt sie aber nicht davon ab, weiter als Haushaltshilfe bei einem jüdischen Rechtsanwalt zu arbeiten und dessen Familie bis zu deren Deportation nach Theresienstadt zu unterstützen. Ebenso selbstverständlich lud sie später ukrainische Zwangsarbeiterinnen zu sich nach Hause ein, obwohl sie, wie ihr Sohn im Interview bemerkte, selbst „erbärmlich dran war“. Er kommentierte dies mit der Feststellung: „Das war ne ungewöhnliche Frau. Ich habe das früher nie so eingeschätzt, aber je älter man wird, desto mehr kommt man dahinter.“ Für ihre Tochter war es aufgrund der Vorbildfunktion der Mutter „eigentlich selbstverständlich“, dass sie und ihre Geschwister alle Kommunisten wurden. Die F.s waren eine typische sozialistisch-kommunistische Großfamilie. Dieser „kommunistische Kern“, „der nicht nur bestrebt, sondern auch fähig war, in und mit seiner Familie in einer identischen Sphäre zu leben“, war für den Zusammenhalt des kommunistischen Milieus von herausragender Bedeutung (Mallmann/Paul 1995, 336; ähnlich Kössler 2005, 69).

Der Psychoanalytiker Erich Fromm bezeichnete diese kleine Gruppe von ca. 15 Prozent der damaligen Arbeiterlinken als „festen Kern“, der, „mit der sozialistischen

¹² Interview H.F.

Linie sowohl im Denken als auch im Fühlen übereinstimmte[n]“ (Fromm 1980, 250).¹³ Dabei handelte sich also meist um Familien, in denen sich die sozialistische Einstellung auch auf das Verhältnis der Geschlechter und die Erziehung der Kinder erstreckte. Obwohl die Kinder dieser Gruppe durch den Nationalsozialismus sozialisiert wurden, übernahm ein großer Teil in der Nachkriegszeit deren politische Anschauungen. Sie stellten in der späteren DDR den „harten Kern“ der Funktionäre der Freien Deutsche Jugend (FDJ), und in der Bundesrepublik gingen sie zumeist zur DKP (Herms 2001, 86; Kössler 2005, 66-68). Paradigmatisch für diese Typus ist der von uns interviewte G. J., der 1929 in einer Kleinstadt in der Nähe Wuppertals geboren wurde, einer Hochburg der Weimarer KPD.¹⁴ Sein Vater wurde 1933 das erste Mal inhaftiert und 1935 zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Obwohl dies ein großer Einschnitt für ihn gewesen war, betont G. J. im Interview die Solidarität in der Familie und im sozialen Umfeld, die er als Kind erlebte. G. J.s Vater wurde 1940 aus der Haft entlassen und schaltete sich schnell wieder in die illegale Arbeit der KPD ein. Zwar sprach der Vater nicht über diese Aktivitäten, aber, so G. J., mit 11, 12 Jahren „kriegte man so einiges mit“. Die Familie hörte illegal BBC und Radio Moskau, wobei die Kinder aus dem Zimmer geschickt wurden und aufpassen sollten, ob Fremde kamen. Auch „wenn vieles nicht angesprochen wurde“, so G. J., wusste man, „dass man auf die andere Seite gehörte“.

Unmittelbar nach der Befreiung seines Heimatortes durch die amerikanischen Truppen wurde G. J. zu Genossen geschickt:

Ich kannte die Leute alle, und die kannten mich auch. Weil ich früher mit Familienbesuchen da gewesen war. Es waren also auch politische Kontakte. (...) Ich konnte die erste Beratung der Partei einladen, und dadurch war ich praktisch seit dem 2. Mai 1945 Funktionär (...) der KPD.

Bis 1948 war G. J. zunächst Kreisvorsitzender der FDJ, dann Redakteur bei verschiedenen Parteizeitungen und nach dem Parteiverbot hauptamtlicher Funktionär der illegalen KPD. Nach 1968 war er hauptberuflicher Funktionär der DKP. In seinen Erinnerungen nimmt seine Tätigkeit bei der illegalen KPD, in deren Verlauf er an den Gründungen kommunistischer Hochschulgruppen beteiligt war, einen breiten Raum ein. Die Studentenbewegung habe eine „unheimliche Politisierung“ bedeutet.

Und wir waren nun mal diejenigen, die denn überhaupt mit jemanden Kontakt herstellen konnten zwischen Gewerkschaftsfunktionären, Betriebsfunktionären und Studenten.

Darüber hinaus war G. J. Ehrenamtlicher bei den Naturfreunden, einer der wenigen Arbeiterkulturorganisationen, die nach 1945 fortgeführt wurden. Obwohl sich G. J. durchaus kritisch zur Geschichte der kommunistischen Bewegung äußerte, bleibt die enge Bindung an die Partei und deren Autorität unhinterfragt. Und dies stellt er ein-

¹³ Das empirische Material zu dieser Studie erarbeitete Fromm zwischen 1929 und 1931. Zum Verhältnis von Oral History und Psychoanalyse generell Plato 2004.

¹⁴ Interview G. J.

deutig in einen Zusammenhang mit seinen Erfahrungen während des Nationalsozialismus:

Das geht ganz gefühlsmäßig: Der [Vater] ist verfolgt worden. Der ist zu Unrecht verfolgt worden. Also dieses Gefühl: Wir gehören nicht zu denen, sondern wir gehören zu einer anderen Gruppe, dass schaffte Bewusstsein. (...) Und das war da. Und von daher gab es überhaupt keine Frage, wo ich hin ging. Ja. Und da ich auch sofort das Vertrauen der Genossen hatte, war das ganz klar. Ich bin da rein gewachsen.

Die von G. J. beschriebene Erfahrung findet sich, wenn auch nicht so klar formuliert, in allen Interviews mit ehemaligen Kindern politisch Verfolgter, die nach 1945 politisch aktiv waren. Das politische Engagement wird in Beziehung gesetzt zu der Verfolgung der Eltern. Es ist vermutlich kein Zufall, dass in vielen westdeutschen Orten Kinder von Widerstandskämpfern seit den 1970er Jahren in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) politisch aktiv wurden; als Beteiligte an Ausstellung, Zeitzeugengesprächen, Publikationen oder als Betreuer der Verfolgten.¹⁵ Und es ist vermutlich auch kein Zufall, dass es mehrheitlich Frauen sind. Zwei von uns interviewte Frauen und ein Mann gehören zu diesem Typ. M. H. (geb. 1921) war lange Jahre Vorsitzende der VVN in Wuppertal.¹⁶ Ihr Vater, zu dem sie eine sehr enge Beziehung hatte, wurde als Funktionäre der KPD mehrfach inhaftiert und starb 1942 an den Folgen von Folterungen und Haft. Ihre Mutter litt seit der ersten Verhaftung ihres Mannes an einer schweren Nervenkrankheit. Nach dem Kriege trug M. H. einen jahrelangen Kampf für die Entschädigung ihrer Mutter aus. Schon sehr früh musste sie große Verantwortung für die Familie übernehmen. Obwohl sie nicht Mitglied der HJ war, durfte sie eine Ausbildung als Rechtsanwaltsgehilfin machen. Nach 1945 arbeitete sie zunächst als Sekretärin für die KPD und dann für die Eisenbahnergewerkschaft, bis sie 1951 aus politischen Gründen – Mitgliedschaft in der KPD –, entlassen wurde. Schließlich arbeitete sie in leitender Stellung bei einer großen Spedition und die letzten acht Jahre ihres Berufslebens hauptamtlich für die VVN. Mit dem Engagement in der VVN konnten die „Kinder des Widerstands“ generell ihre eigenen Erfahrungen verarbeiten, obgleich bei diesen Prozessen stets das Leid ihrer Eltern während der NS-Zeit im Vordergrund stand. Allgemeiner kann man eine Tendenz konstatieren, die eigenen Leiden gegenüber denen der Eltern zu minimieren.

Die meisten politisch Aktiven „Kinder des Widerstands“ entwickelten eine relativ kritiklose politische Haltung gegenüber der DKP und der ehemaligen DDR. Dies gilt sogar auch für diejenigen, die wegen abweichender Positionen aus der KPD ausgeschlossen worden waren. Bei aller gebotenen Vorsicht, diese politische Haltung psychologisch zu deuten, drängt sich die Hypothese auf, dass die DDR für die politisch aktiven „Kinder des Widerstands“ eine Art Schutzfunktion als möglicher Zufluchtsort im Fall einer erneuten Verfolgung hatte. Dies wird besonders deutlich, wenn man unsere drei Interviews mit Kindern analysiert, die nach 1945 in der DDR lebten.¹⁷ Zwei von ihnen, deren Väter beide im KZ Dachau starben, konnten in der DDR stu-

¹⁵ Bis 1971 waren nur NS-Verfolgte Mitglied der VVN gewesen.

¹⁶ Interview M.H.

¹⁷ Interviews W.B., R.B. und H.D.

dieren, und obwohl sie sich durchaus kritisch zu den dortigen politischen Tendenzen äußerten, stand ihre Loyalität zu diesem Staat außer Frage. Und dies begründeten sie mit ihren Erfahrungen im NS-Staat und mit der Tatsache, dass führende Staatsmänner der DDR, von denen sie einige persönlich kannten, selbst Verfolgte waren. Der Dritte, Sohn eines Wuppertaler Sozialdemokraten und einer Jüdin, war mit 19 Jahren Ressortleiter für Sport im Zentralorgan der FDJ, musste die DDR aber schon 1952 fluchtartig verlassen. Kinder von NS-Verfolgten, die die „Begabung und Fähigkeit hatten, auch politisch zu arbeiten“, so äußerte er sich im Rückblick, hätten in der DDR „alle Möglichkeiten“ gehabt.¹⁸ Dies sei im Westen, außer in ganz extremen Fällen, nicht möglich gewesen.¹⁹

b) Die politisch Inaktiven

Die Gruppe der Interviewten, die sich nach 1945 gar nicht oder nur kurz politisch engagierten, ist in der Mehrheit, wobei ihre Motive nicht nur aus ihren Erfahrungen in der NS-Zeit erklärt werden können, sondern in einem engen Zusammenhang mit der negativen Haltung eines großen Teils der bundesrepublikanischen Bevölkerung zum Widerstand gegen Hitler stehen. Es lassen sich drei Gruppen unterscheiden: 1. Eine kleinere Gruppe von Interviewten, die stolz auf das politische Engagement ihrer Eltern sind, aber aufgrund ihrer Erfahrungen der Meinung waren, dass dafür die Basis in der Bevölkerung fehlte. Frau S., deren Vater 1933 ermordet wurde und deren Mutter als KPD-Funktionären 1933 mehrere Monate und deren zweiter Mann insgesamt zehn Jahre inhaftiert waren, formuliert dies wie folgt:

Wir wollten in der Öffentlichkeit nicht für den Gedanken kämpfen. Ich habe gesagt: Ich bin dafür, ich finde das richtig. Aber wenn das Volk das nicht will (...) würde ich nie was dafür tun. Aber ich mag eigentlich die Deutschen nicht leiden. Das ist haften geblieben. Ich will auch nicht jemand anders sein, ich schäme mich auch nicht, aber wenn jetzt Olympia war oder ein Fußballspiel, habe ich mich immer gefreut, wenn die Deutschen verloren hatten. Das ist eigentlich das Resultat dieser ganzen Geschichte. (...) Denn was mir angetan worden ist ja von Deutschen getan worden.²⁰

Dass es Deutsche waren, die ihnen und ihren Eltern Leiden zugefügt hatten, taucht auch in einem anderen Interview dieser Gruppe auf. Frau G. kommentiert die Folterung ihres Vaters durch den NS-Staat mit den Worten: „Dass die von den eigenen Leuten, ich meine, waren doch alles Deutsche, dass die davon so geprügelt und geschlagen wurden.“ Wie tief dieses Gefühl war, zeigt ihre Reaktion auf eine Prügelei kurz vor dem Interview. Als in der Wuppertaler Innenstadt ein älterer Herr verprügelt wurde und keiner der Zuschauer der Aufforderung von Frau G. nachkam, die Polizei per Handy zu verständigen, habe sie gerufen: „Ihr verdammtes deutsches Pack! Regt

18 Interview H. D.

19 Zum Umgang mit dem Thema in der DDR siehe Bang 1948. Zu den Opfern des Faschismus, heißt es darin, hätten nicht Männer und Frauen gehört, sondern auch Kinder, „die heute mutter- und vaterlos der ganzen Schwere dieses Nachkriegsdaseins gegenüber“ ständen.

20 Interview S. S.

Euch mal!“²¹ Die Distanz zu politischem Engagement war also nicht unbedingt gleichbedeutend mit fehlender Zivilcourage.

Die zweite Gruppe von politisch Inaktiven bilden diejenigen Interviewten, die sich mit dem Engagement ihrer Eltern zwar nicht identifizierten, es aber auch nicht verurteilten. So äußert sich eine Interviewpartnerin, deren Vater 1944 zum Tode verurteilt wurde, sie sei nicht stolz darauf, was er gemacht habe, „weil dadurch die Familie kaputt gegangen“ sei. Aber sie hätte ihren Vater „nie verdammt, dafür war er zu lieb“. Außerhalb ihres Familienkreises habe sie nie über den Widerstand ihres Vaters gesprochen: „Ich habe immer gesagt, wenn die meinen Vater verunglimpfen wollen, sage ich lieber gar nichts.“ Ein politisches Engagement kam für sie deshalb überhaupt nicht in Frage. Aus dieser Gruppe äußerten sich fast alle Interviewten ähnlich zu politischem Engagement, das sie in einem engeren Sinne als parteipolitisches verstehen. „Es lohnt nicht, für eine Partei sich so zu engagieren.“ Oder: „Aus der Politik halte ich mich grundsätzlich raus, weil ich sage: Mein Vater ist damals durch Politik oder durch Äußerungen der Politik erschossen worden. Und da halte ich mich fern.“ „Ich hatte die Nase voll durch meine Eltern. Ich bin auch in keiner Partei drin. Ich würde auch in keine Partei rein gehen. Bin ich ehrlich drin. Habe ich immer noch vor mir, wenn du jetzt in der Partei bist, dann gibt es irgendeinen Umschwung, dann haben sie dich am Kragen und die Familie ist dran.“ „Politik, nein. Habe ich mich immer fern gehalten von.“

Diese Haltung der Kinder entsprach dem Verhalten ihrer Eltern während der NS-Zeit. G. J. bemerkte im Interview, dass viele alte Genossen ihre Kinder bewusst von politischer Aktivität fern hielten, was er auf ein „Schuldgefühl“ der Eltern zurückführte.²² Verstärkt wurde dies durch die Wiedergutmachung, die, so G. J., zur Folge hatte, „dass man den Kindern etwas bieten konnte. (...) Es gab materielle Mittel und (...) damit auch die Möglichkeit, Kinder zur Schule zu schicken, bessere Ausbildung zu geben. Und die man auch nicht wieder aufs Spiel setzen wollte.“ Till Kössler zitiert einen internen Bericht der KPD aus dem Ruhrgebiet, dass Kommunisten ihre Kinder aus „Angst, dass es ihnen genauso gehen könnte, wie ihren im KZ gewesenen Vätern“ von politischer Betätigung abhielten (Kössler 2005, 346). Neben der Angst, den Anspruch auf Wiedergutmachung zu verlieren, vermutet er, dass die materiellen Zuwendungen auch „eine gewisse Versöhnung mit dem neuen Staat bewirkten“.

Schließlich ist unter den politisch Inaktiven eine kleinere dritte Gruppe zu nennen, welche die politische Haltung ihrer Eltern offen ablehnten und dies sogar noch mit Vorwürfen verbanden. Dabei handelt es sich um Kinder von Emigranten oder Verfolgten, die lange Haft- beziehungsweise und KZ-Strafen verbüßt hatten. Soweit diese Eltern den Nationalsozialismus überlebten, waren sie ihren Kindern fremd geworden. Wie groß die Distanz zu den Eltern war, zeigte sich im Interview mit dem Sohn eines Spanienkämpfers, der später in der Résistance als französischer Offizier kämpfte.²³ Das Interview fand im Unterschied zu den anderen in der Universität statt, und er bat direkt um absolute Diskretion, weil sein Schwiegersohn eine höhere Position bekleide und ihm daraus möglicherweise Schwierigkeiten entstehen könnten. Als sein Vater zurückkehrte, habe er ihn akzeptiert: „Was sollt ich anders machen?“ Nur einmal

21 Interview A. G., Teil I.

22 Interview G. J.

23 Interview P. K.

hätte er mit ihm gestritten, als dieser sich hätte „aufspielen“ wollen, als seine jüngere Schwester zu spät nach Hause gekommen sei. Er habe zu seinem Vater gesagt: „Ich will dir mal was sagen. 13 Jahre hast Du nicht daran gedacht, deine Kinder zu erziehen. (...) Jetzt brauchst Du uns nicht mehr zu erziehen.“ Nach einigen Wochen des Schweigens sei alles wieder in bester Ordnung gewesen. Danach könne er nichts mehr gegen das Verhalten des Vaters sagen. Jedoch habe er es „vielleicht auch einmal ein bisschen verworfen. Wenn ich eine Frau mit 3 Kindern habe, dass ich mich dann so politisch engagiere. Dann müsst ich ja manchmal sagen: „Man müsste ´n bisschen zurückstecken.“

Ähnlich äußerte sich ein weiterer Interviewpartner, dessen Vater zehn Jahre inhaftiert war:²⁴

Und da kam dann so ´n Fremder. Naja gut, man hat ihn akzeptiert, er war der Vater ja. Aber so ´n inniges Verhältnis, wie vielleicht andere Kinder zu ihrem Vater hatten, ich glaub, dass ich das nicht hatte dadurch.

Zu der kommunistischen Einstellung seines Vaters hat er eine tiefe Distanz:

Heute kann ich sagen, wenn mir politisch etwas widerwärtig ist, dann sind das die Kommunisten und auch die Nazis ja. Beide. Ja.

Auch wenn die Entfremdung zwischen Eltern und Kindern in den beiden genannten Fällen nicht aufgehoben werden konnte, bestand nach 1945 doch ein enger Familienkontakt. Im Falle eines Wuppertaler Kommunisten, der 1934 emigrieren musste und 1943 zum Tode verurteilt wurde, war dies nicht mehr möglich. Seine Frau war in die politischen Aktivitäten ihres Mannes nicht eingeweiht. Sie wurde jahrelang von der Gestapo terrorisiert und reichte schließlich die Scheidung ein, weil ihr mit der Sterilisierung ihrer ältesten Tochter gedroht wurde.²⁵ Unter erbärmlichsten Bedingungen überlebte sie mit ihren vier Kindern das „Dritte Reich“. Ihren Mann sah sie vor seinem Tod noch einmal im Düsseldorfer Gerichtsgefängnis. Nach dem Krieg erfuhr die Familie, dass der Vater im Exil eine neue Frau kennengelernt hatte. Und aufgrund der erzwungenen Scheidung wurde die Mutter zunächst nicht als politisch Verfolgte anerkannt. Dies führte bei den Kindern zu einer total ablehnenden Haltung zur Politik, was der jüngste Sohn folgendermaßen formulierte: „Ich hasse alles, die ganze Politik. Also mit Politik will ich überhaupt nichts zu tun haben.“²⁶ Für die Kinder blieb die Frage unbeantwortet, wieso der Vater sie und ihre Mutter verlassen hatte. Die älteste Schwester sei „innerlich nicht damit fertig geworden“, was der Vater ihnen angetan hätte. Er hätte seine Familie unter keinen Umständen verlassen dürfen. Über seinen Vater habe er nie öffentlich gesprochen. „Ich würde auch keinem sagen, mein Vater war ein Kommunist. Würde ich mit keinem drüber sprechen.“

²⁴ Interview W. B.

²⁵ Stadtarchiv Wuppertal, Amt für Wiedergutmachung, Nr. 11540.

²⁶ Interviews H. G. und G. K.

c) Die Edelweißpiraten

Im Rhein-Ruhrgebiet war Wuppertal während des Krieges ein Zentrum oppositioneller Jugendgruppen, die sich als „Edelweißpiraten“ und „Bündische Jugend“ bezeichneten (Schott/Steinacker 2004). Die Wuppertaler Edelweißpiraten rekrutierten sich vorwiegend aus dem Arbeitermilieu, das nach 1933 zur Zielscheibe des NS-Terrors geworden war. Es lässt sich kein exaktes Bild über die quantitative Beteiligung von Kindern politisch Verfolgter in den Edelweißgruppen gewinnen. Zum einen, weil es sich bei diesen Gruppen um lose, informelle Zirkel handelte und deshalb nur ein Bruchteil der Edelweißpiraten in den Akten der Gestapo auftaucht. Von der Wuppertaler Gestapo wurden zehn Jugendliche erfasst, deren Eltern politisch verfolgt waren und die Edelweißgruppen angehörten. Jedoch wissen wir aus den Interviews, dass ein weitaus größerer Kreis mit den „Edelweißpiraten“ sympathisierte, aber sich mit Rücksicht auf die Familie zurückhielt, weil die Eltern ihnen aus Angst vor weiteren Repressionen verboten hatten, sich den Edelweißgruppen anzuschließen.

Der von uns interviewte W. R. differenzierte zwischen einem kleinen „harten Kern“, der an politischen Aktionen wie dem Verteilen von Flugblättern beteiligt war, und „Mitläufern“, die an Zusammenkünften beteiligt waren, weil es dort „kein Strammstehen“ wie bei der Hitlerjugend gab und alles „wild“ war (Schmidt 1999, 241-242). W. R.s Vater war 1933 als aktiver Kommunist als städtischer Arbeiter entlassen worden. Die Familie wohnte in einer „roten Straße“ im Stadtteil Elberfeld, deren Bewohner vor 1933 mehrheitlich KPD gewählt hatten. Als Kind erlebte W. R. den Terror der SA in seiner unmittelbaren Umgebung. Seine Motive, sich den Edelweißpiraten anzuschließen beschrieb er wie folgt:

*Das mit der Bündischen Jugend, dass ist an und für sich (...) vom Elternhaus.
Und nicht direkt die Bündischen Jugend, nein, sondern der Widerstand gegen
die Nazis als solches.²⁷*

Andere seiner Freunde hätten Ähnliches erlebt. Nach mehrmaligen Inhaftierungen wurde W. R. 1943 zur Wehrmacht eingezogen, wo er unter strenger Beobachtung stand. Nachdem er 1947 aus der Gefangenschaft zurückkehrte, betätigte er sich zunächst in der VVN. Nach Konflikten trennte er sich von der VVN, und danach kam eine weitere politische Arbeit für ihn nicht mehr in Frage. Gewerkschaftlich war er aber noch einige Jahre als Betriebsrat aktiv. Er erwähnte im Interview nicht, dass ihm 1950 die Anerkennung als politisch Verfolgter entzogen wurde, da der dafür zuständige Ausschuss der Auffassung war, dass es sich bei seiner vierwöchigen Haft 1943 nicht „um eine politische Haft gehandelt habe“.²⁸ Bei dieser Aberkennung handelt es sich nicht um einen Einzelfall. Neben rechtlichen Rahmenbedingungen spielte die politische Beurteilung der „Edelweißpiraten“ in der Nachkriegszeit eine entscheidende Rolle. Die bis in die heutige Zeit wirkende Tendenz, diese in die Nähe von Kriminellen zu rücken, führte bei vielen dazu, dass sie nicht mehr über ihre Erfahrungen sprachen und sich zurückzogen. W. R. brachte dies im Interview auf die einfache Formel: „Weil so populär waren wir hier ja nicht. Bei den Jugendlichen ja, aber bei

²⁷ Interview mit W. R.

²⁸ Kreissonderhilfsausschuß Wuppertal, Entscheidung vom 28.10.1950, in: Stadtarchiv Wuppertal, Amt für Wiedergutmachung, Nr. 76744.

den Erwachsenen nein.“ Es ist deshalb kein Zufall, dass es nur sehr wenige Interviews mit und Publikationen von ehemaligen Edelweißpiraten gibt. Deren spezifische Erfahrungen und widerständiges Verhalten waren weder für die Traditionspflege der BRD noch für die der KPD geeignet. Wie wichtig aber die gesellschaftliche Anerkennung des Widerstands ist, zeigen nicht zuletzt die jüngst veröffentlichten Memoiren zweier Kölner Edelweißpiraten (Jülich 2004; Koch 2006).

5. Fazit

In ihrer Familiengeschichte reflektierte die Ethnologin Hanna Papanek über ihre Erfahrungen im Exil:

Kinder in traumatischen Umständen benötigen jede emotionale Unterstützung, die eine Gruppe, eine Bewegung, eine Idee ihnen bieten kann – zumal dann, wenn ihnen zugleich rechtzeitige und aufrichtige Erklärungen angeboten werden, sodass sie daran wachsen und lernen können. (Papanek 2006, 105)

Diese emotionale Unterstützung habe sie in der Roten Falken Gruppe in Paris erlebt, die von österreichischen Sozialdemokraten Ende 1938 gegründet wurde.

Im Pariser Exil gaben meine Eltern und Gleichgesinnte an die Kinder in der Gruppe nicht nur das Gefühl von Bedrohung, sondern auch sein Gegenstück weiter: Ihren Stolz im Bewusstsein, dass wir auf der richtigen Seite standen, dass die Logik der Geschichte uns bestimmt hatte, am Ende zu obsiegen, wenn wir in der Zwischenzeit auch einem gefährlichen Feind gegenüberstanden. Ich habe ihre Passionen früh zu teilen gelernt. (Papanek 2006, 108)

Diese Erfahrungen markieren einen wichtigen Unterschied zu den Erfahrungen der „Kinder des Widerstands“. Nur in wenigen Fällen konnten die Eltern ihren Kindern den von Papanek beschriebenen Stolz weitergeben. Denn dafür waren die Bedingungen in Deutschland nicht gegeben. Die terroristische Zerschlagung der Arbeiterbewegung und des Widerstands, die von den Kindern des Widerstands erlebt und erlitten wurden, ließ lange Zeit nur bei wenigen die Hoffnung aufkommen, „am Ende zu obsiegen“. Dafür war die Herrschaft der Nazis zu übermächtig und deren Unterstützung durch die deutsche Bevölkerung zu groß. Und die Entwicklungen im Nachkriegsdeutschland waren auch nicht dazu angetan, den Kindern in der BRD das Gefühl zu geben, dass ihre Eltern auf der „richtigen Seite“ gestanden hatten und dass sich ihr Widerstand „gelohnt“ hätte.

In einem Aufsatz über Kinder von Verfolgten in Chile schreiben die Psychoanalytiker Margarita Diaz und David Becker:

In der Gegenwart leben diese Kinder einen fast unlösbaren Widerspruch: Wenn sie versuchen, typische Jugendliche zu sein, die Welt der marginalisierten Verfolgten hinter sich zu lassen, verlieren sie ihre Familienzugehörigkeit und geraten in Loyalitätskonflikte, die nur schwer auszuhalten sind. Wenn sie umgekehrt versuchen, ihre Geschichte zu integrieren, bewußt Kinder ihrer Eltern zu sein, dann geraten sie unweigerlich in eine neuerlich marginale und

retraumatisierende soziale Dynamik. Weder die Gesellschaft noch die eigenen Familien erleichtern es ihnen, wenigstens diese Dynamik zu durchschauen.
(Diaz/Becker 1993, 69)

Dass in der BRD viele „Kinder des Widerstands“ diesen „fast unlösbaren Widerspruch“ lebten, zeigen unsere Interviews und eine der wenigen Autobiographien. Erst 35 Jahre später, so Emmy Meixner-Wülker, Tochter eines durch den NS-Staat verfolgten Kommunisten, hätte sie eine „ohnmächtiger Wut“ gespürt und erkannt, dass sie die Trauer um ihren Vater verdrängt habe. Durch die Verhaftung ihres Vaters sei „etwas ganz Wichtiges zu Bruch gegangen“: das „Ehrgefühl eines Kindes“. Und aufgrund ihrer Erfahrungen mit dem „Kommunistenstempel für Demokraten“ in der Nachkriegszeit habe sie nur noch selten über ihr „Elternhaus im 3. Reich“, von Unterdrückung und Verfolgung gesprochen. Sie habe gewusst, dass es falsch sei, habe sich aber aus dieser Rolle nicht befreien können. „Heute bin ich mir bewußt, dass ich damit strenggenommen, meinen Vater verraten habe.“ (Meixner-Wülker 1988, 130; generell Boll 1996)

Interessant scheint uns überdies zu sein, dass die „Kinder des Widerstands“ immer noch zu einer vergessenen Gruppe gehören. In den letzten Jahren ist in der deutschen Öffentlichkeit viel über die Generation der „vaterlosen“ Kinder, die zwischen 1935 und 1940 geboren wurden, über die Opfer des alliierten Luftkrieges, über Flucht und Vertreibung sowie zuletzt über die Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Soldaten der Roten Armee 1944/45 diskutiert worden. Dabei ist ein Opfernarrativ entstanden, zu dem mindestens zweierlei anzumerken ist: Zum einen wird ausgeblendet, dass diejenigen, die jetzt als Opfer wahrgenommen werden, größtenteils aus Mitläufer-Familien stammten, ohne deren tätige Mitwirkung oder auch Indifferenz das NS-Regime nicht hätte funktionieren können. Zum anderen ist der Arbeiterwiderstand der Jahre 1933/34 mittlerweile fast vollkommen aus dem Gedächtnis der deutschen Öffentlichkeit verschwunden, wodurch die bürgerlichen „Opfer“ des NS-Regimes in einem noch helleren Licht erscheinen (Plato 1999). Die Gruppe der „Kinder des Widerstands“ gerät dadurch in ein Vakuum.²⁹ Auf der einen Seite steht die angeblich „verführte“ deutsche Jugend, also die in der HJ sozialisierten Jahrgänge 1930 und jünger, die sich mit dem Nationalsozialismus weitgehend identifizierte, auf der anderen Seite die Gruppe der jüdischen Kinder, die entweder systematisch ermordet wurden oder aber nach 1945 als Halb- oder Vollwaisen aufwuchsen, weil ihre Väter und Mütter Opfer der antijüdischen Vernichtungspolitik des NS-Regimes geworden waren. Dazwischen befinden sich die „Kinder des Widerstands“: Sie waren traumatisiert, aber immerhin hatten sie überlebt. Nach 1945 richteten sie sich ihr Leben so ein, dass sie nicht über ihre Erlebnisse sprachen, die sie doch so eindeutig geprägt hatten. Ihnen die Möglichkeit zum Sprechen zu geben war ein wichtiger Sinn und Zweck unseres Projektes.

LITERATUR

Aretin, Felicitas von (2004): Die Enkel des 20. Juli 1944, Leipzig.

²⁹ Eine Ausnahme bilden Madelung/Scholtyssek 2007, die weder methodisch noch inhaltlich zu überzeugen wissen.

- Bang, Ruth (1948): Die jüngsten Opfer des Faschismus, in: Die Frau von heute, hg. v. Bundesvorstand des Deutschen Frauenbundes Deutschland, Nr. 11, Juni, Leipzig.
- Boll, Friedhelm (1996), Zwischen Hitlerjugend und nationalsozialistischem Terror. Zum Miterleben nationalsozialistischer Unmenschlichkeit durch Kinder und Jugendliche aus sozialdemokratischem Milieu, in: Andreas Gestrich (Hg.): Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts, Münster, 193-215.
- Buddrus, Michael (2003): Totale Erziehung für den totalen Krieg. Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik, 2 Teile, München.
- Diaz, Margarita/Becker, David (1993): Trauma und sozialer Prozeß. Kinder von Verfolgten in Chile, in: Mittelweg 36, Jg. 2/3, 68-83.
- Feller, Barbara/Feller, Wolfgang (2001): Die Adolf-Hitler-Schulen. Pädagogische Provinz versus ideologische Zuchtanstalt, Weinheim/München.
- Fromm, Erich (1980): Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung, Stuttgart.
- Götz, Norbert (2001): Ungleiche Geschwister. Die Konstruktion von nationalsozialistischer Volksgemeinschaft und schwedischem Volksheim, Baden-Baden.
- Grossmann, Atina (1995): Reforming Sex. The German Movement for Birth Control and Abortion Reform, Oxford.
- Hammerschmidt, Peter (1999): Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat. Die NSV und die konfessionellen Verbände Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus, Opladen.
- Hansen, Eckhard (1991): Wohlfahrtspolitik im NS-Staat. Motivation, Konflikte und Machtstrukturen im „Sozialismus der Tat“ des Dritten Reiches. Augsburg.
- Hermes, Peter (2007): Meine Zeitgeschichte 1922-1987, Paderborn/München/Wien/Zürich.
- Herms, Michael (2001): Hinter den Linien. Westarbeit der FDJ 1945-1956, Berlin.
- Jülich, Jean (2004): Kohldampf, Knast und Kamelle. Ein Edelweißpirat erzählt aus seinem Leben, Köln.
- Kater, Michael H. (1983): The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders, 1919-1945, Cambridge, Mass.
- Keim, Wolfgang (1995, 1997): Erziehung unter der Nazi-Diktatur, 2 Bde., Darmstadt.
- Koch, ; Gertrud (2006): Edelweiß. Meine Jugend als Widerstandskämpferin, Reinbek bei Hamburg.
- Kössler, Till (2005): Abschied von der Revolution. Kommunisten und Gesellschaft in Westdeutschland 1945-1968, Düsseldorf.
- Kundrus, Birthe (1995): Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hamburg.
- Longerich, Peter (1989): Die braunen Bataillone. Geschichte der SA, München.
- Longerich, Peter (2008): Heinrich Himmler. Biographie, München.
- Madelung, Eva/Scholtzseck, Joachim (2007): Heldenkinder Verräterkinder. Wenn die Eltern im Widerstand waren, München.
- Mallmann, Klaus-Michael/Paul, Gerhard (1989, 1991, 1995): Widerstand und Verweigerung im Saarland, 1935-1945, 3 Bde., Bonn.
- Mason, Timothy W. (1982): Die Bändigung der Arbeiterklasse im nationalsozialistischen Deutschland. Ein Einleitung, in: Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus. Mit einer Einleitung von Timothy W. Mason, Opladen, 11-53.
- Matthiesen, Helge (2000): Greifswald in Vorpommern. Konservatives Milieu im Kaiserreich, in Demokratie und Diktatur 1900-1990, Düsseldorf.
- Meixner-Wülker, Emmy (1988): Zwiespalt. Jugend zwischen NS-Erziehung und -Verfolgung, Hamburg.

- Monatsblätter für Gerichtshilfe, Gefangenen- und Entlassenenfürsorge (1934, 1935), hg. v. der Reichsleitung der NSDAP, Hauptamt Volkswohlfahrt, München.
- Müller, Sven Oliver (2007): Deutsche Soldaten und ihre Feinde. Nationalismus an Front und Heimatfront im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt am Main.
- Nelles, Dieter/Rübner, Hartmut/Sünker, Heinz (2003): Die „Kinder des Widerstands“. Lebensbedingungen und Sozialisation der Kinder von politisch und religiös Verfolgten des NS-Regimes, in: *Neue Praxis* 33 (2003), 341-357.
- Nelles, Dieter/Nolzen, Armin/Sünker, Heinz (2005): Sequentielle Traumatisierung. Die Lebensbedingungen der Kinder von politisch Verfolgten des NS-Regimes, in: Inge Hansen-Schaberg/Ulrike Müller (Hg.): „Ethik der Erinnerung“ in der Praxis. Zur Vermittlung von Verfolgungs- und Exilerfahrungen, Wuppertal, 200-219.
- Nelles, Dieter/Nolzen, Armin/Sünker, Heinz (2006): „Kinder des Widerstands“ im Nationalsozialismus. Familiäre und politische Sozialisationsprozesse, in: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, Heft 99, März 2006, 67-83.
- Nolzen, Armin (2004): Die NSDAP, der Krieg und die deutsche Gesellschaft, in: *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945, Teilbd. 1: Politisierung, Vernichtung, Überleben. Mit Beiträgen von Ralf Blank, Jörg Echternkamp, Karola Fings, Jürgen Förster, Winfried Heinemann, Tobias Jersak, Armin Nolzen und Christoph Rass. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. v. Jörg Echternkamp, München, 99-193.
- Orlow, Dietrich (1973): *The History of the Nazi Party*, Bd. 2, Newton Abbot.
- Papanek, Hanna (2006): *Elly und Alexander. Revolution, Rotes Berlin, Flucht, Exil – eine sozialistische Familiengeschichte*, Berlin.
- Pätzold, Kurt/Weißbecker, Manfred (1998): *Geschichte der NSDAP 1920 bis 1945*, Köln 1998.
- Plato, Alexander von (1999): Opfer-Konkurrenten. Die Verfolgten des NS-Regimes und der sowjetischen Besatzungsmacht im Kalten Krieg und in der Entspannungszeit, in: Domansky, Elisabeth/Welzer, Harald (Hg.): *Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*, Tübingen, S. 74-92.
- Plato, Alexander von (2004): *Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problemaufriss und Literaturüberblick*, in: *Historical Social Research* 29 (2004), 79-119.
- Rass, Christoph (2003): „Menschenmaterial“. Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939-1945, Paderborn/München/Wien/Zürich.
- Rosenbaum, Heidi/Timm, Elisabeth (2008): *Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat: Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Konstanz.
- Schmiechen-Ackermann, Detlef (1998): *Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen*, Bonn.
- Schmitt, Bruno (1999): *Der Widerstand Jugendlicher im Nationalsozialismus. Unter besonderer Berücksichtigung sozialer und politischer Bindungen*, Hamburg.
- Schott, Christian/ Steinacker Sven (2004): „Wilde Gesellen am Wupperstrand, verfolgt von Schirachs Banditen“: Jugendopposition und –widerstand in Wuppertal 1933-1945, Grafenau.
- Stöver, Bernd (1993): *Volksgemeinschaft im Dritten Reich. Die Konsensbereitschaft der Deutschen aus der Sicht sozialistischer Exilberichte*, Düsseldorf.
- Tenfelde, Klaus (1997): *Milieus, politische Sozialisation und Generationenkonflikte im 20. Jahrhundert*, Bonn (= Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Gesprächskreis Geschichte, Heft 19).
- Usborne, Cornelia (1994): *Frauenkörper-Volkskörper. Geburtenkontrolle und Bevölkerungspolitik in der Weimarer Republik*, Münster.
- Vorländer, Herwart (1988): *Die NSV. Darstellung und Dokumentation einer nationalsozialistischen Organisation*, Boppard am Rhein.

Wachsmann, Nikolaus (2006): Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat, München.

Weber, Hermann (2002): Damals, als ich Wunderlich hieß. Vom Parteihochschüler zum kritischen Sozialisten. Die SED-Parteihochschule „Karl Marx“ bis 1949, Berlin.

Opfer oder Akteur?

Ohnmacht und Handlungsmächtigkeit in lebensgeschichtlichen Narrativen
von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern
aus dem ehemaligen Jugoslawien

Barbara N. Wiesinger

Seit Ulrich Herberts wegweisender Studie „Fremdarbeiter“ (Herbert 1985) beschäftigt sich die deutschsprachige Geschichtswissenschaft intensiv mit dem Thema Zwangsarbeit in bzw. für NS-Deutschland.¹ Um die Jahrtausendwende bestärkte die Entschädigungsgesetzgebung noch einmal die wissenschaftliche Aufarbeitung dieses Aspekts der NS-Vergangenheit. Dennoch kann die Thematik keineswegs als abgeschlossen gelten, zumal es nach wie vor Opfergruppen gibt, über deren Geschichte nur relativ wenig bekannt ist. Dazu zählen etwa Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter aus dem ehemaligen Jugoslawien, denen bisher weder die heimische noch die internationale Historiographie besondere Aufmerksamkeit widmete. Zusammenfassend lassen sich dafür folgende Gründe festmachen: Im sozialistischen Jugoslawien lag der Akzent der heimischen zeitgeschichtlichen Forschung und Publikationstätigkeit auf dem (bewaffneten) Widerstand, dem staatstragende Bedeutsamkeit zugeschrieben wurde, wohingegen andere, gleichwohl zentrale, Aspekte von NS-Herrschaft und Zweitem Weltkrieg vernachlässigt oder sogar tabuisiert wurden. Das augenfälligste Beispiel dafür ist die Shoah, die die jugoslawische Geschichtswissenschaft fast völlig ignorierte. (Ivanović 1952, Romano 1980) Im Zuge der Ablösung der sozialistischen Staatsideologie durch konkurrierende Ethno-Nationalismen erstarkten seit Mitte der 1980er Jahre Deutungen der jeweiligen Nationalgeschichte, die Heldentum, aber auch Viktimisierung der Eigengruppe insbesondere durch die anderen Ethnien Jugoslawiens betonten. Beide Versionen ideologisch inspirierter, als Argumentelieferantin für Identitätspolitik verstandener Geschichtsschreibung brachten kein Interesse für die komplexen und widersprüchlichen Erfahrungen und Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter auf. Was die internationale Forschung betrifft, konzentrierte sich diese besonders während der 1990er Jahre auf die Sezessionskriege und damit zusammenhängende Themen. Da angesichts des mittlerweile erreichten Wissensstandes außerdem kaum mehr grundlegende Erkenntnisse über Konzeption, Umsetzung und Scheitern des „Ausländer-Einsatzes“ in Deutschland und den besetzten Gebieten zu erwarten schienen, widmeten sich innerhalb der Wissenschaft nur wenige der Zwangsarbeit von Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien. (Grünfelder 2008, Rutar 2009)

¹ Einen Überblick über die Fülle der vorliegenden Veröffentlichungen gibt die Bibliographie in: Plato/Leh/Thonfeld 2008.

Für eine Auseinandersetzung mit Geschichte und Geschichten von Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern aus dem ehemaligen Jugoslawien sprechen jedoch sowohl wissenschaftsimmanente als auch gesellschafts- und erinnerungspolitische Argumente. Erstens kann natürlich auch eine Beschäftigung mit kleineren Opfergruppen neue Erkenntnisse erbringen, so z.B. wenn sich das Forschungsinteresse auf Lebensläufe, Erinnerungsnarrative und Selbstbilder von Überlebenden richtet. Zweitens gehören wissenschaftliche Aufarbeitung und kritische Tradierung des während der NS-Zeit begangenen Unrechts unabhängig von der kleineren oder größeren Zahl der Betroffenen zweifellos zu einem verantwortungsvollen Umgang mit dieser Vergangenheit, der auch der Versöhnung förderlich ist. Drittens verhilft Forschungs- und Bildungsarbeit zur Zwangsarbeit gerade von vernachlässigten Opfergruppen bislang ungehörten Stimmen zur Anerkennung und trägt damit zur Ausdifferenzierung von Erinnerungskulturen bei.

Im vorliegenden Beitrag werden daher zwanzig biographische Interviews analysiert, die 2005 und 2006 im Rahmen des Projekts „Dokumentation der Lebensgeschichten ehemaliger Sklaven- und Zwangsarbeiter“² in Kroatien, Serbien und Slowenien aufgezeichnet wurden und mittlerweile wie die anderen ca. 570 Interviews auch im World Wide Web für die Forschungs- und Bildungsarbeit zugänglich sind. (www.zwangsarbeit-archiv.de) Das Sample dokumentiert die Lebensgeschichten von acht Frauen und zwölf Männern, die vielfältige Verfolgungs- und Ausbeutungserfahrungen machten.³ Eine Befragte wurde aufgrund ihrer jüdischen Herkunft verfolgt. Drei Frauen sowie zwei Männer gerieten wegen ihrer Zugehörigkeit zur serbischen Volksgruppe in Haft und wurden in Ustaša-KZ bzw. im Anhaltelager Semlin (Koljatin 1992) zur Zwangsarbeit rekrutiert.⁴ Als politisch Verfolgte, die sich vor ihrer Deportation zur Zwangsarbeit im antifaschistischen Widerstand engagiert hatten, sind sechs Männer und drei Frauen anzusehen.⁵ Eine weitere Biographin wurde aufgrund der politischen Aktivitäten ihres Vaters „abgesiedelt“.⁶ Kriegsgefangene sind mit drei

2 Das Projekt wurde vom Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen koordiniert und von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ finanziert.

3 Die Interviews in Kroatien führte Christian Schölzel vom Münchner Geschichtsbüro Culture and More. Aus diesem Projekt wurden vier Interviews ausgewählt: Jakov Gaon (geb. 1914), Mirjana Gross (geb. 1922), Uroš Majstorović (geb. 1920), Milivoj Lalin (geb. 1925). Unberücksichtigt blieben Lebensgeschichten von Personen, die keine Zwangsarbeit für NS-Deutschland leisteten, sowie nicht transkribierte bzw. fragmentarische Interviews. Slowenische Überlebende interviewte Monika Kokalj Kočevar (Muzej novejšje zgodovine, Ljubljana). Aus den ins Deutsche übersetzten slowenischen Interviews wurden fünf ausgewählt: Cvetko Kobal (geb. 1921), Dušan Stefančič (geb. 1927), Stane Šinkovec, (geb. 1923), Gregor Kalister (geb. 1922), Angela Dušič (1926). Das ebenfalls übersetzte Interview mit Genovefa Kalister (geb. 1924) wurde nicht ins Sample aufgenommen, weil die Biographin aus Polen stammt. Die Interviews in Serbien führte die Autorin namens der Paris-Lodron-Universität Salzburg; alle elf Interviews (Ružica Nedeljković (geb. 1929), Nada Jurišić (geb. 1935), Julijana Pokrajac (geb. 1926, gest. 2006), Andrija Maričić (geb. 1933), Milan Pantović (geb. 1921), Stjepan Pištignjat (geb. 1924), Kristina Šepšei (geb. 1920), Radoslavka Stojković (geb. 1920), Marija Kranjec (geb. 1925), Milan Dragojlović (geb. 1925), Radomir Batričević (geb. 1923, gest. 2008) wurden in die Analyse einbezogen.

4 Rassistisch verfolgt wurde M. Gross (geb. 1922); ethnisch verfolgt die ehemals im „Unabhängigen Staat Kroatien“ (USK) Ansässigen R. Nedeljković, N. Jurišić, J. Pokrajac, A. Maričić sowie vermutlich U. Majstorović, ebenfalls ein ethnischer Serbe aus dem USK, der den Hintergrund seiner Verfolgung trotz Nachfragen des Interviewers nicht genauer erläuterte.

5 M. Lalin, M. Pantović, S. Pištignjat, C. Kobal, D. Stefančič, S. Šinkovec, K. Šepšei, R. Stojković, M. Kranjec.

6 A. Dušič.

Interviews vertreten.⁷ Ein Interviewter wurde bei einer Razzia verhaftet.⁸ Weil sie unter unmenschlichen Bedingungen in Konzentrations- oder ähnlichen Lagern ausgebeutet wurden, können mindestens sieben Männer und vier Frauen als ehemalige Sklavenarbeiter bzw. -arbeiterinnen definiert werden.⁹

Das Sample deckt Einsatzgebiete auf dem Balkan, in Mitteleuropa und in Skandinavien ebenso ab wie Einsatzbereiche von der Landwirtschaft über Bergbau und Bauwirtschaft bis hin zur Industrie. Auch verschiedene Unterdrückungs- und Kontrollregime sind vertreten: die Befragten waren der Wehrmacht, der Organisation Todt, der SS oder direkt ihren „Arbeitgebern“ unterstellt. Ihre Lebensgeschichten repräsentieren weiters die ganze Spannbreite individueller Bewertung und biographischer Verarbeitung der Zwangsarbeit: Es dominieren Deutungen dieser Erfahrung als eines zwar einschneidenden, jedoch aus eigener Kraft überwundenen Bruches, dokumentiert sind aber auch anhaltende Traumatisierungen durch die NS-Verfolgung sowie – wohl gemerkt als Ausnahme – positive Einschätzungen. Damit vermittelt das Interviewsample ein aussagekräftiges Bild der Ausbeutung von Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien im Rahmen der NS-Kriegswirtschaft. Dennoch bildet nicht die „Realgeschichte“ der Zwangsarbeit, sondern die erzählte Erinnerung den Schwerpunkt dieses Beitrags.

Ohnmacht und Handlungsmächtigkeit in der Erinnerung an die Zwangsarbeit

Biographische Interviews vereinen in sich Merkmale des „performanzorientierten *Narrativs*“ und des „inhaltsorientierten *Dokuments*“, der „subjektorientierten *Lebensgeschichte*“ und der „themenorientierten *Zeugenaussage*“.¹⁰ Die folgende Analyse betont den jeweils erstgenannten Aspekt, indem sie anhand von Erzählungen über Ohnmacht und Handlungsmächtigkeit im Kontext der Zwangsarbeit nach der narrativen Repräsentation des Selbst als Opfer bzw. Akteur fragt. Diese Schwerpunktsetzung erscheint nicht nur deshalb relevant, weil sie grundlegende Elemente des Zwangsarbeitsregimes – Verlust der persönlichen Freiheit, Unterwerfung unter einen fremden Willen, umfassende Depersonalisierung und radikale Einschränkung autonomer Handlungsmöglichkeiten – im Spiegel der lebensgeschichtlichen Erinnerungen Betroffener erfasst. Gleichzeitig ermöglicht sie, mit der Darstellung des Selbst als handelnd bzw. leidend eines der grundlegenden Ordnungsprinzipien lebensgeschichtlicher Rekapitulation in den Blick zu nehmen. (Fuchs-Heinritz 2000, 191)

In diesem Beitrag geht es mir also, so sei noch einmal betont, nicht um eine Rekonstruktion des tatsächlichen Handelns und Leidens der Interviewten während der Kriegsjahre. Auf einem Verständnis „erzählter Lebensgeschichten“ als „strukturierter Selbstbilder“ (Fischer 1978, 319) aufbauend, interessiert mich vielmehr deren narrative Selbstdarstellung: In welchen situativen Kontexten beschreiben sich ehemalige Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter als passiv bzw. aktiv? Wem gelingt es wie, der objektivierenden Verfolgungserfahrung zum Trotz in der lebensgeschichtlichen Er-

7 J. Gaon, R. Batričević, G. Kalister.

8 M. Dragojlović.

9 Es sind dies M. Gross, K. Šepšei, M. Kranjec, R. Stojković, S. Pištignjat, U. Majstorović, M. Lalin, M. Dragojlović, C. Kobal, D. Stefančić, S. Šinkovec.

10 Portelli 1997, 6: „(...) oral history shifts between performance-oriented *narrative* and content-oriented *document*, between subject-oriented *life story* and theme-oriented *testimony*.” (Hervorhebungen i. O.)

zählung die eigene Subjekthaftigkeit zu bekräftigen, wem nicht? Sind Zusammenhänge zwischen Tendenzen der Selbstbeschreibung als Opfer bzw. Akteur und der Verfolgtengruppe, der die Biographin, der Biograph angehört, erkennbar? Wie steht es um das Verhältnis zwischen individueller Selbstdarstellung und gesellschaftlichen Diskursen über Zwangsarbeit und die davon Betroffenen? Diesen Fragen wird im Folgenden nachgegangen.

Politisch Verfolgte

Mit neun Interviews sind politisch verfolgte Männer und Frauen die am stärksten im Sample vertretene Opfergruppe. Diese Interviewten unterstützten vor ihrer Verhaftung die linksorientierte Volksbefreiungsbewegung (*Narodnooslobodilački pokret*), die in Slowenien unter der Bezeichnung Befreiungsfront (*Osvobodilna fronta*) agierte. (Goldstein 1999)

Die aus der Wojwodina stammende Widerstandsaktivistin Kristina Šepšei verbrachte zwei Jahre in ungarischen Gefängnissen (Rotbart 1988), bevor sie im Herbst 1944 nach Ravensbrück deportiert und dort zur Zwangsarbeit in einer Berliner Munitionsfabrik rekrutiert wurde. In ihrer Erzählung stellt sich Šepšei fast durchgängig als bewusste Akteurin dar. Selbst als sie der Folter unterworfen wird, bewahrt sie einen Rest Handlungsfreiheit und nimmt alle Schuld auf sich, um die mitangeklagten Eltern zu entlasten. In der Schilderung der Jahre der Haft bzw. Sklavenarbeit unterstreicht sie noch stärker, wie sie und ihre Mitgefangenen ihr Schicksal zu beeinflussen suchen: Sie teilen verfügbare Nahrung gerecht untereinander auf, schmuggeln zusätzliches Essen für kranke Kameradinnen ins Lager, halten sich während der Appelle durch Gymnastik warm etc. Ausführlich beschreibt die Biographin ihre Flucht und abenteuerliche Rückkehr nach Jugoslawien und leitet diesen Erzählabschnitt mit der bezeichnenden, weil ihre Eigenaktivität betonenden Formulierung „Ich habe noch nicht erzählt, wie ich mich befreit habe“, ein.¹¹

Eine ganz ähnliche Erzählung gestaltet Kristina Šepšeis ehemalige Mitgefangene Radoslavka Stojković. Diese Biographin schildert z.B., wie sie einen Wehrmachtssoldaten dafür gewinnt, die Gruppe während der Deportation mit Wasser zu versorgen, wie sie und ihre Kameradinnen bei der Ankunft in Ravensbrück ihren Schmuck in die Kanalisation werfen, um ihn den Deutschen vorzuenthalten, wie sie die Produktion sabotieren und sich gegenseitig so gut wie möglich im Kampf ums Überleben unterstützen. Radoslavka Stojković beschreibt sich damit als eine auch in Extremsituationen zum Handeln entschlossene Person, der allerdings die Umstände manchmal Grenzen setzen. So überlegt sie auf dem Marsch vom Ankunftsbahnhof nach Ravensbrück zu fliehen:

Ich habe mich umgesehen, ob irgendwo ein Fenster offen ist. Ich hätte es riskiert, hineinzuspringen und zu fliehen, was auch immer danach passieren mag. Aber es war nirgends ein Fenster offen. Meine Schwester ist neben mir gegangen, die hätte ich auch mitgezogen. (lacht)¹²

11 Interview K. Šepšei, Interviewerin: B.N.W., 27.7.2005, Bd. 2.

12 Interview R. Stojković, Interviewerin: B.N.W., 27.7.2005, Bd. 4.

Bedenkt man, dass Sofija Skandarski, die Schwester der Biographin, in Ravensbrück umkam, gewinnen diese Sätze eine zusätzliche Bedeutung. Die rückblickende Konstruktion von Handlungsspielräumen in eigentlich aussichtslosen Situationen soll, wie Mark Roseman in seiner Interpretation der Erinnerungen einer Holocaust-Überlebenden hervorhebt, zumindest narrativ die Handlungsmacht des Subjekts bestärken und so die tatsächliche Ohnmachtserfahrung erträglicher machen. (Roseman 1999, 56 u. 61)

Interessanterweise entwirft eine dritte Biographin aus der selben Gefangenengruppe ein gänzlich anderes Narrativ als Kristina Šepšei und Radoslavka Stojković. Marija Kranjec fasst bereits die Deportation mit den Worten „[u]nd das war wirklich ein Zustand der Hilflosigkeit“¹³ zusammen. Ohnmacht und Desorientierung angesichts des chaotischen und brutalen Regimes bilden auch das Leitmotiv ihrer Erinnerungen an Ravensbrück bzw. das Sklavenarbeiterinnenlager bei der Deutschen Industriewerke AG (Bräutigam o. J.). Dass sie dennoch überlebte, schreibt die Biographin nicht wie ihre Kameradinnen vorrangig dem eigenen Verhalten zu:

Wie man das alles ausgehalten hat (...), das war wahrscheinlich Glück oder wir hatten eben so eine körperliche Konstitution, die es ermöglicht hat, das alles auszuhalten. Und außerdem natürlich bei jedem Einzelnen die Hoffnung, dass er all das lebendig übersteht.¹⁴

Der slowenische Widerstandsaktivist Cvetko Kobal verbrachte eineinhalb Jahre in Auschwitz, Mauthausen und Gusen I. Wie Kristina Šepšei und Radoslavka Stojković betont er die Solidarität der slowenischen KZ-Häftlinge und ihr Bestreben, ihre Überlebenschancen aktiv zu verbessern, indem sie Lebensmittelpakete gerecht untereinander aufteilen, aber auch andere Maßnahmen setzen:

Vorhin haben Sie gefragt, ob wir organisiert waren. In Mauthausen, sofort als wir ankamen, wussten wir, wie wir organisiert sind. (...) Zunächst haben wir den Tausch von Brot gegen Zigaretten strengstens verboten, dann haben wir verboten, Brot gegen diese Brühe vom Mittag zu tauschen, weil diese Brühe nur aus Wasser bestand, und wenn du Glück hattest, war eine Kartoffel oder eine Kartoffelscheibe drin, aber weil du kein Fett hattest, bekamst du Wasser-sucht, und die Leute waren ganz aufgedunsen. (...) Also kämpften wir dagegen und gegen die Zigaretten.¹⁵

Der Biograph schildert auch, wie er sich bei der Schwerstarbeit im Steinbruch zurückhält, um Kraftressourcen zu sparen, und Erkrankungen einfallsreich verheimlicht bzw. bekämpft, um nicht als „arbeitsunfähig“ abgeschrieben zu werden. Seine Verfolgungsgeschichte endet mit der Flucht aus einem offenen Zwangsarbeiterlager bei Linz und dem Eintritt in die *Narodnooslobodilačka vojska*, die jugoslawische Volksbefreiungsarmee, also mit einem bewussten Akt der Entziehung und der Rückkehr in den Widerstand.

13 Interview M. Kranjec, Interviewerin: B.N.W., 26.7.2005, Bd. 1.

14 Interview M. Kranjec, Interviewerin: B.N.W., 26.7.2005, Bd. 1.

15 Interview C. Kobal, Interviewerin: M. Kokalj Kočevar, Übersetzerin: Gabi Frank, 3.3.2006, Bd. 1.

Der ebenfalls aus Slowenien stammende Dušan Stefančič wurde als Sklavenarbeiter im Elsass sowie in Österreich eingesetzt. Er schildert seine Verfolgungsgeschichte als vom Wechsel schwieriger und leichter erträglicher Phasen geprägt. Einsätze als Lagerpförtner, später dann als Helfer im Krankenrevier ermöglichen ihm, sich einigermaßen von der zuvor geleisteten Schwerstarbeit zu erholen und Kräfte für die Zeit im Lagerkomplex Mauthausen zu sammeln. Der Biograph unterstreicht aber auch seine persönliche Findigkeit. An zusätzliches Essen kommt er etwa, indem er von anderen Häftlingen „Provision“ dafür verlangt, aus dem Magazin „organisierte“ Kartoffeln im Dampf des Salpeterbades, an dem er in Gusen arbeitet, zu garen. Einmal erhält er gar sechs Laibe Brot, weil er russische Wächter auf eine noch nicht abgeladene Lieferung hinweist, an der sich diese dann gütlich tun – nicht ohne den Biographen für seinen Tipp zu belohnen. Danach befragt, worauf er sein Überleben zurückführt, resümiert Dušan Stefančič:

Erstens war ich sehr jung. Zweitens habe ich nicht eine Sekunde daran gezweifelt, dass ich lebend zurückkehre. Drittens war ich der Überzeugung, dass die Deutschen den Krieg verlieren werden. Das war's. Dann aber auch, als ich diese Krise überstanden, hinter mich gebracht hatte ... Das habe ich vorhin schon erwähnt, diese Krise während der ersten drei, vier Monate, die du [im Lager] warst, während du dich akklimatisiertest. Dann wurdest du zu einem etwas älteren Gefangenen, du wusstest, welche Sachen du vermeiden musst, was du machen musst, um Scherereien zu bekommen. Du hast Bekanntschaften gemacht, die dir auf die eine oder andere Art helfen konnten. (...) Nun, ich darf nicht vergessen, dass ich Deutsch sprach, was [ebenfalls] ein großer Vorteil für mich war.¹⁶

Indem er die Bedeutsamkeit persönlicher Einstellungen und eines bewusst dem Lagerregime angepassten Verhaltens für sein Überleben unterstreicht, hebt auch dieser Biograph seine wenn auch begrenzte, so doch erhaltene Handlungsmächtigkeit hervor.

Der von häufigen thematischen Sprüngen und unvollständigen Episoden gekennzeichnete Erzählstil des slowenischen Dachau-Überlebenden Stane Šinkovec macht es schwierig, sein Selbstbild zu erschließen. In der Schilderung des Lageralltags, den er mit seinem früheren behüteten Leben kontrastiert, dominiert dem Biographen Widerfahrens: häufige Erkrankungen, Konfrontationen mit dem Tod, aber auch positive Erlebnisse wie der Empfang von Paketen Angehöriger. Erst nach der Befreiung entwickelt Stane Šinkovec wieder Unternehmungsgeist. Weil sie befürchten, aufgrund des Konflikts um Triest nicht repatriiert zu werden, entschließen sich der Biograph und einige Mitgefangene, auf eigene Faust nach Jugoslawien zurückzukehren:

Wir sind also an diesem Tag geflohen. (...) Alle trugen wir titovke [Partisanenkappen] mit einem roten Stern. Alle Jugoslawen hatten eine. (...) Die hast du nicht abgenommen, als du geflohen bist, damit ja jeder erkennt, zu wem du gehörst.¹⁷

16 Interview D. Stefančič, Interviewerin: M. Kokalj Kočevar, Übersetzerin: Gabi Frank, 1.3.2006, Bd. 2.

17 Interview S. Šinkovec, Interviewerin: M. Kokalj Kočevar, Übersetzerin: Gabi Frank, 2.3.2006, Bd. 2.

Die Reise bewältigen sie streckenweise mit „konfiszierten“ Fahrrädern sowie einem selbstgebauten Floß. Wiederholt „fliehen“ sie aus DP-Lagern, bis sie schließlich doch organisiert repatriert werden. Wie für Marija Kranjec ist auch für Stane Šinkovec die Befreiung der lebensgeschichtliche Wendepunkt, durch den er seine verlorene Handlungsmächtigkeit wiedererlangt. Mit der Erwähnung der *titovka* sowie des Misstrauens westlicher Soldaten bzw. der Feindseligkeit royalistischer jugoslawischer DPs ihm und seinen Kameraden gegenüber wiederum bekräftigt er seinen Status als Mitglied des jugoslawischen Widerstands.

Der aus Split stammende Milivoj Lalin verbrachte den Großteil seiner Gefangenschaft in Buchenwald und dessen Außenlager Halberstedt, wo er im Steinbruch bzw. in der Produktion von Raketen- und Flugzeugteilen arbeitete. Er beschreibt sich in seinen Erinnerungen als Widerstandsaktivist, den auch Misshandlung und KZ-Interaktion nicht brechen konnten. So betont er beispielsweise, selbst unter Folter niemanden verraten zu haben. In italienischer Haft ebenso wie im KZ Buchenwald organisieren er und seine Mitgefangenen ihr Leben im Kollektiv, teilen also Lebensmittel miteinander, bilden sich durch Gespräche marxistisch weiter und betätigen sich kulturell. Damit ähnelt Milivoj Lalin's Erzählung jenen von Kristina Šepšei und Radoslavka Stojković. Der Biograph insistiert außerdem auf einer heroischen Schilderung des Häftlingswiderstands in Buchenwald, wie sie die offizielle Darstellung der Lagergeschichte in der DDR kennzeichnete:

In Buchenwald wirkte ein illegales internationales Komitee (...) und im eigentlichen Lager regierten wir. Ich sollte auch noch sagen, dass wir im Lager Waffen hatten, 190 Gewehre, dass wir ein Funkgerät hatten usw. (...) Und im Unterschied zu allen anderen Lagern (...) haben wir uns [selbst] befreit, aus eigenen Kräften.¹⁸

Was diese Passage interessant macht, ist die Tatsache, dass sich Milivoj Lalin zum Zeitpunkt der Befreiung gar nicht in Buchenwald aufhielt. Da die „Erinnerung“ an die Selbstbefreiung der KZ-Insassen unter Führung des Lagerkomitees jedoch seine Selbstdarstellung als widerständiger politischer Häftling stützt, findet sie dennoch Eingang in seine Lebensgeschichte.

Der aus der serbischen Šumadija stammende Milan Pantović, der als Widerstandsverdächtiger zuerst in Banjica (Begović 1989) inhaftiert war und anschließend als Zwangsarbeiter im Bergwerk Bor (Pajić 1989) eingesetzt wurde, bezeichnet sich im Interview wiederholt als „Partisan“. In seiner knappen Erzählung über die Zwangsarbeit, die mit der Flucht in die Volksbefreiungsarmee endet, hebt er neben Arbeits- und Lebensbedingungen seine illegalen Aktivitäten in der kommunistischen Jugendorganisation SKOJ (*Savez komunističke omladine Jugoslavije*) hervor. Nachdem er sich in Bezug auf Banjica eher als Opfer beschreibt, stellt er sich damit letztlich dennoch stärker als Akteur seiner Lebensgeschichte dar.

Stjepan Pištignjat hingegen, der als Mitglied einer auf dem bosnischen Berg Igman stationierten Partisanengruppe verhaftet und nach Zwischenstationen in verschiedenen KZ nach Norwegen deportiert wurde (Ašković u. a. 1979), betont in seiner

¹⁸ Interview M. Lalin, Interviewer: C. Schölzel, 11.7.2005, Bd. 1.

Erzählung neben den extremen Lebens- und Arbeitsbedingungen vor allem die mit der Zwangsarbeit verbundene Objektivierung. Den Verlust der persönlichen Freiheit und Handlungsmächtigkeit sieht er als verletzendsten Aspekt der NS-Verfolgung an:

Am schlimmsten (...) ist es für den Menschen, dass er keine Freiheit hat. Wenn dir die Freiheit genommen ist, ist dir alles genommen. Das ist das Schlimmste. Du lebst wie ein Stück Holz. (...) Ein wahres Sklavenleben.¹⁹

Rassistisch und ethnisch Verfolgte

Mirjana Gross ist die einzige jüdische Überlebende im Sample.²⁰ Die bis dahin versteckt lebende Biographin wurde im Dezember 1943 gemeinsam mit ihren Eltern verhaftet und nach Buchenwald deportiert. Sie und ihre Mutter wurden bald nach Ravensbrück verlegt und dort zur Zwangsarbeit für Siemens rekrutiert. Mirjana Gross' Erinnerungen an die Zeit im Lager sind fragmentarisch; sie entwickelt keine freie Erzählung. Daher scheint es wie im Fall von Stane Šinkovec schwierig, ihrer Selbstsicht auf die Spur zu kommen. Auffällig ist aber, dass die Biographin nur eine – krisenhafte – Situation schildert, in der sie versucht, auf ihre Lebensumstände Einfluss zu nehmen. Als ihre kranke Mutter aus dem Siemens-Lager nach Ravensbrück zurückverlegt wird und die Biographin fürchten muss, dass diese in Anbetracht der dort zu Kriegsende herrschenden Zustände hilflos sterben wird, bittet sie ihren „Hal-lenchef“, ebenfalls dorthin entlassen zu werden:

Und ich ging zu ihm, und als er mich sah, sagte er schon: ‚Gut, dass Sie da sind. Ich muss Sie entlassen, Sie sind ohnehin eine schlechte Arbeiterin.‘ Und ich sagte: ‚Das ist mir gerade recht, denn ich bin gekommen, Sie zu bitten, dass Sie mich ins große Lager [= Ravensbrück] entlassen. Da sperrte er seine große Schnauze (i. O. d.) auf: Na so was, das hat noch nie jemand von ihm verlangt, dass er ins Todeslager gehen darf. Da sagt er: ‚Warum wollen Sie dorthin?‘ Ich sagte: ‚Weil meine Mutter dort ist.‘ Da sagte er: ‚Was? Ja, glauben Sie etwa, das hier ist ein Mädchenpensionat? Sie bleiben hier, verstanden?‘²¹

Mirjana Gross, von Beruf Historikerin, ist auch die einzige Biographin, die explizit thematisiert, inwiefern die Verfolgung ihr Leben dauerhaft beeinflusste:

Ich habe viele Bücher geschrieben und sehr viel gearbeitet, denn das war mein Leben. Ich hatte keine Familie, und ich wollte mich nicht ans Lager erinnern, also habe ich sehr viel gearbeitet und das hat mich aufrecht erhalten.²²

19 Interview S. Pištignjat, Interviewerin: B.N.W, 23.7.2005, Bd. 2.

20 Die Projektrichtlinien sahen vor, vorrangig noch nicht dokumentierte Lebensgeschichten aufzuzeichnen. Da viele serbisch-jüdische Überlebende bereits im Rahmen anderer Projekte interviewt worden waren, führte ich keine Interviews mit Angehörigen dieser Opfergruppe. Im Kroatien-Projekt wurden hingegen mehrere jüdische Überlebende interviewt, außer Mirjana Gross leisteten diese jedoch keine Zwangsarbeit für bzw. in NS-Deutschland.

21 Interview M. Gross, Interviewer: C. Schölzel, 12.7.2005, Bd. 1.

22 Interview M. Gross, Interviewer: C. Schölzel, 12.7.2005, Bd. 1.

Auch Ružica Nedeljković stand die Zeit der Zwangsarbeit gemeinsam mit ihrer Mutter durch. Als im USK lebende ethnische Serbinnen mussten die beiden einige Monate in den KZ Jasenovac und Stara Gradiška zubringen, bevor sie zur Zwangsarbeit rekrutiert wurden. Anschließend arbeiteten sie in Textilfabriken in Leipzig und Wien. Im Interview präsentiert die Biographin weniger eine konkrete Lebensgeschichte, sondern wiederholt ständig ihre biographische Globalevaluation – ihr Leben sei schwer gewesen und sie habe sich immer abquälen müssen. Ihre durchgängige Selbstdarstellung als passives Opfer der Umstände wird ergänzt von der Überzeugung, dass sie ihr Überleben einzig dem Schicksal verdanke.²³

Julijana Pokrajac hingegen, die ebenfalls als Serbin verfolgt wurde und die Kriegsjahre auf einem Bauernhof in Österreich verbrachte, sieht sich zwar eindeutig als Opfer der Ustaša, schildert jedoch die Zwangsarbeit erstaunlich positiv. Dabei spielen mehrere Faktoren eine Rolle: Die Rekrutierung zur Zwangsarbeit bedeutet die Entlassung aus dem KZ, ihre „Dienstgeber“ behandeln sie gut, an landwirtschaftliche Arbeit ist sie von Haus aus gewöhnt. Sie betont ihren eigenen Anteil an dieser positiven Erfahrung: Sie kümmert sich um die Kinder, geht der Hausfrau beim Abwasch zur Hand, strickt für die alten Bauersleute und hält ihre im selben Dorf als Zwangsarbeiter eingesetzten Geschwister zu Fleiß und Gehorsam an. Notwendige Arbeiten verrichtet sie, ohne eigens aufgefordert werden zu müssen:

Und so habe ich alles rundherum in Ordnung gebracht. (...) Ich habe mir eben gedacht, das ist jetzt meine Arbeit. Schweine, ich sehe die Schweine, bei denen muss auch ausgemistet werden. Ich bin von mir aus (betont) hineingegangen, sie haben mir nicht gesagt, dass ich da ausmisten soll. Ich bin hinein und habe ausgemistet und so habe ich sofort angefangen zu arbeiten.²⁴

Zu Kriegsende verteidigt Julijana Pokrajac „ihren“ Bauern resolut gegenüber alliierten Soldaten und empört sich, als er wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP verhaftet wird.

Zwei der Befragten waren noch Kinder, als sie zur Zwangsarbeit deportiert wurden. Nada Jurišić begleitete ihre Mutter und ihren älteren Bruder auf einen Bauernhof in Österreich. Die Familie wurde jedoch nach wenigen Monaten wieder in den USK rücküberstellt, wo die Mutter im KZ umkam, während die Kinder von einer Verwandten gerettet wurden. Naturgemäß stellt sich die Biographin, die zum Zeitpunkt ihrer Deportation erst sieben Jahre alt war, als den Umständen hilflos ausgeliefert dar.²⁵ Der 1933 geborene Andrija Maričić leistete trotz seines ebenfalls kindlichen Alters Zwangsarbeit in einer österreichischen Gastwirtschaft sowie in einer Fabrik in Deutschland. In seinen Erinnerungen erscheint er in manchen Momenten als entscheidender Akteur. Beispielsweise „organisiert“ er zusätzliches Brot, so dass die Familie keinen Hunger leidet und auch andere Zwangsarbeiter unterstützen kann:

23 Vgl. Interview R. Nedeljković, Interviewerin: B.N.W., 12.3.2005.

24 Interview J. Pokrajac, Interviewerin: B.N.W., 27.3.2005, Bd. 1.

25 Vgl. Interview N. Jurišić, Interviewerin: B.N.W., 25.7.2005.

Wenn ein Alarm war, Fliegeralarm (i. O. deutsch), dann sind die Chefs in speziell [für sie] bestimmte Bunker geflohen, während wir dort in der Küche geblieben sind. Für den Fall, dass uns eine Bombe trifft, trifft sie uns eben, nicht wahr. Ich habe das ausgenützt, während sie ... Solange niemand da war ... Ich wusste, welches Brot ich stehlen kann. Ich habe es vor das Fenster des Kellerabteils gelegt und wenn wir am Abend losgegangen sind, dann habe ich es genommen und ins Lager gebracht, damit wir auch jemandem anderen etwas abgeben können.²⁶

Außerdem ist er es, der in Österreich den bereits früher zur Zwangsarbeit deportierten Vater antrifft und so die Wiedervereinigung der Familie herbeiführt. Nicht zuletzt überbringt er den Eltern schließlich die Nachricht von der Ankunft der Befreier.

Andere Verfolgengruppen: Kriegsgefangene, „Absiedler“, Razziaopfer, „Kriegszivilhäftlinge“

Da es keinem der ehemaligen Kriegsgefangenen gelang, eigenständig eine kohärente Lebensgeschichte zu entwickeln, sind diese Interviews bedauerlicherweise nur bedingt aussagekräftig. Zwar können die Verfolgungsgeschichten der drei Männer in den Grundzügen rekonstruiert werden: Der Slowene Gregor Kalister diente in der italienischen Armee, geriet im September 1943 in Kriegsgefangenschaft und wurde als „Militärinternierter“ nach Deutschland deportiert.²⁷ Der 1914 in Sarajevo geborene Jude Jakov Gaon wiederum wurde bereits im Aprilkrieg 1941 gefangen genommen und nach Deutschland verbracht, wo er in der Landwirtschaft, aber auch in der Textilindustrie arbeitete.²⁸ Der Serbe Radomir Batrićević geriet ebenfalls 1941 in deutsche Kriegsgefangenschaft; er arbeitete vier Jahre lang in einem bayerischen Dorf in der Landwirtschaft.²⁹ Über das Selbstverständnis der Biographen jedoch kann aus den Interviews nur sehr wenig herausgelesen werden. So erzählt Gregor Kalister zwar ausführlich von den Kriegsjahren; häufige Themenwechsel, Erinnerungsunsicherheiten und Lücken machen das Interview aber äußerst schwer verständlich. Jakov Gaon wiederum hatte aufgrund seines hohen Alters und einer Erkrankung nicht die Kraft, ein ausführliches Interview zu geben. Radomir Batrićević schließlich konnte sich aus Angst, das Interview könnte zur Abweisung von Entschädigungsansprüchen missbraucht werden, nicht seinen Erinnerungen überlassen und konnte deshalb keine freie Erzählung entwickeln. Allerdings macht selbst seine fragmentarische Lebensgeschichte seine Verbitterung und Empörung ob der ihm widerfahrenen Ungerechtigkeit – unvergütete Zwangsarbeit, unwürdige Behandlung und dazu noch Ausschluss von der „humanitären Geste“ – deutlich. So klagt er wiederholt die erfahrene Objektivierung an und insistiert auf einer entsprechenden Entschädigung:

Dadurch, dass ich in Kriegsgefangenschaft geraten bin, habe ich die Freiheit verloren. Das ist ein sehr wichtiges Moment. Solange der Krieg gedauert hat,

²⁶ Interview A. Maričić, Interviewerin: B.N.W., 29.7.2005, Bd. 1.

²⁷ Vgl. Interview G. u. G. Kalister, Interviewerin: M. Kokalj Kočever, 12.11.2005.

²⁸ Vgl. Interview J. Gaon, Interviewer: C. Schölzel, 4.7.2005.

²⁹ Vgl. Interview R. Batrićević, Interviewerin: B.N.W., 1.8.2005.

musste ich ohne Freiheit arbeiten und gehorchen, wenn ich [über]leben wollte. Allein die Tatsache, dass unsere Freiheit eingeschränkt wurde, zieht schon eine Verpflichtung nach sich.³⁰

Angela Dušič wurde im Herbst 1942 mit ihrer Familie aus Slowenien zwangsabgesiedelt (Ferenc 1991), weil sich ihr Vater in der Befreiungsfront engagiert hatte. Ihre freie Erzählung beschränkt sich ähnlich wie bei Ružica Nedeljković auf einen Kurzbericht; erst auf die Fragen der Interviewerin hin offeriert sie Details über ihre Lebens- und Arbeitsverhältnisse in Deutschland. Angela Dušič stellt sich vorrangig als Objekt des Willens und Handelns anderer – vor allem der Deutschen, aber auch der Befreier – dar. Nur in Ausnahmefällen beschreibt sie sich als Entscheidungen treffend, beispielsweise als sie im Sommer 1945 beschließt, nach Slowenien zurückzukehren, obwohl die Bauernfamilie, bei der sie zuvor Zwangsarbeit leistete, sie auffordert, in Deutschland zu bleiben.³¹

Milan Dragojlović wurde 1943 im dem USK zugeschlagenen serbischen Teil Syrmiens bei einer Razzia verhaftet, ins besetzte Polen verschleppt und dort bei Bauarbeiten eingesetzt. Seine Geschichte ist insofern erstaunlich, als es sich der Biograph in Verkennung seiner Position als Zwangsarbeiter nicht nehmen lässt, weiterhin selbst über sein Schicksal zu entscheiden. Weil es ihm an seinem Einsatzort nicht gefällt – die Arbeit ist eintönig, die Entlohnung lächerlich gering – beschließt er, sich nach einer besser bezahlten Stelle umzusehen:

Eines Tages wurde einer Gruppe von uns diese Monotonie zu langweilig: ‚Kommt, lasst uns nach Wien abhauen.‘ (...) Und eines Abends (...) versammeln wir uns und beladen uns mit allem, was wir haben: Rucksäcke, bepacken uns mit Rucksäcken und Koffern. Das war verkehrt. (...) In Katowice dann, sag’ ich, sowie wir auf den Bahnsteig gegangen sind, hat uns sofort die Polizei bemerkt, dass wir da flüchten oder so etwas, mit den Koffern und Taschen. (...) Sofort kommen ein paar von ihnen und bringen uns nach Katowice in das Gefängnis der Gestapo. (...) Im Nachhinein war uns auch klar, was wir da angestellt haben. Am Morgen, als es dämmt: ‚Los, alle raus!‘ Kommt einer (...) und sagt: ‚Dass ja keiner flüchtet. [Wer zu flüchten versucht,] wird auf der Stelle getötet. Ihr kommt in ein... (denkt kurz nach) Arbeitslager, ja, ein Arbeitslager. Dort werdet ihr nicht frei sein, sondern bewacht.‘ (...) Mit dem Zug ist es wieder nach Auschwitz (betont, lauter) gegangen.³²

Nach einigen Monaten als AEL-Häftling in Auschwitz wurde Milan Dragojlović nach Königshütte verlegt. Dort simuliert er, so seine Erinnerungen, Epilepsieanfälle, um entlassen zu werden, was ihm tatsächlich gelingt. Ausgestattet mit legalen Reisepapieren reist er in die Heimat zurück, wo er sich der Volksbefreiungsarmee anschließt, um einer eventuellen neuerlichen Verhaftung zu entgehen.

Uroš Majstorović, ein ethnischer Serbe aus Kroatien, saß 1941 aus nicht näher erläuterten Gründen im Gefängnis und wurde im Frühjahr 1942 nach Südnorwegen

30 Interview R. Batričević, Interviewerin: B.N.W., 1.8.2005, Bd. 2.

31 Vgl. Interview A. Dušič, Interviewerin: M. Kokalj Kočevar, 18.3.2006.

32 Interview M. Dragojlović, Interviewerin: B.N.W., 28.7.2005, Bd. 2.

deportiert. Dort musste er unter Regie der Organisation Todt bzw. der Wehrmacht beim Bau von Befestigungsanlagen arbeiten. In seiner Erzählung betont der Biograph wiederholt die durch das Lagerregime erzwungene Passivität der sogenannten „Kriegszivilhäftlinge“. Widerstand sei ebenso unmöglich gewesen wie Flucht, da Wachen allgegenwärtig, die rettende schwedische Grenze hingegen weit entfernt war. Die erfahrene Entpersönlichung bringt Uroš Majstorović dadurch zum Ausdruck, dass er mehrmals auf den Verlust des Namens hinweist: „Aber dort hat man keinen Namen mehr gehabt, sondern nur eine *Nummer* (i. O. deutsch).“³³ Die durch die Befreiung bewirkte Veränderung beschreibt er in einem eindrucksvollen Bild:

*Das kommt einem so vor, als ob man unter Wasser taucht und es kaum erwarten kann, aufzutauchen und [wieder] an die Luft zu kommen. So haben wir uns gefühlt, als wir das erste Mal [nach der Befreiung aus dem Lager] hinausgingen: in Freiheit, nicht wahr.*³⁴

Individuelle Narrative und kollektive Diskurse über Zwangsarbeit

Da das in Erinnerungsnarrativen zum Ausdruck gebrachte persönliche Selbst- und Weltbild stets auch mit gesellschaftlichen Diskursen über die Vergangenheit verknüpft ist (Portelli 1997, 82), sollen die untersuchten Lebensgeschichten nun im Kontext (post-)sozialistischer Deutungen der Zwangsarbeit verortet werden.

Im offiziellen Diskurs über den Zweiten Weltkrieg im sozialistischen Jugoslawien spielten NS-Verfolgung im Allgemeinen und Zwangsarbeit im Besonderen nur eine untergeordnete Rolle. Das Geschichtsbild wurde vom Partisanenmythos dominiert, demzufolge sich die Völker Jugoslawiens 1941 unter der Führung der KPJ geschlossen erhoben hätten, um den Faschismus in Gestalt von Besatzern und Kollaborateuren zu bekämpfen und gleichzeitig eine sozialistische Gesellschaftsordnung durchzusetzen. Das Verdienst für den Sieg im Befreiungs- und revolutionären Krieg komme neben Tito und der Partei vor allem den in der Volksbefreiungsarmee Kämpfenden zu. Dementsprechend standen führende kommunistische Kader sowie Partisaninnen und Partisane im Mittelpunkt des öffentlichen Gedenkens. Inwieweit dennoch auch Verfolgungsoptionen, insbesondere zur Zwangsarbeit Rekrutierten, Interpretations(an)gebote zur Darstellung und Bewertung ihrer Erfahrungen gemacht wurden, welche Aspekte der Verfolgungserfahrung diese betonten bzw. ausschlossen, wie sie sich in den letzten zwei Jahrzehnten veränderten und wie sich die hier untersuchten Lebensgeschichten dazu verhalten, wird in diesem Abschnitt genauer beleuchtet.

Politisch Verfolgte

Am ehesten gelang es der Gruppe der politisch Verfolgten, öffentlich wahrgenommen und anerkannt zu werden. Sofern sie nachweisen konnten, „sich wegen aktiver Unterstützung der Volksbefreiungsbewegung im Gefängnis, in der Internierung oder auf Zwangsarbeit befunden (...) und dort das ehrenhafte Verhalten eines Volkskämpfers“ gezeigt zu haben, waren sie berechtigt, dem 1947 gegründeten Veteranenverband SUBNOR (*Savez udruženja boraca Narodnooslobodilačkog rata*) beizutreten, konn-

33 Interview U. Majstorović, Interviewer: C. Schölzel, 7.7.2005.

34 Interview U. Majstorović, Interviewer: C. Schölzel, 7.7.2005.

ten also theoretisch den Kämpferstatus und die damit verbundenen Privilegien für sich reklamieren. 1955 wurden die Aufnahmebestimmungen gelockert, so dass nun „jeder, der wegen Unterstützung der Volksbefreiungsbewegung im Gefängnis, [in] Internierung oder auf Zwangsarbeit“ war, dem SUBNOR beitreten konnte. Die Aufnahmepraxis des von ehemaligen Partisaninnen und Partisanen dominierten Verbandes entsprach diesen Richtlinien allerdings nur bedingt. Darüber hinaus bedeutete selbst ihre Mitgliedschaft im SUBNOR nicht notwendig auch die tatsächliche Anerkennung der ehemals politisch Verfolgten als den Partisanen ebenbürtiger Veteran bzw. Veteranin des „Volksbefreiungskampfes“. (Karge 2006, 216 ff.)

Wollten sie ihren immer wieder angezweifelten Anspruch auf Veteranenstatus bekräftigen, ja sich überhaupt Gehör verschaffen, mussten ehemalige politische Gefangene ihre individuellen Erinnerungen der durch die Aufnahmebedingungen des SUBNOR definierten Deutung der Verfolgung als Widerstand anpassen. Daher beschrieben Überlebende zumindest in der Öffentlichkeit ihr Leid oftmals als spezifische Form des Kampfes:

Neben dem bewaffneten Kampf gegen die Besatzer und einheimischen Verräter kämpften Hunderttausende Jugoslawen auf spezifische Weise und unter besonderen Bedingungen in den Gefängnissen und Lagern. Ihr Kampf war ein Kampf um die Existenz, ein Kampf gegen die Absicht des Feindes, uns physisch wie psychisch zu vernichten. (...) Der Einfluss der Partei in den Lagern und Gefängnissen war sehr stark. Mitglieder der Partei und des SKOJ (Savez komunističke omladine Jugoslavije, kommunistische Jugendorganisation) sowie andere fortschrittliche Menschen organisierten in den Lagern politische Aktivitäten [und] Ausbrüche, verbündeten sich und unterstützten sich gegenseitig im gemeinsamen Bestreben, dem Lagerregime und verschiedenen Provokateuren zu widerstehen. Der Kampf unserer Leute in den Lagern und Gefängnissen, all ihr Schmerz und Leid, ist ein integraler Bestandteil des Volksbefreiungskampfes und der Volksbefreiungsbewegung.³⁵

Das Deutungsmuster „Verfolgung als Widerstand“ findet sich in fünf der hier untersuchten Lebensgeschichten ehemals politisch Verfolgter wieder. Die Erinnerungsnarrative von Milivoj Lalin, Cvetko Kobal, Radoslavka Stojković, Kristina Šepšei und Milan Pantović enthalten die für ihre gesellschaftliche Wahrnehmung als Veteranen bzw. Veteraninnen des „Volksbefreiungskampfes“ wesentlichen Elemente: Der Verweis auf ihre der Verhaftung vorausgehenden Widerstandsaktivitäten begründet ihren Status als politisch Verfolgte. Indem Cvetko Kobal, Radoslavka Stojković und Kristina Šepšei das Teilen mit den Mitgefangenen herausstreichen, betonen sie ihre Solidarität und ihren Humanismus – beides Tugenden, die im jugoslawischen Diskurs eng mit kommunistischer Gesinnung verknüpft waren. Erzählen Milivoj Lalin, Radoslavka Stojković und Kristina Šepšei, sich in Gefangenschaft marxistisch geschult zu haben, weisen sie auf die Kontinuität ihrer politischen Überzeugungen hin; berichten sie von Sabotage, betonen sie ihren persönlichen Beitrag zum Sieg über den Nationalsozialismus. Sprechen Milivoj Lalin und Milan Pantović über Widerstandsgruppen im

³⁵ Referat von Gvozden Jovančević auf einem Treffen ehemaliger politisch Verfolgter aus Serbien im Juni 1959, ASCG [Arhiv Srbije i Crne Gore]-297-111.

Konzentrations- bzw. Zwangsarbeiterlager, heben sie ihre Verbundenheit mit der Volksbefreiungsbewegung und ihren politischen Aktivismus hervor. Nicht zuletzt fügt sich die Selbstdarstellung als Akteurinnen und Akteure in dieses Deutungsmuster ein, denn eine Betonung von Viktimisierung und Passivität würde das Bild des Widerstandskämpfers, der Widerstandskämpferin, das sie in ihren Lebensgeschichten entwerfen, nicht unterstützen. Dass solche eng an den offiziellen Diskurs der sozialistischen Ära angelehnten Interpretationen der NS-Verfolgung selbst 15 Jahre nach dem Zerfall Jugoslawiens noch zu Protokoll gegeben wurden, verweist, so meine ich, auf die Stabilität von Erinnerungsnarrativen, in denen „erlebte Lebensgeschichte“ (Rosenthal 1995), kollektiver Geschichtsdiskurs und individuelles Selbstbild zu einem kohärenten Ganzen verschmolzen sind.

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen der übrigen politisch Verfolgten im Sample folgen dem Deutungsmuster „Verfolgung als Widerstand“ allerdings nicht. Sowohl Marija Kranjec als auch Stjepan Pištignjat stellen die während der Zwangsarbeit erforderte Missachtung und Ausbeutung in den Vordergrund, definieren sich in Bezug auf diese Lebensphase also nicht als Kämpfer, sondern als Opfer. Besonders deutlich machen sie dies durch die wiederholte Selbstbezeichnung als unfreie, fremdbestimmte „Sklaven“. Sie entwickeln in ihren Narrativen ein Deutungsmuster, das ich „Verfolgung als Viktimisierung“ nennen möchte. Wiewohl nicht dazu geeignet, dem Biographen, der Biographin das Ansehen eines Veteranen des „Volksbefreiungskrieges“ zu verschaffen, war diese Interpretation dennoch auch in der sozialistischen Ära akzeptabel, hob sie doch – berechtigterweise – die Grausamkeit des NS-Regimes hervor. Im Fall von Marija Kranjec ließe sich die gänzlich unheroische Deutung ihrer Verfolgungsgeschichte damit begründen, dass sie als Opfer und Gegnerin des Tito-Regimes kein Interesse daran hat, sich als kommunistische Widerstandsaktivistin darzustellen.³⁶ Der bosnische Serbe Stjepan Pištignjat wiederum betont, dass sein Eintritt in die Partisanengruppe nicht politisch motiviert war, sondern von dem Bestreben, sich der ethnischen Verfolgung durch die Ustaša zu entziehen. Dies erklärt, warum kommunistische Gesinnung und politischer Aktivismus in seiner erzählten Lebensgeschichte keine Rolle spielen.

Das Erinnerungsnarrativ von Dušan Stefančić wiederum ließe sich am besten auf die Kurzformel „Verfolgung als Überlebenskampf“ bringen, insofern sich der Biograph durchaus als handlungsfähigen Akteur zeichnet, seine Aktivitäten jedoch jeglichen politischen Anspruchs entbehren, sondern einzig auf das Überleben abzielen. Stane Šinkovec' Erzählung schließlich ist aus den oben angeführten Gründen nicht begründet interpretierbar und bleibt deshalb hier unbeachtet.

Natürlich ist bezüglich dieser drei bzw. vier Lebensgeschichten nicht auszuschließen, dass die Umwälzungen im ehemaligen Jugoslawien, die diese begleitenden Neuinterpretationen der Vergangenheit sowie insbesondere der weitgehende Ansehensverlust von Kommunisten zur Vernachlässigung des politisch-ideologischen Moments in den dokumentierten Erinnerungsnarrativen beitrugen, doch ist dies mangels vergleichbarer früherer Selbstzeugnisse der betreffenden Interviewten weder be- noch widerlegbar.

36 M. Kranjec gewährte 1948 einem Bekannten Fluchthilfe und wurde deshalb inhaftiert. Im Zuge ihrer Gefängnisstrafe musste sie erneut Zwangsarbeit leisten. Diese Erfahrung und ihr Wunsch nach einem demokratischen politischen System machten sie zur Regimegegnerin. Vgl. Interview M. Kranjec, Interviewerin: B.N.W., 26.7.2005, Bd. 2.

Kriegsgefangene

Wie politisch Verfolgte erhielten Kriegsgefangene 1951 eine eigene Sektion im SUBNOR. Auch für sie galt als Aufnahmebedingung, dass sie sich während der Gefangenschaft für die Ziele der Volksbefreiungsbewegung eingesetzt haben mussten. Die zumindest formale Anerkennung ehemaliger Kriegsgefangener als Veteranen wurde nicht etwa mit ihrem (wenn auch wirkungslosen) Beitrag zur Landesverteidigung während des Aprilkriegs 1941 begründet, sondern damit, dass sie als „Opfer der faschistischen Aggression und des faschistischen Terrors“ anzusehen seien. (Karge 2006, 215 u. 221) Als „Opfer“ jedoch genossen sie weitaus weniger Ansehen als die als „Kämpfer“ definierten Gruppen der ehemaligen Partisanen und – mit den oben angeführten Einschränkungen – politisch Verfolgten. Als Resultat des geringen Interesses an ihren Erfahrungen hatten ehemalige Kriegsgefangene außerdem kaum Möglichkeiten, ihre Erinnerungen öffentlich zu kommunizieren und dadurch zu strukturieren, mit Sinn zu versehen und zu stabilisieren. (Assmann 2006, 24 f.) In Ergänzung zu den oben bereits angeführten individuellen Faktoren könnte dies erklären, warum die lebensgeschichtlichen Erzählungen der im Sample vertretenen Kriegsgefangenen so fragmentarisch und verworren erscheinen. Einzig das Erinnerungsnarrativ von R. Batrićević kann eindeutig dem Deutungsmuster „Verfolgung als Viktimisierung“ zugeordnet werden, wobei aber Erzählstil und Interviewinhalte den Verdacht aufkommen lassen, dass er ein bewusstes Präsentationsinteresse – das Interview soll seinen vermeintlichen Anspruch auf Entschädigung stützen – verfolgt, anstatt seine tatsächliche „biographische Gesamtsicht“ (Rosenthal 1995, 13 f.) mitzuteilen.

Rassistisch und ethnisch Verfolgte sowie andere Opfergruppen

Die Geschichten von Menschen, die als Resultat rassistischer bzw. ethnischer Verfolgung oder als Opfer von Razzien und Aussiedlungsmaßnahmen zur Zwangsarbeit herangezogen worden waren, fanden bis in die 1980er Jahre kaum Widerhall in der jugoslawischen Öffentlichkeit. Dies gilt insbesondere für vom Ustaša-Regime verfolgte ethnische Serbinnen und Serben, deren Erinnerungen dem Dogma von der im „Volksbefreiungskrieg“ errungenen „Brüderlichkeit und Einigkeit“ der Völker Jugoslawiens so eklatant widersprachen, dass die sozialistischen „Gedenkakteure“ (Karge 2006, 26) enorme Schwierigkeiten hatten, sie in den offiziellen Vergangenheitsdiskurs zu integrieren.³⁷ Das deshalb verordnete Schweigen ging manchmal so weit, dass öffentlich nicht konkret von der erlittenen Verfolgung gesprochen werden durfte, sondern auf abstrakte Formeln zurückgegriffen werden musste. So erhielt Nada Jurišić einen strengen Verweis, als sie in der Schule erwähnte, dass ihre Mutter sowie zahlreiche weitere Familienmitglieder von Ustaše umgebracht worden waren. Sie habe ihre Angehörigen ausschließlich als „Opfer des faschistischen Terrors“ zu bezeichnen.³⁸

Als akzeptables Deutungsmuster nicht politisch motivierter Repression und Ausbeutung kristallisierte sich implizit „Verfolgung als Viktimisierung“ heraus, wobei als

³⁷ Am Beispiel des Gedenkens an die Opfer des Lagerkomplexes Jasenovac erläutert dies ausführlich Karge 2006, 227-277.

³⁸ Vgl. Interview N. Jurišić, Interviewerin: B.N.W., 25.7.2005, Bd. 1.

Täter möglichst nur die fremden Besatzer aufscheinen sollten. Allerdings erfuhr dieses Interpretationsschema während der sozialistischen Ära keine konkrete Ausgestaltung, da an den Details der Verfolgung entweder kein besonderes Interesse bestand (im Fall der Roma und Juden³⁹) oder diese im Dienste von „Brüderlichkeit und Einheit“ weitestgehend verschwiegen werden mussten (im Fall der Bürgerkriegsopfer). Erst in den 1980er Jahren wurden Erinnerungen an rassistisch oder ethnisch motivierte Verfolgung zunehmend öffentlich thematisierbar – nun allerdings oftmals unter den Vorzeichen von nationalistischer Hetze und politischer Instrumentalisierung historischer Viktimisierungserfahrungen.

Aus dem untersuchten Sample nehmen die Lebensgeschichten von Angela Dušič, Mirjana Gross, Nada Jurišić und Ružica Nedeljković ganz klar das Deutungsangebot „Verfolgung als Viktimisierung“ auf. Alle vier Frauen zeichnen sich in Bezug auf die Verfolgung vornehmlich als hilflose Opfer, beschreiben sich selten bis nie als Akteurinnen und kommunizieren kaum positive Erinnerungen an die Zwangsarbeit.⁴⁰ Inwieweit hier auch gesellschaftliche Weiblichkeitskonzeptionen zum Tragen kommen, scheint schwer zu konkretisieren, es ist jedoch auffällig, dass sich nur ein Mann, nämlich Uroš Majstorović mit seinen Erinnerungen an Norwegen, in diese Gruppe einfügt.

Die Erzählung von Milan Dragojlović hingegen, der seiner Selbstbeschreibung zufolge unbeirrt seine Lebensbedingungen als Zwangsarbeiter zu verbessern sucht und schließlich listig in die Heimat entkommt, folgt dem bereits weiter oben angesprochenen Muster „Verfolgung als Überlebenskampf“. Dieser Kategorie könnte auch das Erinnerungsnarrativ von Andrija Maričić zugeordnet werden, allerdings mit der Einschränkung, dass dieser Biograph allein schon aufgrund seines jugendlichen Alters weniger Handlungsspielraum hatte als erwachsene Zwangsarbeiter, was sich auch in seiner Geschichte widerspiegelt. Das Interview mit Julija Pokrajac wiederum zerfällt in zwei Teile: ein Opfernarrativ von der Ustaša-Verfolgung und eine handlungsbetonte, die Zwangsarbeit normalisierende, positive Erzählung über ihre Zeit in Österreich – eine Interpretation, die so während der sozialistischen Ära nicht öffentlich kommuniziert werden hätte können.

Resümee

Die in diesem Beitrag besprochenen Interviews dokumentieren nicht nur vielfältige Verfolgungs- und Ausbeutungserfahrungen, sondern auch unterschiedliche Möglichkeiten der Selbstdarstellung in Bezug auf diese. Die Frage nach dem Selbstverständnis der Interviewten im Spannungsfeld von Ohnmacht und Handlungsmächtigkeit ergab, dass das im Interview kommunizierte Selbstbild letztlich immer ein höchst individuelles Konstrukt ist, das von Faktoren wie Verfolgtenkategorie, Lebens- und Arbeitsbedingungen während der Zwangsarbeit oder offiziellen Deutungs(an)geboten zwar beeinflusst, aber keineswegs determiniert wird. So verzichten einige politisch Verfolgte auf eine heroische Interpretationen ihrer Biographie, während sich anderen

39 Die 1941-1945 ermordeten oder umgekommenen Juden und Roma nahmen in der offiziellen jugoslawischen Opferhierarchie als „nur“ rassistisch Verfolgte und am „Volksbefreiungskrieg“ nicht Beteiligte den letzten Platz ein. (Karge 2006, 257)

40 Hier denke ich v.a. an einzelne positive Aspekte wie z. B. erfahrene Unterstützung oder während dieser Zeit geschlossene Freundschaften.

Gruppen zuzuordnende Interviewte als handlungsmächtige Akteure ihrer Lebensgeschichten präsentieren. Mehrere ehemalige Sklavenarbeiterinnen und -arbeiter betonen ihre wenn auch eingeschränkte Handlungsmächtigkeit, wohingegen sich zwei „freiere“ Zivilarbeiterinnen vorrangig als Opfer darstellen. Auch die den sozialistischen Diskurs über Verfolgung und Zwangsarbeit kennzeichnende Trennung zwischen angeblich aktiv-kämpferischen „Politischen“ und hilflos-passiven „Opfern des faschistischen Terrors“ spiegelt sich in den untersuchten Lebensgeschichten nicht eindeutig wider. Biographische Narrative ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter erweisen sich damit als geeignet, Verallgemeinerungen über die Zwangsarbeitserfahrung schlechthin in Frage zu stellen, relativieren die wiederholt vorgebrachte These von Gruppennarrativen verschiedener Verfolgtenkategorien (vgl. z. B. Schölzel 2005) und ermöglichen generell einen differenzierten Blick auf das Phänomen Zwangsarbeit und dessen Bedeutung für den Lebensverlauf der Betroffenen. Am wichtigsten erscheint mir jedoch, dass jede Lebensgeschichte ganz deutlich die Individualität der Biographin, des Biographen zum Ausdruck bringt. Damit legen die Befragten der objektivierenden und entindividualisierenden Verfolgungserfahrung zum Trotz ein bleibendes Zeugnis ihrer unverwechselbaren Persönlichkeit ab.

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München.
- Ašković, Milorad u. a. (1979): *U logorima u severnoj Norveškoj* [In den Lagern im nördlichen Norwegen], Belgrad.
- Begović, Sima (1989): *Logor Banjica* [Das Lager Banjica], Belgrad.
- Bräutigam, Helmut (o. J.): *Außenlager Spandau. Das Konzentrationslager bei der Deutsche Industrie-Werke Aktiengesellschaft*, Berlin.
- Ferenc, Tone (1991): „Absiedler“. Slowenen zwischen „Eindeutschung“ und Arbeitseinsatz, in: Ulrich Herbert (Hg.): *Europa und der „Reichseinsatz“*. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938-1945, Essen, 200-209.
- Fischer, Wolfram (1978): *Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten*, in: Martin Kohli (Hg.): *Soziologie des Lebenslaufs*, Darmstadt/Neuwied, 311-336.
- Ivanović, Lazar (1952): *Zločini okupatora i njihovih pomagača protiv Jevreja u Jugoslaviji* [Verbrechen der Besatzer und ihrer Helfer gegen die Juden in Jugoslawien], Belgrad. (Neuaufgaben 1957 und 2005)
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Wiesbaden.
- Goldstein, Slavko (1999): *Der Zweite Weltkrieg*, in: Dunja Melčić (Hg.): *Der Jugoslawienkrieg. Handbuch zur Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen*, Opladen/Wiesbaden, 167-184.
- Grünfelder, Anna-Marie (2008): *„U radni stroj velikoga njemačkog Reicha!“ Prislilni radnici i radnice iz Hrvatske* [„Zum Arbeitseinsatz ins große deutsche Reich!“ Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus Kroatien], Zagreb.
- Herbert, Ulrich (1985): *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Bonn.
- Karge, Heike (2006): *Steinerne Erinnerung – Versteinerte Erinnerung? Kriegsgedenken im sozialistischen Jugoslawien* (Dissertation, European University Institute), Florenz.
- Koljanin, Milan (1992): *Nemački logor na Beogradskom Sajmištu 1941-1944* [Das deutsche Lager auf dem Belgrader Messegelände 1941-1944], Belgrad.
- Plato, Alexander von/Leh, Almut/Thonfeld, Christoph (Hg.) (2008): *Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, Wien.

- Pajić, Tomislav (1989): *Prinudni rad i otpor u logorima Borskog rudnika, 1941-1944* [Zwangarbeit und Widerstand in den Lagern des Bergwerks Bor, 1941-1944], Belgrad.
- Portelli, Alessandro (1997): *The Battle of Valle Giulia. Oral History and the Art of Dialogue*, Madison.
- Romano, Jaša (1980): *Jevreji Jugoslavije 1941-1945. Žrtve genocida i učesnici NOR-a* [Die Juden Jugoslawiens 1941-1945: Opfer des Genozids und Teilnehmer des Volksbefreiungskriegs], Belgrad.
- Roseman, Mark (1999): *Erinnern und Überleben. Wahrheit und Widerspruch im Zeugnis einer Holocaust-Überlebenden*, in: Friedhelm Boll u. Annette Kaminsky (Hg.): *Gedenkstättenarbeit und Oral History. Lebensgeschichtliche Beiträge zur Verfolgung in zwei Diktaturen*, Berlin, 41-62.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt a. M./New York.
- Rotbart, Vladislav (1988): *Jugosloveni u mađarskim zatvorima i logorima 1941-1945* [Jugoslawen in ungarischen Gefängnissen und Lagern 1941-1945], Novi Sad/Belgrad.
- Rutar, Sabine (2009): *Arbeit und Überleben in Jugoslawien. Regionale Bergbaugesellschaften und der Zweite Weltkrieg*, Essen.
- Schölzel, Christian (2005): *Kollektivierungen von Erinnerungen oder: Wie viele Holocauste existieren? Annäherungen*, in: Dirk Fischer (Hg.), *Transformation des Rechts in Ost und West, Festschrift für Prof. Dr. Herwig Roggemann zum 70. Geburtstag*, Berlin, 353-367.

Oral History in der Fremde

Überlegungen zu Verständnisproblemen in sprach- und kulturübergreifenden Erinnerungsprojekten am Beispiel von Interviews in Russland

Elke Scherstjanoi

Es ist ein gutes Zeichen für Oral History, dass sie immer häufiger auch als internationales Forschungsarrangement praktiziert wird. Interviewgestützte Erinnerungsprojekte werden zunehmend so ausgerichtet, dass nationalgeschichtliche Forschungsfragen überschritten und Parallelen in verschiedenen Regionen der Welt ins Blickfeld genommen werden. Derartige Projekte stellen den Historiker mit seinem Interviewvorhaben in der Regel in einen ihm fremden Kulturkreis. Er bereist ein fremdes Land bzw. findet in seinem einen weitgehend unbekanntem, nicht „erlebten“, kulturell „nicht eigenen“ Raum, der ihm lebende Zeugen liefert. Damit ist nicht unbedingt der Forschungsgegenstand sprach- und kulturübergreifend angelegt, wohl aber die Interviewsituation, das „Setting“. Dieser einfache Fall stellt für die nicht-nationalen Historiographen – von Deutschland aus gesehen etwa die der Osteuropa-, Skandinavien-, Amerika-, Afrika- oder Asienwissenschaften – den Normalfall eines befragungsorientierten Geschichtsprojektes dar: Der Forscher erfragt Lebensgeschichte und geschichtliche Bezüge zur Gegenwart in einem fremden Kulturraum, dessen Sprache nicht seine Muttersprache ist. Neben dieser einfachsten aller denkbaren bi- oder multilingualen Konstellationen für eine Befragung sind kompliziertere vorstellbar, etwa dass mehrere Interviews zum gleichen Thema in je verschiedenen Sprachen mit vergleichbaren Probanden durchgeführt werden oder dass mit einem Zeitzeugen mehrsprachig gearbeitet wird.

Ein Glücksfall ist dabei der Interviewer, der in der Kultur des Interviewten ebenfalls beheimatet ist, der sogenannte „Muttersprachler“ oder der zweisprachig Aufgewachsene. Seine „Fremdheit“ ist oft nur eine partielle und unterscheidet sich von der üblichen Fremdheit des Forschers gegenüber einem beliebigen Untersuchungsgegenstand, einem in gewissem Sinne immer fremden Individuum, meist nur graduell. Vermutlich wird die interkulturelle Durchmischung in Europa bald für zunehmend mehr mehrsprachige Interviewer sorgen. Zunächst aber ziehen wir deutsch sprechenden Historiker in die meisten Weltregionen als Fremde, bestenfalls als Gäste. Gerade das macht ja auch einen gewissen Reiz der Erkundung aus.

War und ist es in befragungstechnischer Hinsicht und bei der Auswertung des Materials bekanntlich die qualitative Sozialforschung, die den Historiker handwerklich rüstete, so ist es in sprachlich-kultureller Hinsicht heute eher der anspruchsvolle Kulturjournalismus, der zentrale Probleme einer Kommunikation mit der fremden Kultur vorführt. Auch für den osteuropäischen Fokus, um den es im folgenden am Beispiel von Interviews in Russland konkret gehen soll, lässt sich aus Reportagen der Bild-

und Tonmedien eine Menge lernen. Ein Beispiel für Sprach- und Verständnisprobleme, mit denen es auch der Zeithistoriker zu tun hat, sei hier angeführt.

Die deutsche Korrespondentin Gabriele Krone-Schmalz, eine studierte Osteuropawissenschaftlerin, Politikwissenschaftlerin und Slawistin, die 1977 eine medien- und diskursgeschichtliche Dissertation im Fach Philosophie verteidigte, wurde durch ihre Fernsehberichte aus der Sowjetunion bekannt. Am Ende der 1970er Jahre war sie für vier Jahre ins ARD-Studio nach Moskau gegangen. Sie bietet uns ein anschauliches Beispiel dafür, wie – bei aller Offenheit und Fairness gegenüber einer fremden Kultur – in Interviews bedenkliche Irritationen entstehen können.

Ihre erste große Reportage widmete Krone-Schmalz den Frauen in der Sowjetunion.¹ Die respektablen Recherchen erbrachten sehenswerte Ergebnisse und erfüllten zweifellos eine wichtige bildungspolitische Funktion in der Bundesrepublik. Sie zeigen aber auch, welche Missverständnisse in Begegnungen selbst scheinbar so naher Welten angelegt sind. So konfrontierte Krone-Schmalz ihre Heldinnen häufig mit der Frage nach der „*doppelten Belastung*“ als Frau (gemeint ist: in Beruf und Familie) – eine zweifellos aus der eigenen Kultur und der eigenen Identifikation erwachsene Vorstellung der Westeuropäerin, die schließlich noch zum Bild von der „*Dreifachbelastung*“ gesteigert wurde, als zum Pensum der sowjetischen Frau die sogenannte „gesellschaftliche Tätigkeit“ hinzukam. Die Journalistin stieß mit ihrer Frage wiederholt auf Unverständnis, denn die Frauen errieten nicht sogleich, worauf sie hinaus wollte. Nach den Ursachen des Unverständnisses zu fragen war wiederum nicht das Anliegen der Reportagen. Gabriele Krone-Schmalz erkannte zwar: „Mit meiner Erziehung und meinen westeuropäischen Vorstellungen bin ich hier wohl völlig auf dem falschen Dampfer“ (Schmalz 1992, 25), doch den eigenen Maßstab aufzugeben verlangt eben, einen anderen zu kennen. Erstaunt stellte die Reporterin immer wieder fest, dass das *Fremde*, Unbegreifliche, „nicht aufgesetzt ist“ (Schmalz 1992, 52), nicht Masche oder Maske für den Besucher, sondern authentischer Bestandteil individuellen Selbstverständnisses.

Sozialforschung kann es bei solcher Beobachtung aber nicht belassen, sondern fragt nach Ursachen und Determinanten sozialer und kultureller Entwicklung, der Historiker speziell fragt nach tieferen Wurzeln in die Vergangenheit. Dabei kann die Absicht, fremde soziale und kulturelle Phänomene zu ergründen, durchaus von starker ethischer Distanz zu ihnen begleitet sein, was für den eigenen Kulturkreis nicht minder gilt. Ungeachtet dessen bleibt es jedoch in jedem Fall wichtig, sich dem Gegenstand angemessen und kundig zu nähern. Das setzt bei Fragen an fremde Gesellschaften eine besondere Sensibilität voraus. Für den Historiker im doppelten Sinne: besondere Sensibilität für das Gegenwärtige und für das Gewesene.

Anderen in die Werkstatt geschaut

In wissenschaftlichen Interview-Projekten der Osteuropageschichte ist dies als methodisches Problem noch kaum thematisiert worden.

Als einer der ersten bediente sich der Berliner Kulturwissenschaftler Meinhard Stark für seine Studie zu „Frauen im Gulag“ (Stark 1993) sehr überzeugend der Oral History. Seine Analyse beruhte auf vielen Aussagen von Zeitzeuginnen und hatte sie

¹ Nachzulesen sind die Umstände und Ergebnisse ihrer Reportage in: Krone-Schmalz 1990. Im folgenden wird aus der 8. Auflage von 1992 zitiert.

zugleich zum Gegenstand. Unter den Interviews waren vermutlich auch solche, die Stark in russischer Sprache selbst führte. Das erläuterte er leider nicht. Stark unterschied auch nicht zwischen deutschsprachigen und anderssprachigen Begegnungen, genauso wenig wie er die mündlichen von den schriftlichen Selbstzeugnissen abhob. Zumindest ging er auf Kommunikationsprobleme nicht ein.

Anke Stephan, die 2004 in Basel mit einer Dissertation zum Selbstverständnis weiblicher Emanzipation im Moskauer Dissidentenmilieu der sechziger und siebziger Jahre hervortrat,² führte 15 Interviews, vier davon wurden handprotokolliert. Außerdem nutzte sie fremde Interviews, die in Archive Eingang gefunden hatten. Sie hatte – anders als Stark – sogar beabsichtigt, auch einen methodischen Beitrag zu den Selbstzeugnissen als Quelle zu leisten. (Stephan 2004, 20) Über Oral-History-Interviews als historische Quelle äußerte sie sich auch im Internet.³ Doch in ihren Ausführungen über moderne Biographik, Gedächtnis, Erzählstrukturen, Selbstpräsentation und Deutungsmuster, über „Traditionen des Zeugnisablegens“ und „Entwurf des eigenen Ich“, über Weiblichkeitsdiskurse und ähnliche Codes der heutigen kulturgeschichtlichen Hermeneutik erfährt man wenig über die besondere Konstellation: deutschsprachige Interviewerin befragt russischsprachige Zeitzeugin. Aufmerksam beobachtete Anke Stephan die mediengeprägten Verhaltensweisen einiger Zeitzeugen. Zu der einen oder anderen Zeitzeugin sei während der Arbeit ein freundschaftliches Verhältnis entstanden. Doch für Sprachbarrieren fand sich nur wenig Platz in den methodischen Überlegungen der Wissenschaftlerin. So waren, wie sie feststellte, Begriffe „unterschiedlich konnotiert“; „bisweilen gab es Übersetzungsschwierigkeiten“ (Stephan 2004, 59), und „so manches Übersetzungsrätsel“ (Stephan 2004, Vorwort) löste sie mit Hilfe russischsprachiger Kollegen. Welcher Art waren wohl diese Rätsel, was war wie anders konnotiert?

Vergleichsweise wenig Bedeutung räumte Julia Obertreis ihren 19 Interviews ein. Sie untersuchte „Wohnen in Leningrad“ und seine politischen und kulturellen Kontexte. (Obertreis 2004) Die Zeitzeugen vermittelten ihr Einblicke in häusliche Alltagszusammenhänge. Doch in diesem Fall war die Forschung tatsächlich nicht vorrangig auf Erlebnisse und Erfahrungen ausgerichtet, die Zeitzeugenaussagen dienten mehr dem Abgleich mit anderen Befunden, der Konkretisierung konventionell erschlossener Daten. Ähnlich verfuhr auch Carola Tischler in ihrer Arbeit zur Geschichte der deutschen Emigration in die Sowjetunion. (Tischler 1996)

An Obertreis' Darstellung fällt gleichwohl die breite Verwendung von russischen Bezeichnungen und Wendungen auf, die sie als dokumentierte Begriffe ins Lateinische transkribierte. Sowohl in den Dokumentenzitaten als auch bei ihren eigenen Beschreibungen sicherte sich die Autorin damit gegen Missverständnisse ab und erlaubt dem Leser eigene Sinnerkundung – ein faires und kommunikationsfreundliches Verfahren. Offensichtlich hatte sie in Interviews selbst aber keine sprachlichen Hürden zu überwinden.

Eine von Dietmar Neutatz, Julia Obertreis und Anke Stephan in Freiburg organisierte Konferenz vereinte im November 2005 Kulturanthropologen, Ethnologen, So-

2 Die Dissertation trug den Titel: „Stalins rebellische Töchter: Lebenswege sowjetischer Dissidentinnen der 60er bis 80er Jahre“, das Buch erschien unter dem Titel „Von der Küche auf den Roten Platz. Lebenswege sowjetischer Dissidentinnen“.

3 Anke Stephan, *Erinnertes Leben: Autobiographien, Memoiren und Oral-History-Interviews als historische Quelle*, <http://www.vifaost.de/texte-materialien/digitale-reihen/handbuch/>

ziologen und Historiker unter der Überschrift „Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften“. ⁴ Auch hier ging es mehr um „typisch sozialistische Erzählmuster“, „Identitätskonstruktionen in gelenkter Öffentlichkeit“ und „Verdrängungsmechanismen“ als um die handwerklichen Voraussetzungen, um solche Dinge in einer fremdsprachigen Begegnung zu erkennen. Das „Setting“ der Interviews kam nur im Hinblick auf geschlechtsspezifische Kommunikation ins kritische Licht, nicht aber im Hinblick auf bi-oder multilinguale Verständigung. Lediglich ein Extremfall, ein Interviewprojekt im asiatisch-muslimischen Milieu, bot Anlass, die kulturellen Implikationen einer Interviewsituation kurz anzusprechen.

So bleibt – ungeachtet fleißiger und sensibler Einzelleistungen – also festzustellen, dass sich die Osteuropaexperten der Sprach- und Kulturbarrieren in der Fremde, die im Interview selbst sowie bei seiner wissenschaftlichen Auswertung durch den kulturell anders verwurzelten Zeithistoriker unausbleiblich sind, kaum bewusst annehmen. Und das ist schon erstaunlich: Eine so stark und so traditionell interdisziplinär ausgerichtete Forschung wie die Osteuropäische Geschichte und Ethnologie, ein Wissenschaftszweig, der sich über starke kulturwissenschaftliche Anleihen sehr früh schon der „linguistischen“ und der „literarischen Wende“ gegenüber aufgeschlossen hat, eine Forschung, die obendrein zur Ausbildung üppiger zeithistorischer Theorien neigt und die in letzter Zeit viele Projekte gerade den Eigenarten von Identitätsstiftung im kommunistisch regierten Osten gewidmet hat, eine solche Forschung hat bislang keine eigene, oder sagen wir: fremdsprachenspezifische Oral-History-Kritik versucht.

Dass unter deutschen Osteuropawissenschaftlern kaum Zweifel an der eigenen Sprachmächtigkeit im fremden Untersuchungsraum bestehen, scheint wiederum so spezifisch nicht, wenn man sich das Selbstbewusstsein in der jungen Kulturwissenschaft und Biographik überhaupt vor Augen führt. Auch bei der muttersprachlichen Interpretation werden heute hermeneutische Grenzen kaum zugestanden, es sei denn Erkenntnisgrenzen im allgemein philosophischen Sinne.

Verstehen wollen oder nicht

Geringschätzung der reinen Sprachbarriere stellt allerdings ein vergleichsweise kleines Übel dar, das sich in der Regel, wie so vieles in der Oral-History-Praxis, im Laufe der Zeit von selbst erledigt. Häufig genug vor die eigene Unbedarftheit gestellt, wird der fremdsprachige Frager von Interview zu Interview vorsichtiger, sensibler und offener. Kein Gras scheint dagegen gegen ignoranten Verhalten gewachsen, das auf relativ festen Präpositionierungen fußt. Es bestehen in den Augen des betreffenden Forschers meist auch keine Verständnisprobleme, sondern es geht um die Auslegung eines vermeintlich richtig verstandenen Sachverhaltes, den man kritisch interpretieren könne und müsse. Auf Sprachprobleme im engeren Sinne ist derlei in der Tat selten zurückzuführen.

Sabine R. Arnold legte 1996 in Bielefeld eine Dissertation vor, die 1998 in Bochum als Buch erschien: „Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat“. Die Untersuchung geht sowohl den Inhalten

⁴ Siehe Tagungsbericht Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften. 03.11.2005-05.11.2005, Buchenbach bei Freiburg i.Br.. In: H-Soz-u-Kult, 03.01.2006, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=985>.

und Ausprägungen von Heldenbildern und Kultischem nach als auch Problemen der Erinnerung unter sowjetischen und postsowjetischen Bedingungen.

Arnold unternahm den ehrgeizigen Versuch, neben Maurice Halbwachs' Begriffe vom *kollektiven* und *individuellen Gedächtnis*, Jan Assmanns Unterscheidung zwischen *kommunikativem* und *kulturellem Gedächtnis*, sowie Aleida Assmanns Unterscheidung zwischen *bewohntem* und *unbewohntem Gedächtnis* nun speziell für die totalitäre Gesellschaft ein *okkupiertes Gedächtnis* nachzuweisen. Sie wollte also nicht nur die durch den sowjetischen Staat und seine Ideologie verursachten Deformationen, Verkürzungen und mythologischen Erweiterungen im kollektiven und individuellen Gedächtnis zeigen. Sie meinte auch, im Ergebnis der Deformationen wäre nun eben dieses „okkupierte Gedächtnis“ entstanden, das „alle Mitglieder der Gesellschaft betrifft“. Diesem „gezielt undifferenzierten“, selektiven, monumentalen Gedächtnis mit verpflichtenden Normen für die Gegenwart, das mit den „offiziellen Inszenierungen des staatlichen Gedenkens ausgestattet“ war, habe kein anderes Gedächtnis, auch kein anderes individuelles, zur Seite oder entgegengestanden, so allumfassend okkupierend war es gewesen. Genau dies sei eben Kennzeichen von Erinnerung im Totalitarismus. – Im weiteren verstieg sich Arnold dann zu der These, die sowjetische Nachkriegsgesellschaft hätte in Bezug auf die Geschehnisse während des Großen Vaterländischen Krieges die „Unfähigkeit zu trauern“ offenbart.⁵

Zu Begrifflichkeit und Hypothese will ich an dieser Stelle lediglich anmerken, dass sie mich nicht überzeugten. Hier soll es indes um Arnolds Praxis der Interviewgestaltung und -auswertung gehen, so wie sie in ihrem Buch sichtbar wird. Grundlage ihrer Wertung waren 16 lebensgeschichtliche, mehrstündige Interviews mit Stalingradkämpfern beiderlei Geschlechts sowie 10 Interviews mit jüngeren Menschen. Die Interviews fanden 1991/92 in der zusammenbrechenden Sowjetunion statt.

Über die Interviewführung erfahren wir wenig. Allem Anschein nach nahm Arnold aber wahr, dass sie als Deutsche eine besondere Herausforderung für ihre Gesprächspartner darstellte. Ihre einleitende Bemerkung, genau diese Konstellation hätte „vertraute Anknüpfungspunkte für ein Gespräch“ geboten, wirft allerdings Fragen auf. In Andeutungen verharrend, schreibt sie, es sei bei den Gesprächspartnern zu „Verunsicherungen über meine quer zu den Erzählstrukturen liegenden Fragen“ gekommen. (Arnold 1998, 27) Wir erfahren aber weder etwas über besagte Erzählstrukturen noch über die Fragen der Wissenschaftlerin. Dagegen war ihr die Bemerkung wichtig, ihr „Mecki-Haarschnitt“ und sonstiges ungewöhnliches Äußeres, das für Frauen in Russland damals angeblich „undenkbar“ war, sei „so exotisch [gewesen], dass ich meine Gesprächspartner aus ihren alten Erzählstrukturen heraus locken konnte“. (Arnold 1998, 27) Wie gesagt, es sind wenige Hinweise auf die Gesprächssituationen, doch was zu erfahren ist, deutet auf einen kaum noch jugendlich naiv zu nennenden Dünkel hin. Der Rest erschließt sich dem Leser über die Kommentare zu einzelnen Interviewausschnitten.

Arnold zitiert da beispielsweise einen vormaligen Politoffizier, der im Zivilberuf (davor oder danach ist unklar) Journalist war.

Ja, ich war Politoffizier. Ich lief wie ein Weberschiffchen die ganze Zeit zwischen den Divisionen hin und her. Fernmeldeverbindung, eine Funkstation,

5 Sabine Arnold, Vortrag im Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst, Juni 2001.

Hilfskräfte standen mir zur Verfügung. Denn ich gab ja jeden Tag Berichte an die Politische Hauptverwaltung der Front und an das Sovinformbüro, an Ščerbakov. Alles, was heute in Stalingrad passierte, diktierte ich am Abend schon auf BD oder ST, solche Apparate hatten wir. Auf dem, der frei war, arbeitete ich. Du schreibst, und es wird telegraphisch übertragen. [... Auslassung bei Arnold] Das war eine verrückte Arbeit. [... Auslassung bei Arnold] Von morgens bis abends. Ausruhen durfte man nicht. (Arnold 1998, 63)

Arnold zufolge sieht man an diesem Beispiel:

Herr P. empfand sich als ein wichtiges funktionales Werkzeug, das beim ‚Weben‘ des Sozialismus seinen Anteil hatte. [...] Auch 50 Jahre nach dem Krieg schöpfte er Selbstwertgefühl aus dem Bewusstsein der Machtteilhabe, die er um den Preis der Entindividualisierung erwarb. (Arnold 1998, 63)

Ein zweiter Interviewpartner, auch Politikommissar, wird als Bestätigung dafür herangezogen, dass P. kein Ausnahmefall war. Ein Zitat aus dem Interview:

Ich war in der Zeit ein Kettenglied zwischen dem Offizierskorps und den Kompanien. Das erste Glied einer Kette, wenn man so sagen will. Die ganze Last, wie soll ich sagen, Verluste, Unglück, verstehst Du, musste ich auf meine Schultern nehmen. (Arnold 1998, 63)

Dies seien, so Arnold, „zwei Fälle von Selbstmystifikation, in denen sich die Kollektivität des sozialistischen Mythenschaffens spiegelt.“ – Nur nebenbei: Mythenschaffen ist überall kollektiv.

Wichtig in unserem Zusammenhang ist, dass sich Arnold zufolge das Mythenschaffen in der vorgeführten stereotypen Sprache ausdrückte. Die Wissenschaftlerin schreibt: „Die Propaganda stempelte sich offenbar in den Wortschatz derer ein, die sich der Avantgarde zugehörig fühlten und ihrer Tätigkeit Bedeutung zusprechen durften.“ (Arnold 1998, 64)

Bei allem Respekt vor anderen Interpretationen, aber einen stereotypen, gar propagandistischen Wortschatz entdeckte ich in diesen Zitaten nicht. Hier ist Gesprochenes im direkten Wortsinn vielleicht noch erfasst, in der sozialen und historischen Dimension aber fehlinterpretiert. Wenn nichts Überzeugenderes zur Verfügung stand für die gebotene Schlussfolgerung, dann ist diese Schlussfolgerung tendenziös und denunziatorisch.

Die im Jahr 2006 von Andrea Gotzes herausgegebene und mit einer erinnerungsgeschichtlichen Einleitung von Bernd Bonwetsch versehene Sammlung von Interviewausschnitten wirkt da anders. (Gotzes 2006) Hier ging es nicht um konkrete individuelle Erfahrungsverarbeitung, bewertet nach wissenschaftlichen Standards, sondern schlicht darum, einem großen Leserkreis einige ergreifende Schicksale aus der Zeit der deutschen Eroberung und Besatzung 1941 bis 1944 unkommentiert vorzustellen. Die Auszüge aus 20 Interviews mit weißrussischen Zeitzeugen sind nicht bewertet, sie sprechen als aktuelle Erinnerungsleistungen jedoch für sich. Derlei zu edieren ist legitim. Zurückhaltung in der Interpretation scheint angebracht, wo angesichts millionenfacher unbekannter Schicksale Wertungen noch verfrüht sind.

Dabei hat Andrea Gotzes sehr wohl bedacht und einleitend auch erwähnt, dass die konkrete Erinnerungssituation, wenn Opfer deutscher Besetzung einer Deutschen ihre Leidensgeschichten erzählen, zweifellos eine ganz besondere ist. Leider enthält ihr Buch auch keine noch so knappe Beschreibung der Zeitzeugengruppe, der Auswahlverfahren und der Interviewführung. Das hätte als Minimum geleistet werden können.

Dialogische Quellenproduktion

Methodische Überlegungen zu Verständnisproblemen im bi-lingualen Interview können heute noch nicht sehr weit reichen, zu wenig sind die Erfahrungen bislang von den aktiven Interviewern reflektiert worden. Wie es scheint, müssen solche Überlegungen ihren Ausgang ganz allgemein im Verständnis für Oral History als Methode und Forschungsfeld nehmen, insbesondere im Verständnis für den eigenartigen Primärzweck, unter Beteiligung des Forschers selbst Quellen entstehen zu lassen.

Oral History findet zunehmend Anerkennung als Mittel zur Rekonstruktion von konventionell kaum belegbaren Lebenswelten. Sie schafft Quellen, die – wie andere Quellen auch – Zwecken dienen und unter konkreten Umständen entstehen und somit kritikwürdig sind. Oral History hat sich im Laufe langjähriger Forschungspraxis von einer „anfänglichen konzeptionellen Kurzsichtigkeit“ (Jureit 1998, 21) befreit und einen komplexen Zugang zur zeitgeschichtlichen Interviewinterpretation, will sagen: zu einer fundierten Quellenkritik gefunden. Doch neben zahlreichen soziopsychologischen Betrachtungen zum Gedächtnis schlechthin und zu interviewgeformter Erinnerung als „narrativer Sinnproduktion“, die die Oral-History-Praxis der letzten Jahre begleitet, fällt auf: Die meisten Forscher gehen auf Erzähl- und Erinnerungsstrukturen ein, ohne dem Spezifikum Oral History als Dialog wirklich gerecht zu werden. Gefragt wird vor allem: Wie wird erinnert, und welch individueller und gemeinschaftlicher Erfahrungsschatz liegt der konkreten individuellen Erinnerung zugrunde? Weniger häufig bzw. fast nie reflektiert der Interviewer dagegen seine eigene Rolle: Warum erzählt der Zeitzeuge ausgerechnet *mir* nun *diese* Geschichte?

Man weiß, dass in jedem Zeitzeugengespräch Geschlechts- und Generationszugehörigkeit, soziale und Bildungsparameter, politische Einstellungen und andere Identitäten von Belang sind. Den Gesprächsteilnehmern erschließen sich diese Identitäten des Gegenüber zumindest andeutungsweise über Signale, wenn ihre Kenntnisnahme nicht gar breiter gewollt und Teil des Gesprächsarrangements selbst ist. Mit der Arbeit in interkulturellen Interviewsettings bekommen diese Gesprächskonstellationen aber ein größeres, vielleicht sehr entscheidendes Gewicht.

Wir gehen mittlerweile alle davon aus, dass das individuelle Gedächtnis des Einzelnen als Rückgriff auf einen zuvor gebildeten und fortwährend angereicherten und veränderten Sinngebungs- und Erfahrungshaushalt funktioniert. Es ist allgemein akzeptiert, dass man sich Gedächtnis nicht als eine vom Zeitzeugen an einem festen Platz im Hirn abgelegte einmalige Erfahrung vorstellen darf, sondern als Erfahrung, die im fortwährenden „Heranholen“ permanent geformt wird, wobei nicht nur die jeweils aktuell-gemeinschaftlichen Deutungsmuster eine Rolle spielen, sondern auch die Anlässe und Umstände der Reaktivierung des Gedächtnisses. Individuelle Erinnerung wandelt sich also, indem sie im Verlauf der Zeit mehr oder minder starke Bezüge zu kollektiv abgeklärten Sinngebungen herstellt. Das individuelle Gedächtnis hält sich, sinnbildlich gesprochen, wiederholt auf verschiedenen kommunikativen Ebene auf,

wo die Vertreter der Erinnerungsgemeinschaft diverse Standorte einnehmen, kommunikative Untergruppen bilden, andere Zeitgenossen integrieren, kulturelle und politische Identifikation vornehmen. Lutz Niethammer spricht von „individueller Erfahrungsaufschichtung“. (Niethammer 1990, 91) Diesen Wandel der individuellen Erinnerung nachzuvollziehen ist verständlicherweise sehr schwierig und stößt an Grenzen, wo Zeugnisse des Erinnerns von ein und derselben Person für verschiedene Zeiten nicht vorliegen. Sehr viel besser ist daher *öffentliches* Erinnern im Wandel der Zeit zu beobachten.

Letzten Endes ist auch das Zeitzeugeninterview eine (halb-)öffentliche Verständigungsform, in der sich das individuelle Gedächtnis *beim Präsentieren formt*. Es formt sich im doppelten Sinne:

(1) Es nimmt eine sprachliche Form an und ist dabei auf den Zweck und die konkreten Kommunikationsbedingungen ausgerichtet; und es greift (2) neue Erfahrung und neues Wissen auf: neue Fakten, Kontexte und Bewertungsmaßstäbe für das Erlebte wie auch neue Diskurserfahrung, d.h. Erfahrung damit, ob und wie die individuelle Sinnggebung momentan von der Gemeinschaft akzeptiert ist.

Dies gilt es in allen Interviewprojekten zu bedenken. In Zeitzeugengesprächen über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg sollte sich das aber als Problem in den Konzeptionen deutlicher niederschlagen, als es heute geschieht. Die weit verbreitete Unterschätzung der „Sprache im Interview“ resultiert womöglich aus der Einsicht, dass das Erkenntnisinteresse des Historikers „nicht auf die Sinnvermittlung, sondern auf die Ermittlung von *Vorprägungen* [...] gerichtet“ sein muss, wie es Lutz Niethammer formulierte. Zugleich unterstrich Niethammer, dass das zeitgeschichtlich angelegte Interview eigentlich kein narratives Interview im sozialwissenschaftlichen Sinne ist, sondern ein „Kompositum von Stimulierungen unterschiedlicher Gedächtnisleistungen“. (Niethammer 2007, 64) Und Sprache ist unbestritten eines der wichtigsten Mittel der Stimulierung.

Gehen wir auf einige Probleme des fremdsprachigen Interviews näher ein.

Dolmetscher ja oder nein?

Während sich für einige Interviewexperten der Dolmetschereinsatz als ein relativ einfaches Kommunikationsproblem darstellt, das im Vergleich zu anderen Beeinträchtigungen (etwa einer großen Differenz der Gesprächsteilnehmer in politischen und moralischen Auffassungen) eher eine untergeordnete Rolle spielt, weiß ich mich mit einigen Kollegen durchaus einer Meinung darin, dass nur die unverfremdete Verständigung in der Sprache des Zeitzeugen jene Vertrautheit und Gewissheit schafft, die eine produktive Interviewsituation kennzeichnet. Dabei spielt es im narrativen Interview selbst eine geringe Rolle, ob der Interviewer die Sprache seines Gegenüber als Muttersprache beherrscht oder ob er sie als eine Fremdsprache erlernt hat. Je nach Themenfeld ist eine mehr oder minder gute Kenntnis der Umgangssprache natürlich von Nutzen. Was aber tun, wenn die direkte Kommunikation nicht möglich ist?

Ein streckenweise mit Dolmetscherhilfe durchgeführtes Interviewprojekt war beispielsweise die Portraitsammlung der Filmemacherin Loretta Walz, die überlebende Frauen des KZ Ravensbrück zu Wort kommen ließ. Walz reflektierte in ihrem Buch (Walz 2005) einleitend die Besonderheiten einer von der Kamera eingefangenen Gesprächsrunde. Sie ging auf vertrauensbildende Prozesse ein, die mehreren Interviews

eine eigene Note gaben, und sprach von ihrer eigenen Rolle im Interview, wobei sie unter anderem die interessante Beobachtung weitergab, dass ihre traumatisierten Zeitzeuginnen besondere Rücksicht nahmen, wenn sie meinten, die Interviewerin im Gespräch verletzen oder verunsichern zu können: Sie machten ihre Berichte „erträglicher“. Es fehlte der Interviewerin also nicht an Gespür für die eigene Rolle. Dennoch maß sie der Tatsache, dass einige Gespräche nur mit einer Übersetzerin funktionierten, während andere ohne Sprachbarriere abliefen, offenbar keine Bedeutung bei; zumindest ließ sie uns diesbezüglich im Unklaren.

Von einem anderen Projekt kann ich aus eigener Erfahrung berichten. Von Alexander von Plato um Hilfe gebeten, einige wenige russischsprachige Interviews zur Geschichte der Vereinigung Deutschlands (Plato 2002) zu dolmetschen, war ich auch wegen der praktischen Erfahrung, die zu sammeln sich anboten, gern dazu bereit. An einer Stelle in seinem Buch geht von Plato en passant auch auf die Dolmetscherei ein: Er meint, ich hätte eine seiner Frage „etwas taktvoller übersetzt“, was wohl seine Billigung fand. Ich bin mir aber nicht sicher, ob mein Auftreten seinem Anliegen immer maximal entsprach.

Bei Lichte besehen ist das ja auch unmöglich. Ein Dolmetscher transferiert die Intentionen des Interviewers nie ganz. Seine Vermittlung bedeutet zunächst einmal Verzögerung des Gesprächsflusses, meist auch Versimpelung der Sprache (um der Klarheit willen), damit aber auch Verfremdung des wechselseitigen Sinnabgleichs, der ja selbst bei einer gemeinsamen Sprache schwierig sein kann. Außerdem stört die Anwesenheit einer dritten Person, wenn die „Komplizenschaft“ der beiden Hauptakteure aus irgendwelchen Gründen diffizil ist. Zur Schwierigkeit der Sprache kommt dann die Schwierigkeit des Arrangements in der Dreierunde hinzu.

Gewiss kann ein Dolmetscher – über die sprachliche Komponente hinaus – das Stimmungsbild durchaus auch verbessern, etwa wenn er als Person vom Zeitzeugen besonders gut angenommen und ein vertrauensstiftender Vermittler ist. Gleichwohl, er bleibt ein *Vermittler*. Eine Begegnung, die auf Vertrauen setzt, vielleicht sogar auf Sympathie und individuelle Solidarität, ist auch von einem einschlägig bewanderten Sprachmittler häufig nicht weniger gestört als beispielsweise von wohlwollenden offiziellen Vertretern der Öffentlichkeit, die das Projekt möglicherweise freundlich begleiten.

Dem Dolmetscher kann auch die Funktion eines „Bedeutungsstifters“ zukommen. Gesprächssituationen, die von öffentlicher Aufmerksamkeit eher profitieren, gibt es ja auch – etwa wenn die Wahrnehmung eines öffentlichen Interesses am individuellen Schicksal dem Zeitzeugen die nötige, lang vermisste Genugtuung verschafft. Dann gibt der Dolmetscher der Aktion mehr internationale Bedeutung.

Dennoch, aus meiner Sicht ist das bi-linguale Interview ohne Sprachmittler dem gedolmetschten Interview immer dann vorzuziehen, wenn es nicht vorrangig um öffentlich arrangierte Gedächtnisbilderei geht, sondern um Zeitzeugenschaft als „lediglich“ individuelle „Erfahrungsaufschichtung“. Der Dolmetscher muss die Ausnahme bleiben. Alternativen ergeben sich, wenn von einer frühen Phase der Projektvorbereitung an sprachkundige Interviewer einbezogen werden in ein wissenschaftliches Unternehmen, das sie dann mit „ihren“ Interviews bereichern. Als ein bedeutsames Pilotprojekt kann die 2007 abgeschlossene Befragung ehemaliger Zwangsarbeiter gelten, die unter der Leitung von Alexander von Plato Arbeitsgruppen aus vielen Ländern vereinte. (Plato/Leh/Thonfeld 2008)

Erzählen für Fremde

Gehen wir von dem Fall aus, dass ein deutschsprachiger Forscher einen Ausländer, einen Osteuropäer, in dessen Sprache interviewt, die für ihn selbst eine Fremdsprache ist. Es kommt zu einem „einseitig bi-lingualen Interview“ (im Unterschied etwa zu einem „allseitig bi-lingualen Interview“, bei dem beide Gesprächsteilnehmer beide Sprachen mehr oder minder gut beherrschen und nutzen).

Der Dialog beginnt auch hier im Vorfeld des Interviews (Vorgespräch, Verabredung eines Termins). Außerordentliche Bedeutung kommt der ersten Begegnung zu, besonders bei solchen Probanden, die noch kaum Kontakt zu Ausländern hatten. Mit dem ersten Auftritt des Forschers entscheidet sich, wie der Zeitzeuge seine eigene Rolle festlegt, die dann in der Regel auch durchgehalten wird, zumindest in den ersten Stunden der Befragung.

Falsch wäre es in jedem Fall – wie auch in einem gleichsprachigen Interview –, wenn der Forscher sich verstellen würde. Aber um die Wirkung seines Aussehens und Verhaltens sollte er schon wissen. Etwa wie Hautfarbe, Frisur, Kleidung und Schmuck „ankommen“, oder welche Verhaltensregeln in einer Gastwohnung gelten (Schuhe ausziehen oder nicht, welche Begrüßungsrituale sind üblich, Gastgeschenke mitbringen oder nicht, welche konkret und welche besser nicht usw.) Spätestens jetzt setzt auch der verbale Dialog ein, bestimmt von der äußeren Atmosphäre und den ersten Sympathie- oder Antipathieempfindungen der Teilnehmer. Man kommuniziert, der Forscher registriert das im Detail.

Geflügelte Worte, Sprichwörter, Schimpfwörter und Slang gehören nicht unbedingt zum Reservoir des Forschers. Auch nach mehrjährigen Aufenthalten im Gastland und mit solider Sprachausbildung verfügt der Forscher in der Regel nicht über das gesamte Spektrum der alltags- und lebensgeschichtlich relevanten Ausdrucksmittel des Zeitzeugen. Manches hört er zum ersten Mal. Ob er sich besser gleich oder später oder gar nicht während der Gesprächsaufzeichnung mit etwa den Worten outet: „Das verstehe ich jetzt aber nicht“, dafür gibt es kein Patentrezept. Doch unzweifelhaft kommt es zu solchen Herausforderungen an den Forscher sehr viel häufiger, als in einer gleichsprachigen Begegnung. Einem im narrativen Interview streng nach der Dreistufen-Regel verfahrenen Forscher stellt sich mithin häufiger die Frage: Unterbrechen oder nicht?

Die Aufforderung, einen unverständenen Begriff oder einen Zusammenhang zu erläutern, kann die Sinnvermittlungsvorgänge bekanntlich schärfen, die gewollte Erzählstruktur aber auch beschädigen bzw. den eingangs gegebenen Sinn verfremden. In der Regel wird andererseits mit der Demonstration von nachhaltigem Interviewerinteresse die Kommunikation aktiviert. Das läuft bei sprachlichen Unklarheiten ähnlich ab wie bei inhaltlich-sachlichen Unklarheiten, die es ja auch im Gespräch zwischen Gleichsprachigen geben kann. Der Interviewer muss sich aber darüber im Klaren sein, dass wegen des größeren Klärungsbedarfs die Erzählstruktur nachhaltiger beschädigt werden kann, der Gedanken also weiter „wegführt“, wenn man nachfragt. Unterbricht er nicht, ist der Forscher oft auf andere Deutungshelfer angewiesen. Einen Verlust mag das auch dann noch bedeuten, da ja verabsäumt oder vermieden wurde, den Zeitzeugen selbst sogleich um Aufklärung zu bitten. Im narrativen Interview sind zwar Wiederholungstreffen vorgesehen, die genau solcher Klärung dienen, doch in

der Regel bleibt dafür kaum Zeit; die verfahrenstechnischen „Sünden“ der Zeithistoriker sind in der Fremde oft nolens volens größer.

So verlangt der größere Klärungsbedarf zwar noch keine grundsätzlich andere Verhaltensweise als im gleichsprachigen Interview, jedoch mehr Fingerspitzengefühl in der Gesprächsführung. Der freie narrative Teil ist anfälliger für Missverständnisse. Daher ist schließlich, wenn es an das Interpretieren geht, sehr viel mehr Selbstbeurteilung des Forschers von Nöten als im Interview zwischen Gleichsprachigen.

Ein Zeitzeuge, der sich der Sprachbarriere bewusst ist, entwickelt seinerseits nicht selten ein besonderes Entgegenkommen. Er spricht eben *mit dem Fremden*. Möglicherweise zunächst schon langsamer, eindringlicher, bildhafter. Der *Fremde* ist für ihn nicht einfach ein Vertreter einer anderen Generation oder eines anderen Milieus. Er ist in der Regel einer aus einem anderen öffentlichen Diskurs! Formulierungen: „*Wie man bei uns sagt*“ oder „*Wie ein russisches Sprichwort lautet*“ können auf solches Selbstbewusstsein hinweisen. Der fremdsprachige Interviewer sollte also berücksichtigen, dass sein Gesprächspartner ihm gegenüber womöglich anders spricht, als im eigenen Kulturkreis, wo selbst zwischen Menschen sehr unterschiedlicher Identität und bei starker Disharmonie die eintrainierten Signale und Zuordnungsmodi zuverlässig funktionieren. Verstärkt wird die *Verfremdung der Präsentation*, wenn gegenüber dem ausländischen Interviewer eine missionarische Haltung eingenommen wird. Das alles hat Folgen für die Interpretation der Darstellung.

Es wäre gewiss ein interessantes Projekt, dieses Verhalten einmal direkt zu untersuchen, d.h. biographische Selbstzeugnisse gegenüber den Landsleuten und gegenüber einem Fremden im Vergleich zu untersuchen. Wenn zur Sprachdifferenz dann auch noch eine systemische hinzukommt, kann das besonders spannend sein. Der Lebensbericht ist dann für den Zeitzeugen eine größere Herausforderung, und seine Darstellung sagt unter Umständen mehr aus über die Wahrnehmung der Kulturdifferenz durch den Zeitzeugen als über Erlebtes. Sie zeigt, was er für so spezifisch hält, dass er es dem *Fremden* erklären muss.

Ältere deutsche Interviewer werden von Zeitzeugen in Osteuropa hin und wieder gefragt, aus welchem Teil Deutschlands sie kommen. Die Frage zielt manchmal auf die Beweggründe des Forschers. Meist ist sie aber gar nicht so politisch gemeint, wie es auf den ersten Blick scheint. Der rein semantische Aspekt dominiert: Etwa wenn der Zeitzeuge wissen will, ob man dem Interviewer noch ausführlich erklären muss oder nicht, was ein „Fünfjahrplan“ oder ein „Brigadier“ ist. Da spielt es zunächst einmal keine Rolle, was der Fremde von einem „Fünfjahrplan“ hält, er soll eben nur wissen, was gemeint ist, wenn das Wort fällt.

In jedem Fall muss der fremde Interviewer stärker als der heimische in Rechnung stellen, dass er den Erinnerungsdiskurs des Gegenüber nur lückenhaft kennt. Bewusst wird ihm das (wie in jedem Interview), wenn der Erzähler Bezüge zum öffentlichen Erinnern herstellt: „*Haben Sie den Film sowieso gesehen?*“, „*Waren Sie schon einmal in der Gedenkstätte XYZ?*“ Schwieriger wird es, wenn der Zeitzeuge ohne Kennzeichnung Diskurselemente aufnimmt, die für Ausländer als solche schwer zu erkennen sind; Metaphern, Formeln, Namen oder auch Kürzel, die ähnlich klingend vielleicht bekannt scheinen.

Vertrauen im Interview

Bekanntlich ist ein Minimum an Vertrauen immer Voraussetzung für die Präsentation von individueller Lebenserfahrung. Von Nutzen ist eine „gemeinsame Weltsicht“, sie bietet dem Erzählenden die Sicherheit, nicht missverstanden und missbraucht zu werden. Andernfalls wird er seine Lebensgeschichte stärker belehrend aufbauen und Abwehr- und Verteidigungsstrategien verfolgen. Ist eine gemeinsame Sprache hier ausschlaggebend?

Offensichtlich gibt es wichtigere Komponenten der Vertrauensbildung: Sympathie, gemeinsame Einstellungen in Grundfragen der Ethik, gemeinsame politische Anliegen. Wie bedeutsam sie sind, hängt nicht unwesentlich vom Gesprächsinhalt ab, von den Dingen, die erinnert werden sollen.

Als ich vor acht Jahren an der Pädagogischen Universität in Woronesch ein Seminar zu Oral History veranstaltete und mit meiner Kollegin Natalja Timofeewa den Grundstein für einen Arbeitskreis legte, der sich mittlerweile zu einem „Oral-History-Zentrum“ entwickelt hat, gingen wir beide, die Deutsche und die Russin, davon aus, dass bestimmte traumatische Ereignisse der jüngsten deutsch-sowjetischen Beziehungsgeschichte im Gespräch des sowjetischen Zeitzeugen mit dem deutschen Interviewer noch nicht angesprochen werden können. Es ging dabei um Greuel von Rotarmisten gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung am Ende des Krieges. Wir schickten Woronescher Studenten zu den Kriegsveteranen, weil wir meinten, die Männer würden sich den eigenen „Enkeln“ gegenüber eher öffnen, als der deutschen Wissenschaftlerin. Es ging uns also nicht um sprachliche Barrieren, sondern um kulturelle und diskursbedingte.

Heute würde ich diese Zurückhaltung nicht mehr so praktizieren, denn die Diskursbedingungen in Russland haben sich geändert. Die Öffnung des Landes hat zumindest in den urbanen Regionen bewirkt, dass der *Fremde* im Diskurs heute akzeptiert ist. Umgekehrt scheinen eher Barrieren im eigenen Land an Bedeutung zu gewinnen. Bestimmte Themen verschließen sich aber noch immer jeglicher öffentlicher Gedächtnisarbeit, beispielsweise solche, die stark in private und intime Bereiche vordringen. Dieser Umstand lässt sich ebenso wenig ohne Kenntnis spezifischer Erzähl- und Kommunikationstraditionen wie ohne Kenntnis aktueller Konflikte bewerten und setzt Einblicke in Geschichte und Kultur des Landes voraus. So arbeitete unlängst ein Projekt im Woronescher Zentrum für Oral History zu den weiblichen russischen Überlebenden von NS-Lagern gerade mit jungen russischen Studentinnen, um die intergenerationelle, genderspezifische Kommunikation im eigenen Kulturkreis zu nutzen.

Dass die Sprache im engen Sinne das Ausschlaggebende dann oft nicht zu sein scheint, im weiteren aber doch sehr wichtig ist, zeigen übrigens Interviewprojekte im deutsch-deutschen Kommunikationsraum. Hier spricht man eine Sprache und spricht sie doch nicht.

Für die dialogisch funktionierende Gedächtnisarbeit im Interview als Kleinstform der gemeinschaftlichen, (halb-)öffentlichen Verknüpfung von individuellem und gemeinschaftlichem Erinnern ist das Sprachproblem von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn ein fremdsprachiger Zeitzeuge interviewt wird. Mir scheint es bezeichnend, dass es in Deutschland nicht die Wissenschaft ist, die das problematisiert, sondern die sozialwissenschaftlich vorgebildete belletristische Biografik. Ulla La-

chauer veröffentlichte 1996 eines der einfühlsamsten Portraits, das der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit. Wie sie schrieb, studierte sie die Sprache ihrer Heldin regelrecht, um das von ihr konstruierte, in Ich-Form präsentierte Lebenszeugnis so authentisch wie möglich zu gestalten. Lachauer hatte viel Zeit mit der beeindruckenden Frau verbracht, die Interviews führte sie mit der mehrsprachigen Ostpreußin in deutscher Sprache. Anderssprachige Interviews wurden in ihrem Auftrag ergänzend durchgeführt. Lauchauer erkannte zumindest ansatzweise die Problematik: „Manchmal versuche ich mir vorzustellen, Lena Grigoleit hätte ihre Lebensgeschichte in litauischer Sprache erzählt. Es wäre etwas anderes dabei herausgekommen, und eine litauische Historikerin hätte sie völlig anders bearbeitet.“ (Lachauer 1996, 152)

Ich vermute, auch eine andere deutsche Historikerin hätte unter Umständen etwas anderes daraus gemacht. Zuzutrauen ist der Zunft sowohl eine weniger sensible als auch eine langweiligere Darstellung, und das entstandene Buch gereicht der Autorin sehr zur Ehre. Noch mehr Spracherfahrung hätte Lachauer aber nicht geschadet, etwa beim Erkennen von Russizismen im Litauischen. Ich fand, Sie hätte manchmal den Dingen mehr auf den Grund gehen können, wenn sie die historischen Diskurse genauer geprüft hätte: So fiel mir auf, dass Lena Grigoleit meist von „Kalmücken“ sprach, wenn sie Sowjetbürger mit asiatischer Körperkennzeichnung meinte. Unkommentiert blieben sehr ungewöhnliche Wendungen, wie der sonderbare Satz: „Nichts figuriert ihm, bloß Schnaps und Rauchen.“ (Lachauer 1996, 105)

Sei's drum, das Leserlebnis wird nicht geschmälert. Anders als bei osteuropawissenschaftlichen Untersuchungen, die den theoretisch-methodologischen Fragen zum „Erinnern“ so immens viel Platz einräumen und die Spezifik des Faches Osteuropakunde dabei vernachlässigen.

Die Expertendebatte um Sprache und spezifische Kulturerfahrung im Interview anzuregen, erlaube ich mir abschließend, einige Erfahrungen auf den Punkt zu bringen:

Grunderfahrungen zur Diskussion gestellt

(1) Narrative Interviews mit mehr oder minder stark lebensgeschichtlichen Forschungsfragen sollten in der dem Zeitzeugen geläufigsten Sprache durchgeführt werden. Stehen dem Probanden mehrere Sprachen gleichwertig zu Verfügung, dann sollte man sich auf die Sprache einigen, die der Interviewer am besten spricht.

(2) Auf Dolmetscher sollte man möglichst verzichten. Sind fremdsprachige Zeitzeugen interessant und im Projekt unersetzlich, dann ist die Einbeziehung eines zusätzlichen sprachkundigen Interviewers vorzuziehen. Die konzeptionelle und methodologische Absprache mit dem Kollegen wiegt als Mehraufwand jedes zusätzliche Risiko der sprachlichen Behinderung im Interview auf.

(3) Sollte der Forschungsgegenstand nicht speziell die *Fremd*-Kommunikation sein, dann ist es ratsam, sich als Interviewer weitgehend auf die allgemeinen Kommunikationsregeln in der *Fremde* einzulassen. Das erfordert mehr als nur – im heimischen Sinne – freundlich und verbindlich zu sein. Die Gepflogenheiten eines (halb-) öffentlichen Interviews in der *Fremde*, seine Grenzen sowie die möglichen Vor- und Nachteile für den Probanden in seinem Umfeld sind zu prüfen. Äußerlichkeiten und Verhaltensweisen beim Auftritt des Interviewers sind kritisch in Rechnung zu stellen.

(4) Besonders dann, wenn das Interesse des Interviewers weiter geht, als der öffentliche Diskurs im Gastland bereits zur Erinnerungsarbeit des konkreten Zeitzeugen beigetragen hat, und wenn sich der Zeitzeuge gerade dem Ausländer gegenüber als erstem zu etwas Bestimmtem äußert, dann ist die Aussage nicht nur in den fremden Diskurs zu stellen (was immer der erste Kontext sein sollte, der bestimmt wird), sondern auch danach zu fragen: Was ist „für den Fremden“ (und vielleicht nur für ihn) gesagt. In anderen Fällen ist zu fragen: Wurde gerade dem Fremden etwas verschwiegen? Hier können Einflüsse einer längeren interkulturellen Beziehung (Deutsche-Osteuropäer) eine Rolle spielen, die vom Zeitzeugen durchaus eigenartig gesehen werden können.

(5) Wie im gleichsprachigen Interview hat der Interviewer zu überdenken, ob er sich eher in öffentlichem oder eher privatem Redestil zum Dialog anbietet. Der Fortgang des Dialogs bestimmt dann die Sprache auf fast natürliche Weise. In bilingualen Interviews sind die Sprachstile für den Forscher nicht immer sofort erkennbar; der sprachlich unsichere Interviewer sollte nonverbalen Signalen daher viel Aufmerksamkeit schenken.

(6) Unterbrechungen im narrativen Interviewteil drängen sich häufiger auf. Sie haben, mäßig angewandt, durchaus stimulierende Wirkung auf den Zeitzeugen, unterstreichen sie doch das Interesse der Forschung. Die Entscheidung, ob oder ob nicht sofort nachgefragt wird, fällt immer spontan. Der Nachfragenteil des bilingualen narrativen Interviews wird vergleichsweise stärker darauf ausgerichtet sein, Sprachinhalte und diskursive Zusammenhänge zu klären.

(7) Bei der Auswertung der Interviewtexte sollte nicht davor zurückgeschreckt werden, sprach- und kulturkundige Kollegen zur Interpretation heranzuziehen. Nicht nur wissenschaftliches Ethos gebietet gemeinsame Problemlösung. Im internationalen Wissenschaftsbetrieb sind solche Projekte heute Marksteine für Annäherung und wechselseitige Bereicherung.

Dies alles zu bedenken und in der Feldforschung umzusetzen bedeutet zweifellos einen größeren Aufwand an Vorbereitung als bei gleichsprachigen Interviews. Doch der lohnt sich. Die Menschen in Russland sind im Übrigen ausgesprochen tolerant und freundlich im Umgang mit sprachunkundigen Fremden. Doch das darf Wissenschaftler nicht blind für Fallstricke machen.

LITERATUR

- Arnold, Sabine R. (1998): Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat, Bochum.
- Gotzes, Andrea (2006): Krieg und Vernichtung. Sowjetische Zeitzeugen erinnern sich, mit einer Einleitung von Bernd Bonwetsch.
- Jureit, Ulrike (1998): Konstruktion und Sinn. Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen, in: Oldenburger Universitätsreden. Vorträge, Ansprachen, Aufsätze, Nr. 103, Oldenburg.
- Krone-Schmalz, Gabriele (1990): In Wahrheit sind wir stärker. Frauenalltag in der Sowjetunion, Düsseldorf/Wien/ New York. (8. Aufl. 1992).
- Lachauer, Ulla (1996): Paradiesstraße. Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit, Reinbek bei Hamburg.
- Niethammer, Lutz (1990). Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 91-93.

- Niethammer, Lutz (2007): Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interpretationsverfahren?, in: BIOS Sonderheft 2007, 60-65.
- Obertreis, Julia (2004): Tränen des Sozialismus. Wohnen in Leningrad zwischen Alltag und Utopie 1917-1939, Köln/Weimar/Wien.
- Plato, Alexander von (2002): Die Vereinigung Deutschlands – ein weltpolitisches Machtspiel. Bush, Kohl, Gorbatschow und die geheimen Moskauer Protokolle, Berlin.
- Plato, Alexander von/Leh, Almut/Thonfeld, Christoph (Hg.) (2008): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien.
- Stark, Meinhard (1993): Frauen im Gulag. Alltag und Überleben. 1936 bis 1956, München/Wien.
- Stephan, Anke (2005): Von der Küche auf den Roten Platz. Lebenswege sowjetischer Dissidentinnen, Zürich.
- Tischler, Carola (1996): Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil. 1933 bis 1945.
- Walz, Loretta (2005): „und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag“. Die Frauen von Ravensbrück, München.

Sekundäranalyse qualitativer Daten aus lebensgeschichtlichen Interviews

Reflexionen zu einigen zentralen Herausforderungen¹

Brigitte Halbmayr

Problemstellung

Die Sekundäranalyse qualitativer Daten wird – mit geraumer Verspätung gegenüber dem englischsprachigen Raum – nun auch im deutschsprachigen Raum als neue Forschungsstrategie diskutiert, wenngleich die Auseinandersetzung damit noch in den Kinderschuhen steckt (vgl. Witzel/Medjedović/Kretzer 2008, 10 f.). Lange Zeit ausschließlich als mögliche Nutzung statistischer Daten gesehen und damit der quantitativen Sozialforschung zugeordnet, lassen allein zwei praktische Gründe diese Auswertungsverfahren auch für qualitativ generierte Daten zunehmend plausibel bzw. notwendig erscheinen: Das mittlerweile umfangreiche Reservoir an produzierten Daten einerseits und die zunehmende Knappheit an Forschungsgeldern und Ressourcen andererseits. Witzel et al. nennen in ihrem Überblick neben der Ressourcenschonung auch die Rücksicht auf die Befragten, denen sodann Mehrfachbefragungen erspart bleiben, insbesondere bei sensiblen Forschungsthemen, oder auch den Vorteil der wiederholten Interpretation bei schwierig zu erreichenden Populationen als Positiva einer wiederholten Verarbeitung bereits vorhandener Daten. Zum Potenzial der Sekundäranalyse zählen sie auch die Möglichkeit, durch die Anwendung neuer theoretischer Gesichtspunkte oder veränderter Forschungsperspektiven auf ‚alte‘ Daten, neue Erkenntnisse und Theorien zu generieren; eine spätere, durch andere Personen vorgenommene Sichtung der Daten ermöglicht zudem mehr Distanz zu den Inhalten als es für die Primärforschenden oft der Fall ist. Schließlich können Einblicke in die Anlage früherer Studien wertvolle Erkenntnisse für eigene bzw. neue Forschungsdesigns liefern und die Einbeziehung und der Vergleich mehrerer Studien bzw. Datensätze die Theoriebildung in der qualitativen Sozialforschung vorantreiben sowie die Verallgemeinerbarkeit ihrer Ergebnisse erhöhen (Witzel et al. 2008, 12 f.). Diese positiven Wirkungen sind jedoch nur unter gewissen methodischen Vorgaben zu erreichen, die ein kritisches Nachvollziehen der Erhebungs- und Auswertungsmethoden verlangen. Aufgrund der Kontextsensitivität qualitativer Daten (Medjedović 2008, 201 ff.) wird einerseits dieses Unterfangen aus epistemologischen Gründen als kritikwürdig erachtet, von anderer Seite eher als praktisches Problem wahrgenommen,

¹ Dieser Beitrag basiert auf dem Vortrag „The Challenges of Interpreting Data Collected by Oral History Methods“, gehalten auf der International Oral History Conference in Guadalajara (Mexiko), 23.-26. September 2008.

das oft durch mangelnde Kontextdaten zur Feldarbeit gegeben sei. Auch forschungsethische Fragen zum korrekten Umgang mit qualitativen Daten betreffen deren Kontextsensitivität. Hier wird auf die Besonderheit der Interviewsituation verwiesen, im Laufe derer sich eine persönliche, emotionale Forschungsbeziehung zwischen den Beteiligten aufbaue, die eine stärkere Verantwortung der Interviewenden nach sich ziehe, welche aus der distanzierteren Perspektive des Sekundärforschenden als solche nicht wahrgenommen werden könne. Andererseits wird die Meinung vertreten, die Interviewten selbst seien sich des institutionellen Charakters des Interviews durchaus bewusst und würden vielmehr erwarten, dass die freiwillig und zeitraubend gegebenen Informationen von der Wissenschaft mehrfach genutzt werden (Witzel et al. 2008, 14 ff.).

Diese kritischen Überlegungen sind gerade im Bereich der Oral History mit den spezifischen Entstehungsbedingungen von interpretativem Material gut nachvollziehbar. Für die Forschung zum Nationalsozialismus, soweit sie sich auf die Überlieferung mündlicher Zeugnisse stützt, stellt sich die Frage nach der Durchführbarkeit von Sekundäranalysen abermals ganz praktisch. Wir befinden uns (mitten) im „Übergang von Zeitgeschichte mit lebenden Zeitzeugen zur Geschichte ohne dieselben“ (Plato 2008, 79). Zukünftige (Generationen von) Forscherinnen und Forschern werden also ausschließlich auf – von anderen produzierten – qualitativen Interpretationsmaterialien zurückgreifen und sekundäranalytisch tätig werden müssen.

Ein wesentlicher Aufgabenbereich des Projekts „Weibliche Häftlinge im Konzentrationslager Mauthausen und seinen Außenlagern“² liegt in der Analyse von gut 80 lebensgeschichtlichen Interviews mit weiblichen Überlebenden, die im Vorläuferprojekt „Mauthausen Survivors Documentation Project (MSDP)“³ durchgeführt wurden. Wenngleich ich in diesem Dokumentationsprojekt, welches den Erhebungsrahmen der Interviews ausmachte, ebenfalls beteiligt war und die Anliegen und Ziele des Projekts mir somit gut vertraut sind, habe ich keines der in 20 Ländern erhobenen Interviews selbst durchgeführt – ich bin also mit einigen Ausgangslagen und Problemen einer Sekundäranalyse von OH-Interviews konfrontiert. Zudem liegt zwischen Dokumentation und Analyse eine Zeitspanne von mittlerweile sieben Jahren, was eine neuerliche Kontaktierung der Interviewten (im Zusammenhang mit diesem oder aber für ein neues Forschungsprojekt), großteils aufgrund des damals schon hohen Alters der KZ-Überlebenden unmöglich macht.

Bislang sind wir Oral Historians mehrheitlich daran gewöhnt, dass die drei zentralen Arbeitsabschnitte, die ein Oral-History-Projekt mit sich bringt – Daten/Informationen sammeln (interviewen), dokumentieren (transkribieren und übersetzen), interpretieren – zugleich drei Schritte ein- und desselben Projektes sind. Vermehrt werden wir aber damit konfrontiert sein, dass diese drei zentralen Arbeitsabschnitte in

2 „Weibliche Häftlinge im Konzentrationslager Mauthausen und seinen Außenlagern“ ist ein laufendes Forschungsprojekt am Institut für Konfliktforschung, welches ich gemeinsam mit meinen Kolleginnen Helga Amesberger und Kerstin Lercher durchführe, siehe http://www.ikf.ac.at/1_projekt/1_pro04.htm.

3 Das MSDP war ein Kooperationsprojekt des Instituts für Konfliktforschung, dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands sowie dem Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialforschung (alle drei Institutionen in Wien ansässig) und unter der Beteiligung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus 20 (Sprach-)Regionen in Europa, USA und Israel. Im Rahmen dieses Interviewprojekts wurden 2002/2003 mehr als 800 Überlebende des Konzentrationslagers Mauthausen lebensgeschichtlich – in ihrer jeweiligen Umgangssprache – befragt; vgl. hierzu auch Botz/Amesberger/Halbmayr 2003.

unterschiedliche Projektkontexte eingebettet sind – mit verschiedenen Fragestellungen, theoretischen Grundannahmen, methodischen Zugängen etc. Damit hinterlassen mehrere, in die einzelnen Projektphasen involvierte Personen ihre Spuren. Dieser Umstand bringt auch viele Vorteile mit sich, z.B. dass dem Interviewenden eher ein objektiver/objektivierender Zugang zur Geschichte des Interviewten gelingt, der weniger von Interferenzen persönlicher Sympathie oder Antipathie gestört wird, etc. Aber er zieht auch einige Nachteile nach sich, die – bei mangelnder Kontextberücksichtigung – erheblich sein können.

Meine These ist, dass der theoretische und methodologische Rahmen des Forschungsprojekts, welches Befragungen als zentrales Erhebungsinstrument einsetzt, den Ablauf eines Interviews stark beeinflusst – und damit das Analysematerial ebenfalls entscheidend prägt. Daher argumentiere ich, dass die späteren Interpretinnen und Interpreten lebensgeschichtlicher Interviews für eine valide Analyse über die Umstände aller davor abgelaufenen Projektschritte möglichst umfangreich informiert sein müssen; bzw. sollte dies nicht möglich sein, die Forschenden zumindest sich darüber bewusst sein müssen, wie unterschiedlich die Kontexte der vorangegangenen Forschungs-/Arbeitsphasen sein konnten. Nur so ist eine adäquate Lesung der Interviewinhalte und deren akkurate Interpretation möglich.⁴

Ich möchte meine These im folgenden Abschnitt am Beispiel zentraler Aspekte der Interviewsituation, die für die Sekundäranalyse wichtig sind, verdeutlichen. Im zweiten Abschnitt setze ich mit den Herausforderungen bei der Analyse/Interpretation fort, die sich durch die Zwischenschritte der Transkription und Übersetzung ergeben. Im dritten Teil werde ich auf den (Forschungs-)Kontext der (Sekundär-)Analyse selbst eingehen.

1. Das Interviewsetting

Der Einfluss des Projektrahmens

Ausgangspunkt folgender Überlegungen ist meine Beobachtung, dass zahlreiche Forschungsprojekte, die lebensgeschichtliche Interviews als zentrale Informationsquelle heranziehen, mit zumindest zweifachem Anspruch ausgestattet sind; d.h. im vorliegenden Fall, dass der Interviewende zwei miteinander rivalisierende Ziele verfolgen soll: zum einen Wissen über historische Tatsachen zu generieren und zum anderen biographische Gegebenheiten der Interviewten zu erfahren; also einer historischen wie auch einer (auto-)biographischen Perspektive zu folgen. Diese doppelte Aufgabenstellung beeinflusst in hohem Ausmaß Interviewführung und Interviewablauf, da diese mitunter konkurrierenden Ziele unterschiedliche Schwerpunktsetzungen (insbesondere der interviewenden Person) erfordern, die wiederum in begrenzter Zeit berücksichtigt werden sollen. Ich behaupte, dass manche Interviewerinnen und Interviewer mit dieser doppelten Aufgabe überfordert sind – und diese Tatsache in der Interpretation berücksichtigt werden muss. Dazu ein Beispiel:

4 Diese Überlegung soll nicht als Ablehnung eines Phasensplittings in OH-Projekten und auch nicht als Argument gegen zukünftige sekundäranalytische Auswertungen gelesen werden, sondern als abermalige Betonung der notwendigen Berücksichtigung des Kontexts, in welchem die Quellen entwickelt wurden. Eine quellenkritische Herangehensweise sollte selbstverständlich auch für alle anderen Datenquellen, erst recht für „Täterquellen“ wie etwa Gesetze oder Verwaltungsakten, praktiziert werden.

Das internationale Mauthausen Survivors Documentation Project (MSDP) der Jahre 2002/2003 war der Rahmen für die Durchführung der Interviews, welche nun zu analysieren sind. Anspruch des MSDP war, in den lebensgeschichtlichen Interviews nicht nur individuelle Erfahrungen der Verfolgten, sondern auch historische Fakten zu Mauthausen und seinen Außenlagern zu erfahren. Diese Anforderungen erzeugten einigen Druck bei den Interviewdurchführenden, was anhand mehrerer Kriterien ablesbar ist: Trotz einer grundlegenden Vermittlung von Anspruch und Wesen narrativer lebensgeschichtlicher Interviews und einer entsprechenden Schulung zeigt sich in den Interviewtranskripten, dass einige der Interviewerinnen und Interviewer wenig Zeit und Raum für Erzählungen öffneten, insbesondere für Erlebnisse jenseits der Verfolgung. D.h. sie fragten nicht oder nur ungenügend nach, unterbrachen, verfolgten ihre eigenen Forschungsfragen oder hielten sich schlichtweg zu eng an einen Fragenkatalog.⁵ Neben den ethischen Problemen solcher Interviewführung (vgl. Halbmayr 2009) führte dies zu teilweise unverständlichen Interviews mit wenig Substanz. Hier zeigt sich, dass Interviews mit KZ-Überlebenden präzise und intensive Vorbereitung verlangen, die sowohl geschichtliche Kenntnisse wie auch soziale Kompetenz betreffen und ein Bewusstsein über die Eigeninteressen, die möglicherweise den Interviewverlauf ebenfalls beeinflussen. Letzteres inkludiert auch, sich über mögliche Erwartungen der das Projekt in Auftrag gebenden Institution oder Person bewusst zu sein, um sich dann möglichst präsent auf die aktuelle Interviewsituation einlassen zu können.⁶

Gefühle in Oral-History-Interviews

Der Grund für die Anfrage nach einem Interview, welcher im Erstkontakt der Interviewenden mit den Interviewees genannt wird – mehr oder weniger nah an der zentralen Fragestellung des Forschungsprojekts –, beeinflusst die gegenseitigen Erwartungen an das Gespräch und in Folge die Beziehung zueinander und das Verständnis füreinander. Diese gegenseitigen Erwartungen evozieren auf beiden Seiten auch Gefühle. Wie Leena Rossi (2008) herausarbeitete, werden Gefühle – positive wie negative – als Einflussfaktoren in der Analyse aber immer vernachlässigt. Sie differenziert zwischen drei Quellen/Ursachen von Gefühlen: Eine Quelle kann der Interviewprozess selbst sein, die interpersonelle, interaktive face-to-face Situation; die andere betrifft das Thema der Forschung/des Interviews, welche alle Ereignisse und Themen inkludiert, die während des Interviews angesprochen werden; drittens werden Gefühle von Personen verursacht, die in den gesamten Erzählprozess involviert sind, sei es

-
- 5 Problematisch für die Interpretation sind auch suggestive bzw. irreführende Fragen. Um ein Beispiel zu geben: Ein Interviewer fragte eine Mauthausen-Überlebende über die Ereignisse und die Gegebenheiten im Lagerbordell, nachdem die Interviewpartnerin erwähnt hatte, sie sei in der Baracke eins, der ehemaligen Bordellbaracke, untergebracht gewesen. Obwohl bei der Lektüre des Interviewtranskripts deutlich wird, dass sie in einer anderen Baracke untergebracht gewesen sein muss und nichts vom Lagerbordell gewusst hatte, versucht sie dennoch die Fragen des Interviewers zu beantworten. Frau Terescenko (Ukraine) war vom 25.09.1943 rund zwei Wochen in Mauthausen inhaftiert und von dort weiter nach Auschwitz überstellt worden (vgl. AMM OH/ZP1/031).
 - 6 Das MSDP startete mit einem Interviewtraining, welches aus einer theoretischen Einführung in methodische Erfordernisse/Ansprüche und praktischen Interviewübungen bestand; zusätzlich bekamen die Interviewerinnen und Interviewer einen Reader zum KZ-Komplex Mauthausen mit auf den Weg sowie ein Manual zur Durchführung lebensgeschichtlicher Interviews – dennoch konnten damit signifikante Probleme in der Umsetzung der Empfehlungen nicht verhindert werden.

direkt (also Interviewende und Interviewter, andere anwesende Personen, wie etwa Kamerafrau, Lebenspartner bzw. -partnerin oder Kinder) wie auch indirekt (die Personen, die im Interview erwähnt werden, potentielle Adressatinnen oder Adressaten der Erzählung; Forschungskolleginnen und -kollegen, Supervisoren, Arbeitgeber). In Anlehnung an Hans Markowitsch, Psychologe und Gedächtnisforscher, der von Gefühlen als Wächter der Erinnerung spricht⁷, können Gefühle ebenso als die Wächterinnen der Erzählungen verstanden werden. Emotionen müssten daher im gesamten Forschungsprozess „anerkannt, reflektiert und als wesentliches Merkmal gut ausgeführter Forschung gesehen werden. Kein emotionales Verhältnis zum Forschungsvorhaben, zum Setting oder zu den Personen zu haben sind Kennzeichen schlecht exekutierter Forschung“.⁸

Wie können jedoch Gefühle während eines Interviewprozesses in die Interpretation und Analyse einbezogen werden? Was befähigt den Forschenden dazu, welche Informationen sind dafür nötig? Durch welche Mittel können Emotionen für den späteren Auswertungsprozess transparent gemacht werden? Ich werde auf diese Fragen später zurückkommen. Davor noch möchte ich einen weiteren wichtigen Aspekt des Interviewsettings für den Analyseprozess diskutieren, und zwar die Rolle der Interviewerin oder des Interviewers im narrativen lebensgeschichtlichen Interview.

Die Rolle des Interviewenden im narrativen lebensgeschichtlichen Interview

Eines der zentralen Charakteristika eines narrativen lebensgeschichtlichen Interviews ist – in methodologischer Hinsicht – die offene Eingangsfrage wie etwa: „Können Sie mir bitte Ihre Lebensgeschichte erzählen?“ (unabhängig von der spezifischen Forschungsfrage). Dieser offene Einstieg sollte dem/der Interviewten ermöglichen, seine/ihre autobiographische Erzählung gemäß den eigenen Vorstellungen zu gestalten, ohne von dem Interviewenden unterbrochen oder gelenkt zu werden.⁹ Harald Welzer hat diese Zurückhaltung, die insbesondere in der ersten Phase des Interviews gefordert wird, als Neutralitätspostulat interpretiert, demzufolge die Interviewenden als weiße Projektionsfläche für die Geschichten der Erzählenden fungieren sollte (Welzer 2000, 53). Dass die eingemahnte Zurücknahme der Interviewenden zugunsten einer hohen Gestaltungsmöglichkeit der Interviewten keine neutrale Haltung ermöglicht, zeigen die zahlreichen Überlegungen zur Bedeutung des Rappports zwischen den beiden Gesprächspartnerinnen bzw. -partnern und wie dieser die Gestaltung der Erinnerung bzw. das Erinnerungsvermögen beeinflusst (vgl. von Plato 2000, Leh 2000, Stögner 2009). Dem Konzept der „situativen Erinnerung“ (Welzer) folgend, ist die Auswahl relevanter Ereignisse für die Erzählung in einem narrativen Interview auch vom Gegenüber, dem Interviewenden, beeinflusst. Es ist Aufgabe der interviewenden

7 Zitiert nach Rollin, Marion 2006: Das Leben – eine einzige Erfindung, in Spiegel online, 28. Oktober 2006, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,ddruck-444334,00.html>, download am 11. Oktober 2007. Gefühle steuern, was im Langzeitgedächtnis gespeichert und daher Teil des autobiographischen Gedächtnisses wird, sogenannte „Engramme“, Erinnerungsbilder, sind in der Hirnrinde gespeichert. Emotionale und kognitive Erinnerungen werden von zwei unterschiedlichen Gehirnsystemen verwaltet, wobei das kognitive System gegenüber äußeren Einflüssen oder dem Altern weitaus verletzungsanfälliger ist als das emotionale (vgl. Welzer 2000, 56).

8 Amanda Coffey 1999, 158-159, zitiert nach Rossi 2008, 11, Übersetzung B.H.

9 Zu methodologischen Aspekten des lebensgeschichtlichen Interviews vgl. von Plato 2000, von Plato 2002, Rosenthal 1995.

Person, eine angenehme Atmosphäre zu schaffen und Fragen zu stellen, welche dem Interviewten helfen, sich der Vergangenheit zu erinnern und diese Erinnerung zu kommunizieren. Auch wenn die Interviewerin oder der Interviewer versucht, so selten wie möglich zu unterbrechen und mit den Fragen der Erzähllinie des Gegenübers zu folgen, findet dennoch eine gewisse Lenkung statt: indem gewisse Fragen gestellt werden – andere aber nicht; indem Fragen soziale Normen und Werte reproduzieren (können), etwa in Hinblick auf das Geschlecht oder auf Einstellungen gegenüber bestimmten Opfergruppen etc.; indem Fragen vermieden werden, welche den Interviewenden selbst unangenehm oder peinlich sind bzw. ihn oder sie selbst ängstigen etc. Manche der Kriterien, welche den Rapport zwischen den beiden Gesprächspartnern beeinflussen, können nicht bewusst gesteuert werden („Es gibt keine zweite Chance für den ersten Eindruck“), dennoch ist deren Einfluss auf ein erfolgreiches Interview ziemlich hoch. Der Interviewer oder die Interviewerin nimmt also im lebensgeschichtlichen Interview keineswegs eine neutrale, sondern lediglich zurückgenommene Rolle ein, die es denn später auch zu analysieren gilt.¹⁰

Fragen aus der Praxis

Wie können wir diese Dimensionen bei der späteren Interpretation des Interviewmaterials einbeziehen? Wie können der Projektrahmen des Interviews, die im Interview vorhandenen Gefühle und auch die Rolle der Interviewenden in der Interpretation mitberücksichtigt werden? Den obigen Ausführungen zufolge müsste eine Analyse mit der Erhebung der Entstehungssituation der Interviews begonnen werden, d.h. entsprechende Projektberichte, Artikel, Kommentare zum Projekt etc. studiert werden. Diese Schritte erlauben eine Kontextualisierung des Materials. Im MSDP ersuchten wir die Regionalverantwortlichen um sogenannte „national reports“, in welchem sie den breiteren Kontext der Interviewsituation, d.h. die gesellschaftspolitischen Umstände in einem Staat und dessen Verhältnis zur Vergangenheit, die öffentliche Meinung in Hinblick auf den Nationalsozialismus und einzelne Überlebendengruppen, die dominanten Masternarrative zur nationalsozialistischen Verfolgung und dem Holocaust etc. darlegen. Diese Berichte lieferten wichtiges Material für die weitere Kontextualisierung.

Um den spezifischen Kontext eines Interviews zu analysieren, waren die Interviewenden im MSDP gebeten, ein Interviewmemo zu schreiben, das Aussagen über die Gesprächsatmosphäre, weitere anwesende Personen, Unterbrechungen, Rapport zum Interviewer bzw. zur Interviewerin etc. enthalten sollte. Hier zwei Beispiele von Memos aus der MSDP Interviewdokumentation. Das erste wurde zum Interview mit Yvonne Kieffer, Frankreich, verfasst:

Die Zeugin beginnt mit der Erzählung ihrer Lebensgeschichte bei ihr zu Hause, kaum dass ich angekommen war und noch bevor ich die Aufnahme starten konnte. Daher bat ich sie, nochmals zu beginnen. Die Zeugin beginnt in humorvoller Weise über ihre Deportation zu erzählen. Sie ist 95 Jahre alt und schon vergesslich/zerstreut? Sie wiederholt sich immer wieder und bringt viele Erinnerungen an Ravensbrück und Mauthausen durcheinander. Phase A ist

¹⁰ D.h. dass die Fragen der Interviewenden in die Analyse mit einbezogen werden, etwa wie und wann sie gestellt werden, ob unterbrochen wird, wann das Thema durch die Interviewenden gewechselt wird etc.

eher kurz und die Antworten in Phase B und C oft kurz und wiederholend.
(AMM OH/ZP1/310, Übersetzung B.H.)

Das zweite Beispiel stammt vom Interviewer von Viktoria Yessula, Griechenland:

Die Atmosphäre war eher negativ, die Interviewee wollte nicht wirklich reden, obwohl sie ursprünglich die Zustimmung gab. Daher gibt es nahezu keine freie Erzählung, und den Fragen folgten lediglich lakonische Antworten, meist in der Art von „Ich weiß nicht“ oder „Ich kann mich nicht erinnern“. Der Gesamteindruck war eine vorbereitete Erzählung, die möglichst schnell erzählt werden sollte, um es vorbei und selbst wieder Ruhe zu haben. Sie hat auch sehr bestimmt abgelehnt, fotografiert zu werden – erst nach einigen Diskussionen stimmte sie einem Foto ihres tätowierten Arms zu. Sie schlug vor, das jüdische Denkmal von Larissa, in der Nähe ihres Hauses, zu fotografieren. (AMM OH/ZP1/627, Übersetzung B.H.)

Diese Memos geben zumindest eine Idee von der Atmosphäre während des Interviews und vom Rapport zwischen den beiden am Gespräch Beteiligten. Für andere Projekte ist aus den Memos zu lernen, dass sie viel genauer bei der Beschreibung der Interviewumstände sein sollten, dass sie mehr Informationen über Gefühle (auf beiden Seiten) während der Interviewsituation enthalten sollten, und dass sie auch über die Körpersprache der Interviewten Auskunft geben sollten (vgl. Bodenstab 2000). Wenngleich sie nicht den gesamten Informationsbedarf abdecken können – viele Gefühle sind ja nicht bewusst oder in Worten fassbar –, sollten sie dennoch möglichst ausführlich sein.

Eine weitere Informationsquelle über die Interviewsituation ist das Interviewtranskript selbst.

2. Die Zwischenschritte

Die Herausforderungen Transkription und Übersetzung

Im MSDP wurden die aufgenommenen Interviews anschließend weder transkribiert noch übersetzt. Daher starteten wir das Auswertungsprojekt zu den Frauen in Mauthausen mit der Organisation der Transkription und Übersetzung der Interviews. Dabei investierten wir viel Zeit in die Abstimmung von Übersetzungsregeln, die komplex genug sein sollten, um die Spezifika der Erzählungen wiederzugeben – und gleichzeitig einfach genug, um für die Transkribierenden (wie auch späteren Leserinnen und Leser) handhabbar zu sein.

Wir überlegten uns dabei, dass die Transkriptionskräfte etwas Vorwissen zum Thema haben sollten, damit sie auch schwerer verständliche Wörter bzw. Satzteile möglichst richtig interpretieren können mögen – und selbstverständlich ist Transkription auch bereits Interpretationsarbeit: Wo setze ich welches Satzzeichen? Wo füge ich Hinweise für die Übersetzerin oder den Leser an? Bis zu welchem Ausmaß gebe ich wiederholendes Stottern, Füllwörter oder Nebengeräusche wieder? Wir fragten

daher die Transkribierenden um ein Transkriptionsprotokoll¹¹, um dieses gegebenenfalls in die Interpretationsarbeit der Analyse einbeziehen zu können.

Ähnliche Schwierigkeiten stellten sich bei der Anleitung zur Übersetzungsaufgabe. Dort hatten wir die Angaben auf einfache Parameter zu reduzieren, um der Vielfalt der sprachlichen Besonderheiten in den unterschiedlichen Sprachen gerecht zu werden – ich beziehe mich hier auf über 80 Interviews in 14 verschiedenen Sprachen. Allerdings waren hier meist professionelle Übersetzerinnen und Übersetzer engagiert, die sich somit auch der Problematik der Aufgabenstellung bewusst waren und die Übersetzung mit entsprechenden Kommentaren versahen und Übersetzungsprotokolle anlegten – diese wären selbst wiederum ein spannender Analysegegenstand.

Dennoch müssen wir uns darüber bewusst sein, welcher Transformationsverlust sich in diesen Zwischenschritten der Transkription und Übersetzung ergeben kann. Dieser Informationsverlust bei der Umwandlung von mündlichen Quellen in schriftliche umfasst vielerlei Bereiche, wie etwa sämtliche nicht-sprachlichen Elemente, Wortwiederholungen, grammatikalische Fehler etc., aber auch sämtliche Ausdrücke der Körpersprache, die oft Gefühle vermitteln, welche die Stimme nicht kommunizieren kann.¹² Information geht aber auch bei der Übersetzung verlustig: bei Doppeldeutigkeiten von Ausdrücken in der Originalsprache oder bei Wortspielen.¹³ Zum anderen ist zu bedenken, dass eine Interpretation, einmal im Transkript festgelegt, üblicherweise als solche bestehen bleibt und damit fixiert wird, da die Forschenden selten zur ursprünglichen Audio- oder Videoaufnahme zurückgehen, was ja auch erschwert bzw. verunmöglicht wird, wenn das Originalinterview in einer Sprache vorliegt, derer die Forscherin oder der Forscher nicht mächtig ist. Will man die Bandbreite der Emotionen erfassen, ist der Rückgriff auf die Audio- oder Videodatei unumgänglich.

Für die Analyse lebensgeschichtlicher Interviews bedeutet dies, dass man in solchen Fällen vorsichtig bei der Interpretation von Wortwahl, Reihenfolge, Intonation etc. sein muss. Und dass man, sofern die Möglichkeit besteht, auch auf die originären Quellen (Audio-/Videodatei) zurückgreifen sollte.

3. Analysekontext

In diesem Abschnitt möchte ich nochmals die Herausforderungen herausgreifen, welche sich ergeben, wenn Forscherin oder Forscher sowohl an den „historischen Fakten“ als auch an der individuellen Verarbeitung historischer Ereignisse und Erfahrungen interessiert ist und sie oder er sich zwischen den beiden Zielen hin und her bewegt. Ersteres Bestreben zielt auf zusätzliche Informationen durch die Aussagen der Zeitzeugen ab; ihre Erzählungen firmieren als Ergänzung zu bestehenden Dokumenten und anderen Zeugnissen. Die zweite Intention ist vielmehr in der Perzeption von Geschichte und deren Integration in das Leben der Interviewten interessiert. Hierzu ein Beispiel:

11 Solche sind leider selten erstellt worden. Ein Grund dafür könnte sein, dass die Transkriptionskräfte die Interpretationsleistung ihrer Tätigkeit nicht ausreichend wahrnahmen bzw. erkannten.

12 Vgl. Bodenstab 2000. Weiters sind zu berücksichtigen: alle nicht-sprachlichen Signale wie Zustimmung, Erstaunen, Ausrufe – soweit verständlich/nachvollziehbar im Transkript; Seufzen, Gähnen; Umgang mit den Aufnahmegaräten; Absprachen mit der Kamerafrau etc.

13 Vgl. hierzu auch Steve Hochstadt (2008), welcher den Informationsverlust bei der Lektorierung von Interviewausschnitten für Publikationen analysierte.

Einordnung neuer Informationen in den bisherigen Wissensstand

Bislang ist nur wenig über den tatsächlichen Lageralltag im Außenlager Hirtenberg bekannt (vgl. Baumgartner 1997, Perz 2006); die Frauen – rund 400 – mussten in einem Rüstungsbetrieb (Patronenproduktion) arbeiten. Einige der im MSDP interviewten Frauen waren auch in Hirtenberg, wir haben damit also nahezu einzigartige Informationen aus der Sicht der Betroffenen.¹⁴ Aber war das Leben tatsächlich so, wie die Frauen darüber berichten? Bei der Durchsicht der Interviews mit Vera Bobrovskaja und Neonila Rožkova,¹⁵ zwei ehemaligen ukrainischen Zwangsarbeiterinnen, wird klar, dass sie von ihrer Zwangsarbeit in der Munitionsfabrik in Hirtenberg berichten, sie erwähnen jedoch das Lager Hirtenberg mit keinem Wort. Stattdessen wird der Eindruck vermittelt, dass der tägliche Fußmarsch von der Unterkunft zur Zwangsarbeit seinen Ausgangspunkt im Steinbruch des Hauptlagers hatte – welcher realiter aber 170 km entfernt lag. Tatsächlich waren sie nach der sogenannten Evakuierung des Außenlagers Hirtenberg im Steinbruch des Hauptlagers untergebracht, die geschilderte Zwangsarbeit wurde jedoch in Hirtenberg geleistet, wohin sie – wie Zugangslisten des ehemaligen KZ Mauthausen belegen – Ende September 1944 von Auschwitz kommend überstellt wurden.

Was bedeuten diese Verkürzungen für die Interpretation? Hinsichtlich der autobiographischen „Wahrheit“ erscheint eine mögliche Antwort nach dem Umgang damit relativ einfach: Eine Station ihrer schrecklichen Verfolgungserfahrungen der interviewten Frauen war Mauthausen – ein auch in der sowjetischen bzw. ukrainischen Erinnerung berühmt-berüchtigtes nationalsozialistisches Konzentrationslager. Dieser Name half ihnen, ihre Erfahrungen irgendwie örtlich einzuordnen, genauere geographische Bestimmungen (Hauptlager oder eher unbekanntes Außenlager) spielen dabei eine untergeordnete Rolle.¹⁶ Schwieriger wird es bei der Ergründung der Faktengeschichte: Welche Signifikanz haben Aussagen mit geographischem Bezug, die nicht einem spezifischen Ort zuzuordnen sind? Wie umgehen mit zeitlichen Ungeheimheiten bzw. Widersprüchen? – Eine Möglichkeit des Umgangs mit solchen Problemen ist, mehrere Geschichten/Erzählungen (soweit vorhanden) zu vergleichen, um dann jene zu komprimieren, die sich zum überwiegenden Teil decken bzw. ergänzen. Allerdings entgehen einem so die einzigartigen individuellen Erfahrungen.

Wie viel Interpretation ist erlaubt – wie viel Interpretation notwendig?

Während sich im MSDP-Bestand sehr ausführliche Interviews mit fließenden Erzählungen und verständlichem Inhalt finden, gibt es andere, in denen Sinnzusammenhänge unterbrochen sind, deren Informationen nur schwer verständlich sind – was tun damit? Beide Typen stellen eine Herausforderung an die Interpretation dar. Der erste Typ ist oft von „professionellen“ Zeitzuginnen und Zeitzeugen zu hören, deren Erzählungen aufgrund häufiger Wiederholungen bereits „standardisiert“ sind (inklusive

¹⁴ Abgesehen von einigen Absätzen aus Erzählungen dreier ehemaliger slowenischer Häftlinge, vgl. Filipič, France (2003).

¹⁵ Vera Bobrovskaja: AMM OH/ZP1/484 und Neonila Rožkova: AMM OH/ZP1/477.

¹⁶ Wenngleich es bemerkenswert ist, dass sie auch den schrecklichen „Evakuierungsmarsch“ von Hirtenberg nach Mauthausen nicht erwähnen.

zahlreicher in die Autobiographie verwobener historischer Fakten) und die gelernt haben, aufwühlende Erinnerungen oder umstrittene Einstellungen zu vermeiden; hier ist es schwierig, hinter die geglättete Fassade zu blicken. Solche standardisierten Erzählungen spiegeln nicht notwendigerweise „größere Wahrheiten“ wider, sondern sind unter Umständen Ausdruck eines mehrfach erprobten und durch die Zuhörerschaft akzeptierten Narrativs.

Der zweite Erzähltyp wirft die Frage auf, wie groß mein Interpretationsspielraum ist, wie groß meine „Freiheit“, Sinnzusammenhänge herzustellen. Ich möchte dazu den Lösungsansatz vorstellen, den meine Kolleginnen und ich bei der Interpretation der Erzählungen zweier Frauen wählten, die sexualisierte Gewalt erfahren haben und sich sehr schwer taten, über diese tabuisierten und schamvollen Ereignisse zu sprechen (die Frauen wiesen insgesamt eine geringe Erzählmächtigkeit auf) (vgl. Amesberger/Auer/Halbmayer 2004, 159-244).

Wir arbeiteten mit der Methode der obliquen Hermeneutik von Ilka Quindeau (1995), die insbesondere an den Brüchen in den Erzählungen ansetzt und damit für die Interpretation von Erzählungen stark traumatisierter Menschen geeignet ist; diesen ist die sprachliche Vermittlung der Ereignisse, welche per se strukturierend und bedeutungsstiftend wirken würde, nur schwer möglich.¹⁷ Zudem wählten wir einen multidisziplinären Zugang und zogen in Ergänzung zu unserem soziologischen Vorgehen eine Psychotherapeutin und eine Sprachwissenschaftlerin zur Interpretation hinzu; Ergebnis der Analyse sind nicht unumstößliche Erkenntnisse, sondern Angebote möglicher Interpretationen.

Schließlich ist die Zeitspanne von über 60 Jahren zwischen Erfahrung und Erzählung bei der Interpretation zu berücksichtigen. Um Einstellungen und Verhaltensweisen von den zahlreichen Schichten des Neugestaltens und Neuformulierens zu befreien, wäre die analytische Unterscheidung zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte eine zielführende Methode (die sich allerdings sehr zeitaufwendig und daher wenig praktikabel gibt) (vgl. Rosenthal 1995).

Gerade was die autobiographische Wahrheit (und deren Entsprechung in historischen Tatsachen) anbelangt, hat die Interpretation von Oral-History-Interviews auch eine ethische Dimension (vgl. Halbmayer 2009). Als Beispiel sei hier Clare Parker erwähnt, die Mauthausen als Kind er- und überlebt hat. Wie gehe ich mit extremen Leidenserfahrungen während der Kindheit, wahrgenommen mit kindlichem Blick und Gemüt, um, die den Realitäten der Erwachsenen und dem späteren Erkenntnisstand widersprechen? (vgl. Parker 2006) Bis zu welchem Ausmaß darf ich auf präzise historische Fakten bestehen, wenn ich dabei die Basis einer Identität als verlässliche Zeitzeugin, die sich stark um ihre Erinnerungen bemühte und sich den traumatisierenden Erinnerungen stellte, zerstöre? Wenn mir eine Zeitzeugin erlaubt, ihre Erinnerungen wissenschaftlich zu bearbeiten und auch zu publizieren, bin ich tatsächlich berechtigt, ihre Erinnerungen als falsch und (absichtlich) irreführend abzuwerten? Diese Fragen sind jedes Mal aufs Neue abzuwägen – und stellen sich vermutlich bei zukünftigen

17 Vgl. Quindeau 1995, 81 f. Allerdings ist bei der Interpretation der gewählten Themen, der Auslassungen oder detaillierten Beschreibungen Vorsicht angebracht; so muss abgewogen werden, ob Stottern oder sehr kurze Erzählungen eine begrenzte Erzählmächtigkeit der Interviewten oder eine mögliche Traumatisierung widerspiegeln – oder ob sie auf Ungeduld, Desinteresse oder fehlende Empathie der Interviewerin zurückzuführen sind.

Sekundäranalysen (nach dem Ableben der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen) noch mal anders.

Fazit: Kontextbezogene Interpretation und Analyse

Die Interpretation von Oral-History-generierten Daten ist eine heikle Herausforderung, insbesondere wenn sie zwischen den beiden Ansprüchen der Suche nach „historischen Fakten“ und der „Verarbeitung“ historischer Ereignisse und Erfahrungen oszilliert. Diese Herausforderung steigt, wenn das Material, das einer Interpretationsarbeit zugrunde liegt, in einem anderen Forschungskontext produziert wurde. Es ist daher entscheidend, über die Rahmenbedingungen der Datengenerierung Bescheid zu wissen: die leitende Fragestellung, der spezifische Kontext (Interviewsituation) und der breitere Kontext des Interviews, also die relevanten historischen, politischen und sozialen Aspekte zum Zeitpunkt des Interviews. Zweitens: Was waren die Vorgaben für die Arbeitsschritte zwischen Datenerhebung und -interpretation, also für Transkription und Übersetzung? Und schließlich ist es wichtig, über den Kontext der Interpretationsarbeit selbst zu reflektieren und diesen transparent zu machen, hier ebenfalls wieder den gesellschaftlichen und politischen Hintergrund wie auch die persönlichen Umstände einbeziehend.

Um eine – inhaltlich wie ethisch korrekte – Beschäftigung mit lebensgeschichtlichen Quellen auch zukünftigen Generationen von Forscherinnen und Forschern zum Nationalsozialismus zu ermöglichen, bedarf es daher einer ausführlichen Kontextualisierung und Sichtbarmachung der Konstruktion von Oral-History-Daten, um überhaupt eine Rekontextualisierung und Reinterpretation zu ermöglichen. Damit Oral-History-Interviews auch sekundäranalytisch wissenschaftlichen Kriterien entsprechend ausgewertet werden können, ist – und darauf wird in Zukunft verstärktes Augenmerk gelegt werden müssen – eine ausführliche und gewissen Standards folgende (welche wiederum noch zu erarbeiten sind) Forschungsdokumentation unumgänglich.

LITERATUR

- Amesberger, Helga, Katrin Auer und Brigitte Halbmayr (2004): *Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslagern*, Wien.
- Baumgartner, Andreas (1997): *Die vergessenen Frauen von Mauthausen. Die weiblichen Häftlinge des Konzentrationslagers Mauthausen und ihre Geschichte*, Wien.
- Bodenstab, Johanna (2000): *Beyond the edges of language. Preliminary notes on biographical video interviews, collected in the "Fortunoff Video Archive for Holocaust Survivors"*, <http://www.traumaresearch.net/focus1/boden.htm>, download 5. März 2008.
- Botz, Gerhard, Helga Amesberger und Brigitte Halbmayr (2003) *Das „Mauthausen Survivors Documentation Project“ (MSDP)*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 16. Jahrgang, 297-306.
- Coffey, Amanda (1999): *Ethnographic Self: Fieldwork and the Representation of Identity*. London, Thousand Oaks, New Delhi.
- Filipič, France (2003): *Slowenen in Mauthausen, Mauthausen-Studien, Band 3*, Wien.
- Halbmayr, Brigitte (2009): *The ethics of oral history: Expectations, responsibilities, and dissociations*, in: Marta Kurkowska-Budzan, Krzysztof Zamorski (Hg.) (2009): *Oral History. The challenges of dialogue. Studies in narrative 10*, Amsterdam, 195-203.
- Hochstadt, Steve (2008): *The Loss of Information*, paper presented at the Seventh European Social Science History Conference (ESSHC), 27 February – 1 March 2008, Lisbon, Portugal.

- Leh, Almut (2000): Forschungsethische Probleme der Zeitzeugenforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 13. Jg., 64-76.
- Medjedović, Irena (2008): Sekundäranalyse qualitativer Interviewdaten – Problemkreise und offene Fragen einer neuen Forschungsstrategie, in: Andreas Witzel, Irena Medjedović, Susanne Kretzer (Hg.): *Secondary Analysis of Qualitative Data/Sekundäranalyse qualitativer Daten*. Historical Social Research/Historische Sozialforschung, No. 125, HSR Vol. 33 (2008) 3, 193-214.
- Parker, Clare (2006): Klaras Geschichte. Mauthausen-Erinnerungen, Wien 2006.
- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zukunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 13. Jg., 5-29.
- Plato, Alexander von (2002): Some Remarks on the Interviews, in MSDP-Manual for Interviewers, Vienna, 16-21.
- Plato, Alexander von (2008): Medialität und Erinnerung. Darstellung und „Verwendung“ von Zeitzeugen in Ton, Bild und Film, in: – BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 21. Jg., 79-92.
- Perz, Bertrand (2006): Hirtenberg, in: Wolfgang Benz, Barbara Distel: *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Band 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück. München, 382-384.
- Quindeau, Ilka (1995): Trauma und Geschichte. Interpretationen autobiographischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust. Frankfurt/Main.
- Rossi, Leena (2008): Emotions in Oral History Interview, paper presented at the Seventh European Social Science History conference, 27 February-1 March 2008, Lisbon, Portugal.
- Stögner, Karin (2009): Life story interviews and the “Truth of memory”: Some aspects of oral history from a philosophical perspective, in: Marta Kurkowska-Budzan, Krzysztof Zamorski (Hg.) (2009): *Oral History. The challenges of dialogue*. Studies in narrative 10, Amsterdam, 205-215.
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 13. Jg., 51-63.
- Witzel, Andreas, Irena Medjedović, Susanne Kretzer (2008): Sekundäranalyse qualitativer Daten. Zum gegenwärtigen Stand einer neuen Forschungsstrategie, in: dieselben (Hg.): *Secondary Analysis of Qualitative Data/Sekundäranalyse qualitativer Daten*. Historical Social Research/Historische Sozialforschung, No. 125, HSR Vol. 33 (2008) 3, 10-32.

Das polnische Kriegstrauma Katyn: zwischen Instrumentalisierung durch die Kommunisten und Heroisierung der nationalen Opfer durch Polen

Krzysztof Ruchniewicz

8.04.[1940]

3.30 Uhr. Abfahrt vom Bahnhof Kozielsk nach Westen.

9.45 Uhr – Bahnstation Jelenia

9.04.[1940]

Einige Minuten vor 5 Uhr morgens – Wecken in den Gefängniswaggons und Vorbereiten zum Aufbruch. Irgendwohin sollen wir mit dem Auto weiterfahren. Und was weiter?

9.04.

5 Uhr morgens. Vom Tagesanbruch an beginnt der Tag auf besondere Weise. Fahrt mit dem Gefängniswagen in den Zellen (furchtbar!). Wir werden in die Nähe eines Waldes gebracht; es sieht nach einem Erholungsgebiet aus. Dort findet eine genaue Durchsuchung statt. Man nimmt mir die Armbanduhr ab, die gerade 6.30 Uhr (8.30) anzeigt. Ich werde nach meinem Ehering gefragt [...] Man nimmt mir die Rubel, den Gürtel, das Taschenmesser weg ...

Letzte Eintragung im Tagebuch von Major Adam Solski (Pamiętniki znalezione w Katyniu [Die in Katyn aufgefundenen Tagebücher], Wrocław 1990, 105).

I.

Als die Rote Armee gegen Morgen des 17. September 1939 die Ostgrenze Polens überschritt, eröffnete sie einen durch nichts provozierten Krieg gegen Polen, obschon es keine offizielle Kriegserklärung gab. So erfüllte der Kreml die bei der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes am 23. August 1939 übernommenen Verpflichtungen, gleichzeitig aber brach er den Nichtangriffspakt mit Polen aus dem Jahre 1932 und verletzte zahlreiche weitere bilaterale sowie internationale Verträge. Die Niederlage der seit über zwei Wochen gegen die Armeen des Dritten Reiches kämpfenden polnischen Truppen war mit der sowjetischen Invasion endgültig besiegelt. Zu Recht ist dieser Akt von der russischen Forscherin Natalia Lebediewa als Friedensbruch bezeichnet worden. (Lebediewa 1997, 21-50) Angesichts des Überfalls seitens eines

zweiten Aggressors ging die polnische Regierung ins Exil nach Rumänien. Mit ihr verließen Tausende Soldaten und Zivilpersonen das Territorium des polnischen Staates. Viele wollten nicht allein ihr Leben retten, sondern den Kampf an der Seite der westlichen Verbündeten fortsetzen. Im Lande gab es zu dieser Zeit mehrere Widerstandszentren – z.B. Warschau, die Halbinsel Hel, die Modliner Festung, Lemberg. Den polnischen Einheiten wurde befohlen, den Kampf gegen die Russen nur im Falle einer feindlichen Haltung von sowjetischer Seite aufzunehmen – also im Falle des direkten Angriffs oder bei Entwaffnungsversuchen. Zu derartigen Kämpfen kam es sehr oft, wenn auch nicht mit derselben Intensität wie an der deutschen Front, da die polnischen Truppenteile in den östlichen Wojewodschaften, die als sicher galten, den sowjetischen weit unterlegen waren; außer den verstreuten Stützpunkten der Grenztruppen standen hier nur Reserveeinheiten, Einheiten der Nachhut oder die sich in mehr oder weniger geordnetem Rückzug befindenden regulären Heeresseinheiten. Während der nächsten Tage verhaftete die Rote Armee ca. 250.000 Kriegsgefangene dieses ‚nicht-erklärten Krieges‘, wie er später genannt wurde. In den nächsten Monaten wurde der Großteil von ihnen ähnlich wie andere Gruppen der Gesellschaft Opfer der repressiven Politik, welche die sowjetischen Machthaber in den besetzten Gebieten anwandte. Angesichts der Intensität und des Ausmaßes müssen diese Gewaltakte als Verbrechen gegen die Menschlichkeit eingestuft werden. Man schätzt, dass über 500.000 Bürger der Zweiten Polnischen Republik vom Herbst 1939 bis zum Sommer 1941 von den unterschiedlichen Formen der Repressionen und Deportationen betroffen waren.¹ Der Großteil von ihnen waren Polen, die nach nationaler und Klassenzugehörigkeit als Hauptfeinde der UdSSR betrachtet wurden. Unter den Bewohnern der östlichen Grenzgebiete kam es zu Massenverhaftungen. Von den insgesamt 100.000 Verhafteten wurde der größte Teil in die sibirischen Lager verbannt, und ca. 18.000 fielen Erschießungen zum Opfer. Aus der Zivilbevölkerung wurden ca. 320.000 Menschen ins Innere der UdSSR deportiert, wo Zehntausende an Hunger, Kälte oder in Folge von Zwangsarbeit starben. Es wurden darüber hinaus sogenannte ‚freiwillig‘, tatsächlich jedoch zwangsweise eingezogene Arbeitskräfte zur Arbeit in den sowjetischen Industriezentren sowie in der Roten Armee – vor allem in den sogenannten Arbeitsbataillonen, in denen ein ähnliches Klima wie in den Lagern herrschte – rekrutiert. Die letzten äußerst blutigen sowjetischen Gewaltakte waren die massenhaften und angesichts der anrückenden deutschen Armee Ende Juni 1941 in Eile vollzogenen Exekutionen von Personen, die sich in Gefängnissen befanden. (Vgl. Popinski/Kokurin/Gurianow 1995)

Zum Symbol der sowjetischen Repressionen aber wurde der Ort, an dem im Frühjahr 1940 bei einer Massensexekution über 4.000 polnische Kriegsgefangene ermordet wurden: Katyn bei Smolensk. Dieser Name ist darüber hinaus untrennbar verbunden mit dem tragischen Schicksal von ca. 15.000 polnischen Offizieren und Polizisten, die im April und Mai 1940 entgegen jeglicher Völkerrechtsnormen vom NKWD ermordet wurden. Dies geschah an drei Plätzen: in dem schon erwähnten Katyn, in Miednoje bei Twer und in Piatichatki bei Charkow. Das Verbrechen von Katyn wurde der

1 Das Ausmaß der Repressionen konnte jahrelang wegen des Mangels an Quellen und wegen der politischen Einschränkungen allenfalls geschätzt werden. Nach der Öffnung der russischen Archive Anfang der 1990er Jahre stellte sich heraus, dass sie kleiner waren als geschätzt, was das Leiden der betroffenen Personen sowie die Verantwortung der sowjetischen Machthaber auf keinen Fall mindert. Vgl. die Angaben in: Siedlecki 1990; Ciesielski/Hryciuk/Srebrakowski 1994; Jeremina 1997.

Öffentlichkeit schon im Frühjahr 1943 bekannt; auf die Bekanntgabe der zwei anderen Hinrichtungsorte sowie auf ein offizielles Schuldbekenntnis von russischer Seite musste man bis Anfang der 1990er Jahre warten.

Während die Auseinandersetzung mit den Opfern der deutschen Besatzung eines der kontroversten Themen im Nachkriegspolen darstellte, wurde die Erinnerung an die polnischen Opfer stalinistischer Verbrechen jahrzehntelang systematisch verschwiegen. (Ruchniewicz 2003; Borodziej 2006; Kraft 2006; Traba 2006; Madajczyk 2007, 2007/2008; Nijakowski 2008; Garsztecki 2008; Loew 2008) Die neuen kommunistischen Machthaber in der Nachkriegszeit unternahmen keine Bemühungen, die Erinnerung an das stalinistische Verbrechen in den polnischen Kresy (Ostgebieten) der Zweiten Polnischen Republik nach dem 17. September 1939 wach zu halten. Die Diskussionen über die massenhaften Verhaftungen, Deportationen ins Innere der UdSSR und die Exekutionen waren verboten, die Publikation jeglicher Erwägungen dieser Themen wurde durch die allgegenwärtige Zensur verfolgt. Die Erinnerung an diese Ereignisse wurde nur in den Zentren der polnischen politischen Emigration in Paris oder London wach gehalten. (Czapski 1948; Mackiewicz 1949) In dieser Hinsicht hat sich die in Paris von Jerzy Giedroyc herausgebrachte Zeitschrift „Kultur“, später „Historische Hefte“, verdient gemacht.² Große Aktivität auf diesem Gebiet zeichnete sich darüber hinaus das Gen. Wladyslaw Sikorski Institut in London aus. Die Öffentlichkeit in Polen maß den in der freien Welt gesendeten Radiosendungen, die in Polen auf geheime Weise abgehört wurden, große Bedeutung bei. Der Sender „Radio Freies Europa“ widmete der Zeitgeschichte sehr große Aufmerksamkeit, u.a. der Aufklärung der Morde in Katyn. (Grabowska 2002)

Im von den Kommunisten regierten Polen war die Erinnerung an die Ereignisse in den Kresy sowie an die sowjetische Politik gegenüber Polen auf die private Sphäre beschränkt, obschon auch dort – um den Kindern und Enkeln nicht den Start zu erschweren – auf die Diskussionen dieser Themen oftmals bewusst verzichtet wurde. (Ruchniewicz 2006)

Da man die stalinistischen Verbrechen nicht thematisieren konnte, ohne in den Verdacht der Kritik an der herrschenden kommunistischen Partei Polens zu geraten und Repressionen ausgesetzt zu werden, entwickelten sich im halbprivaten Raum oder im Versammlungsschutz der Kirchen Erinnerungsformen, die die Identität Polens als Widerstandsnation wachhielten und die Beteuerungen polnisch-sowjetischer Freundschaft zurückwiesen. Der Heldenkult um die Widerstandskämpfer der Heimatarmee (Armia Krajowa) sind dafür ein Beispiel, jedoch auch der Umgang mit den Opfern der sowjetischen Erschießungen im Wald von Katyn.

Gewisse Diskussionen über das Schicksal der Polen in den Kresy sowie über die polnischen Opfer des Stalinismus nach 1945 kamen in Polen während der politischen Krisen (przesilen politycznych) auf, (Madajczyk 2004) so im Jahre 1956, aber auch nach 1976. In unterschiedlichen Auftritten, Manifestationen des Jahres 1956, die zum Zusammenbruch des stalinistischen Systems in Polen geführt haben, wurde in einigen Orten die Forderung zur Revision der polnischen Ostgrenze laut. Da die Erfüllung

2 Zur Bedeutung der Zeitschrift „Kultur“ und ihren Kreis siehe: *Kultura i jej krag 1946-1986. Katalog wystawy czterdziestolecia Instytutu Literackiego* [Die Zeitschrift „Kultur“ und ihr Kreis 1946-1986. Ausstellungskatalog anlässlich des 40. Jahrestages des Instituts für Literatur], Paryż 1987; Korek 1998; Galecki/Kerski 2000 (vor allem die Texte von Andrzej Friszke, Rafal Habielski, Andrzej Stanislaw Kowalczyk, Leszek Szaruga und Jerzy Pomianowski).

dieser Forderung als utopisch galt, wurde das öffentliche Interesse von den Machthabern geschickt auf Heimkehrer und die Aufklärung von Opferschicksalen verlagert – allerdings war Katyn explizit von dieser Aufklärung ausgenommen, der Fokus lag auf Opfern deutscher Gewalt. Dieser selektiven Kriegserinnerung fielen neben den Opfern stalinistischer Verbrechen auch andere Bevölkerungsgruppen, so z.B. die polnischen Juden, anheim. Insbesondere das Thema der Kollaboration mit den deutschen Besatzern gehörte zu den Tabuthemen im Nachkriegspolen. Weiterhin ausgeklammert blieb auch die polnische Widerstandsarmee, da sie im Auftrag der bürgerlichen Exilregierung Polens in London gehandelt und sich damit, erinnerungsgeschichtlich, zwar an der Befreiung Polens, nicht aber an der staatlichen Neufindung beteiligt hatte.

Es ist jedoch festzuhalten, dass die genannten Krisenzeiten jeweils eine offenere Periode des Umgangs mit den Kriegshinterlassenschaften bewirkt hatten. Die letzte Aufklärungswelle von 1976 entwickelte sich – über fliegende Universitäten und Diskussionsrunden in Arbeiterzirkeln – politisch zur Oppositionsbewegung *Solidarnosc*, deren Massenproteste schließlich Mitte der 1980er Jahre den Wechsel in Polen einleiten konnten. In der Schlussphase der kommunistischen Herrschaft ist sogar zu beobachten, wie die Machthaber versuchten, bisher ausgeklammerte Themen vorsichtig für sich zu entdecken; die Ehrung des Marschalls Piłsudski 1988 gehört in diesen Kontext.

Seither sind umfangreiche Untersuchungen zu sogenannten „weißen Flecken“ der polnischen Geschichte durchgeführt worden, zum Teil auch und im Rahmen von Kooperationen mit den Kriegsgegnern. In diesem Zusammenhang kam es nach 1990 auch zur Aufklärung der Erschießungen polnischer Offiziere im Wald von Katyn, die im Folgenden näher beleuchtet werden sollen. Die ‚Katyn-Frage‘, wie dieser ganze Komplex des Verbrechens an den polnischen Offizieren und Polizisten verkürzt genannt wurde, besteht aus zwei Ebenen: Es geht zum einen um die Behandlung polnischer Kriegsgefangener in den Jahren 1939 bis 1940, das Funktionieren der Kriegsgefangenenlager, die Durchführung der Verhöre durch das NKWD mit dem Ergebnis der massenhaften Verhängung von Todesurteilen sowie den Verlauf der Exekutionen selbst. Wichtige Ergebnisse zu diesen Fragen lieferten unabhängige Forschungen. Ein wichtiger Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung des Kriegsverbrechens von Katyn war die fundierte Monografie „*Death in the Forest*“ von Janusz K. Zawodny, einem amerikanischen Professor polnischer Abstammung, die 1962 erschien und in sieben Sprachen übersetzt wurde. (Zawodny 1971) In den folgenden Jahren erschienen dann die Studien von Henri de Montfort (1966) und Louis Fitz Gibbon (1971).

Die zweite Ebene der ‚Katyn-Frage‘ berührt jedoch das polnische Nationalverständnis. Dabei ist zu beobachten, wie sich die Ebenen der Aufklärung über einen längeren Zeitraum hinweg verlagerten. Es handelte sich einerseits um den Kampf um die Aufklärung des Schicksals der hier ermordeten Menschen, der anfänglich durch die polnische Exilregierung und nach dem Zweiten Weltkrieg durch die polnische politische Emigration im Westen geführt wurde, und andererseits um die Bemühungen der UdSSR und der polnischen Kommunisten, die Morde zu verheimlichen und die ganze Angelegenheit aus dem nationalen Gedächtnis zu entfernen. Katyn steht im polnischen Nationalgedächtnis als symbolischer Ort für die Auslöschung der nationalen Führungsschicht, mit deren Führungsstärke dem Land möglicherweise das schlimme Schicksal der doppelten Okkupation im Krieg hätte erspart bleiben können. Der Erinnerung kommt dabei nationsstabilisierende Wirkung zu.

Im weiteren spreche ich die beiden Ebenen kurz an und werde die neuesten Forschungsergebnisse zum Thema Katyn vorstellen.

II.

Nach dem Angriff der UdSSR auf Polen am 17. September 1939 gerieten ca. 250.000 polnische Soldaten, darunter ca. 10.000 Offiziere, in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Die Sowjetunion hatte bis dahin keine internationalen Konventionen zur Behandlung von Kriegsgefangenen unterzeichnet und verfügte willkürlich über das Schicksal ihrer Gefangenen. Aufgrund einer Entscheidung des Politbüros des Zentralkomitees der KPdSU war nicht die Führung der Roten Armee, sondern das Innenressort oder das NKWD für die polnischen Gefangenen verantwortlich. Internationale Konventionen wurden auch missachtet, als Polen erschossen wurden, die sich bereits ergeben hatten, und Zivilpersonen (Beamte, Richter, Grundbesitzer, politische Aktivisten usw.) sowie Polizisten, Reserveoffiziere und sogar Kriegsversehrte in Gefangenschaft genommen wurden.

Aufgrund von Versorgungs-, Transport- und Unterbringungsproblemen lebten die Gefangenen unter sehr schlechten Bedingungen. Zunächst war keinerlei Briefkorrespondenz gestattet. Bei wiederholten Verlegungen wurde den Gefangenen nicht selten ihr wertvoller Privatbesitz gestohlen. Von Beginn an erfolgte eine politische Indoktrinierung, und es wurden detaillierte Karteien über die Inhaftierten angelegt.

Mitte Oktober 1939 befanden sich die meisten Gefangenen in extra für polnische Gefangene errichteten Lagern im Landesinneren Russlands (Ostaškov, Pavlischtschew Bor, Kozielsk, Putyvl, Kozjelschtschina, Starobielsk, Talize, Oranki). Die Sterblichkeitsrate unter den Inhaftierten war aufgrund der schlechten Lebensbedingungen hoch. Mithilfe zusammengetragener Informationen über die soziale Stellung, Nationalität, Beruf, Ausbildung, Parteizugehörigkeit, politische Ämter, Familienstand sowie von Angaben zur Militär- und Berufslaufbahn der Gefangenen suchten die sowjetischen Stellen nach Offizieren und anderen „Volksfeinden“, die sich unter den Soldaten unterer Ränge verbargen und „die antisowjetische Arbeit leisteten, die der Spionage verdächtigt wurden, die der PPS [Polnische Sozialistische Partei], Nationaldemokratie, Sozialdemokratie, Piłsudski-Gruppen oder anderen konterrevolutionären Parteien und Organisationen angehörten“ (zit. nach Głowacki 1998, 184). Bald darauf entschied man, drei Lagern – Ostaškov, Kozielsk, Starobielsk – einen Sonderstatus zu geben, um dort Offiziere, Polizisten und Gendarmen zu internieren. Die Schwierigkeiten, in den übrigen Lagern auch nur ein einfaches Existenzminimum herzustellen, veranlassten die Moskauer Regierung, einen Teil der polnischen Soldaten freizulassen: Im Oktober 1939 erklärte sich das Politbüro bereit, einen Teil der einfachen Soldaten und Unteroffiziere in ihre Heimat zu entlassen, soweit diese auf sowjetisch besetztem Gebiet lagen. Mitte Oktober wurde ein Abkommen zwischen Berlin und Moskau geschlossen, aufgrund dessen auch Soldaten aus dem Westen Polens entlassen wurden. Offiziere waren hiervon jedoch ausgenommen. Sie wurden – unabhängig von Heimatort und Status (Berufssoldaten, Reservisten, Pensionierte) – weiterhin festgehalten. Nach Abschluss der Freilassungs- und Verlegungsaktion Ende 1939 verblieben noch immer ca. 40.000 polnische Soldaten in den sowjetischen Lagern, darunter 8.500 Offiziere (Lager in Starobielsk und Kozielsk), 6.500 Polizisten (Ostaškov) und 25.000 einfache Soldaten und Unteroffiziere. Letztere wurden in vier

Arbeitslagern in der Nähe ukrainischer Bergwerke, Stahlhütten und Steinbrüche untergebracht. Ein Teil wurde auch in das „NKWD-Eisenbahnstrafarbeitslager Nord“ in Sjevšeldorlag – einem Teil des „Gulag“ – deportiert und dort beim Bau der Bahnstrecke Kotlas-Workuta eingesetzt. Die übrigen Gefangenen mussten beim Bau von Straßen und Militärflughäfen in Lagern der Region Lemberg (Lwów) arbeiten.

Ende Dezember 1939 befanden sich 15.105 Gefangene in den drei Sonderlagern. Mehr als die Hälfte von ihnen waren Offiziere (56,2 %), den Rest bildeten Polizisten, Gendarmen und andere. Der Anteil der Reservisten unter den Offizieren betrug 55 Prozent. Unter den Offizieren befanden sich 650 ältere Soldaten im Ruhestand, darunter nicht wenige Kranke und Invaliden. Unter den Reserveoffizieren waren Hunderte von Grund-, Ober- und Hochschullehrern, Ingenieure, Ärzte, Juristen, Journalisten, Künstler, Geistliche sowie gesellschaftlich oder politisch engagierte Personen – insgesamt also ein beträchtlicher Teil der damaligen polnischen Elite.

Die Lagerordnung für diese „Spezialkontingente“, wie die Gefangenen bezeichnet wurden, entsprach nicht den internationalen Bestimmungen zur Behandlung von Gefangenen. Erst im November 1939 wurde der Briefkontakt mit Familienangehörigen gestattet. Die Gefangenen wurden häufig verhört und anderen Repressionen ausgesetzt. Ab November 1939 wurden in den Lagern politische Ermittlungskommissionen des NKWD aus Moskau eingesetzt. Die Verletzung internationaler Konventionen veranlasste die Gefangenen zu – vergeblichen – Protesten sowohl bei den Lagerverwaltungen als auch bei übergeordneten Stellen. Die Behörden erklärten, die Genfer Konvention von 1929, auf die sich die Polen beriefen, sei „kein Dokument, das für Sie maßgeblich wäre. Halten Sie sich in ihrer Arbeit an die Direktiven der Abteilung für Kriegsgefangene des NKWD“ (Głowacki 1998, 23).

Aus Sicht der Sowjetregierung führten die Verhöre der NKWD-Ermittlungsgruppen zu dem Ergebnis, die dort inhaftierten Gefangenen seien Fanatiker, die gegen jegliche Umerziehungsversuche resistent seien – sowohl von sowjetischer als auch von deutscher Seite, da die Polen den Willen bekundet hatten, nach ihrer Freilassung aus dem Lager weiter gegen die Invasoren zu kämpfen. Vor dem Hintergrund des NKWD-Materials konnten sich die Insassen der Sonderlager auf keinen Fall Hoffnung auf Entlassung machen.

Allerdings waren die Lager überfüllt, die Versorgung der Gefangenen schwierig, denn die Offizierslager waren finanziell betrachtet defizitär, weil man deren Insassen nicht zu einer umfassenden Arbeitsleistung zwingen konnte, deren Produktivität über den Eigenbedarf der Lager hinausging. Schließlich wurde Platz für finnische Gefangene benötigt, nachdem Ende 1939 der finnisch-sowjetische Winterkrieg ausgebrochen war. Folglich sah sich die Sowjetregierung veranlasst, eine radikale Entscheidung über das Schicksal der Gefangenen in Erwägung zu ziehen. Die Versuche der Sonderermittlungsgruppen, Gefangene für eine Zusammenarbeit mit der UdSSR zu gewinnen, hatten miserable Ergebnisse gebracht. Nachdem man das kleine Reservoir von Personen, die zur Zusammenarbeit bereit waren, ausgeschöpft hatte, war der Rest der Gefangenen in den Augen Moskaus zu überflüssigem Ballast und einer zukünftigen Gefahrenquelle geworden, sollten sie die Gelegenheit zum Frontwechsel bekommen. Da die Polen jedoch Kriegsgefangene – auch wenn dieser Status kaum respektiert wurde – und fremde Staatsangehörige waren, verfuhr Moskau bei der Lösung dieser Frage mit Rücksicht auf das internationale Ansehen der UdSSR äußerst vorsichtig und unter strikter Geheimhaltung. Es gab Schnell- Gerichtsverfahren, und zur

Legitimierung von Urteilen nutzte man außergerichtliche Organe, für die Mangel an Beweisen kein Problem für eine Verurteilung der Angeklagten darstellte.

In der Anfangsphase des Krieges sollte das sogenannte „Sonderkollegium“ (russ. Osoboje Sovieschtschanieje, Abk. OSO) die Urteile fällen. Das Kollegium war 1934 gegründet worden, um Verbrechen gegen die Revolution zu untersuchen. Es konnte zur Verbannung und Lagerhaft bis zu zehn Jahren verurteilen. Als Erstes standen – Ende Dezember 1939 – 6.050 Gefangene aus dem Lager Ostaškov vor dem OSO, überwiegend Polizeibeamte und andere Repräsentanten des Bürgertums. 600 Personen wurden zu Lagerhaft zwischen drei und acht Jahren auf Kamčatka verurteilt. Zu ihrer Deportation kam es jedoch nicht mehr, weil die NKWD-Führung beschloss, das Problem der sogenannten „Freimachung“ der Gefangenenlager auf andere Weise zu lösen. Auf Vorschlag Soprunienkas empfahl Volkskommissar Lavrentij Berija, „alle in den NKWD-Lagern Starobielsk, Kozielsk und Ostaškov inhaftierten Funktionäre von Strafvollzug und Aufklärung, Provokateure, Kaufleute und Großgrundbesitzer in die Gefängnisse zu überführen [...]“. (Lebiediewa 1999, 1166) Offensichtlich sollte ein anderes „Justizorgan“ mit der Angelegenheit beauftragt werden.

Die russische Historikerin Natalia Lebiediewa kommt zu dem Schluss, dass Berija am 26./27. Februar 1940 – möglicherweise nach einem Gespräch mit Stalin – den Plan fasste, das Problem der Gefangenen aus allen drei Lagern zügig und auf einen Schlag zu lösen. Die Lagerleiter erhielten den Befehl, unverzüglich neue Informationen über die Gefangenen zusammenzustellen. Einige Papiere wurden nach Moskau gebracht, wahrscheinlich um sie Stalin als typische Akten politischer „Feinde“ vorzulegen. Anfang März wurden Personaldossiers zusammengestellt, auf deren Grundlage schließlich über die Erschießung der polnischen Offiziere entschieden wurde. Hinzu kamen noch Dokumente über Personen, die in den besetzten polnischen Gebieten inhaftiert waren. Auf diese Dossiers stützte sich Berija in einer Notiz an Stalin vom 3. oder 4. März 1940 (es fehlt das genaue Datum), die diesem am 5. März vorlag. Berija konstatierte:

I. Den NKWD der UdSSR zu beauftragen:

1) die Fälle der 14.700 Personen, die sich in Kriegsgefangenenlagern befinden [...], und

2) auch die Fälle der 10.000 verhafteten Personen, die sich in den Gefängnissen der Westbezirke der Ukraine und Weißrusslands aufhalten [...] in einem Sonderverfahren zu prüfen, wobei als Höchststrafe der Tod durch Erschießung verhängt wird.

II. Die Fälle ohne Vorladung der Inhaftierten und ohne Anklageverlesung zu prüfen [Hervorhebung d. Verf.].

III. Die Prüfung und Aburteilung der Fälle folgenden drei Genossen zu übertragen: Merkulov, Kabulov, Baštakov (Leiter der 1. Sonderaufklärungsabteilung des NKWD der UdSSR). (Snopkiewicz/Zakrzewski 1992, 21-27)

Die erste Seite dieses Dokuments trägt die Unterschriften von Josef Stalin, Kliment Worosilov, Vjačeslav Molotov und Anastas Mikojan. Aus einer Randnotiz geht hervor, dass auch Michail Kalinin und Lazar Kaganovič ihr Einverständnis erklärten. Die Schlussfolgerung der Berija-Notiz wurde auf der 13. Sitzung des Politbüros des ZK der KpdSU am 5. März 1940 beschlossen und in das Sitzungsprotokoll aufgenommen.

Schon am folgenden Tag begann man mit den Vorbereitungen der Liquidierungsaktion. Die genaue Zusammensetzung der 14.736 zur Liquidierung vorgesehenen Personen zeigt die folgende Tabelle.

Zusammensetzung der Gefangenen in den Lagern Kozielsk, Starobielsk und Ostaszkov Ende Februar/Anfang Januar 1940 (Dienstgrad und Funktionen)³

General, Oberst, Oberstleutnant	295
Major, Hauptmann	2.080
Oberleutnant, Unterleutnant, Fähnrich	6.049
Offizier und Unteroffizier der Polizei, des Grenzschutzes und der Gendarmerie	1.030
Gewöhnlicher Polizist, Gendarm, Vollzugsbeamter, Agent des Geheimdienstes	5.138
Beamter, Großgrundbesitzer, Geistlicher, Priester	144

Obwohl das Todesurteil über diese Menschen bereits seit dem 5. März 1940 feststand, wurde es formal von der sogenannten „Trojka“ gefällt. Dabei handelte es sich um ein weiteres außergerichtliches Strafverfolgungsorgan der UdSSR, dem auch die Stellvertreter von NKWD-Chef Berija angehörten. Dadurch, so urteilte die polnisch-russische Expertenkommission von 1993, sollte dem geplanten Vorgehen in den Augen der Ausführenden der Anschein von Rechtsstaatlichkeit verliehen werden.

Die Entscheidung verletzte nicht nur die internationalen Vereinbarungen über den Status von Kriegsgefangenen. Sie war per se rechtswidrig, denn die Polen wurden auf Grundlage sowjetischen Rechts für „Verbrechen“ verurteilt, die sie angeblich vor 1939 auf polnischem Territorium begangen hatten. Somit wurde nicht nur gegen das Rückwirkungsverbot verstoßen, man übertrug auch sowjetisches Recht auf das Gebiet des unabhängigen polnischen Staates.

Die Verurteilten wurden in Gefängnisse in Kiev, Charkov und Cherson gebracht, wo sie schließlich getötet wurden. Die Gefangenentransporte gingen zwischen dem 1. April und dem 19. Mai 1940 ab und wurden von Einheiten des NKWD eskortiert. Sie fuhren in interne NKWD-Gefängnisse in Charkow und Kalinin (heute Tver) sowie zum Bahnhof Gniezdovo bei Smolensk nahe Katyn. Die Opfer waren sich fast bis zum letzten Augenblick nicht über ihr Schicksal im Klaren. Viele gaben sich der Hoffnung hin, sie kehrten zu ihren Familien zurück. Die Generäle wurden sogar feierlich mit Orchester verabschiedet. Im Wald von Katyn wurden die Verurteilten, die an den Händen aneinandergefesselt waren, vor einem Graben, der als Massengrab diente, mit einem Schuss in den Hinterkopf getötet. Dabei verwendete man deutsche Pistolen vom Typ Walther und Munition, die in den dreißiger Jahren importiert worden waren. Verwundeten gab man einen Gnadenstoß mit dem Bajonett. Jüngere Opfer wurden mit Schnur oder Stacheldraht gefesselt. Die Soldaten wurden in ihren Uniformen mit angelegten Orden getötet. Dokumente, Impfpässe, Briefe, Zeitungsausschnitte und persönliche Notizen hatte man ihnen belassen, daher war es später möglich, die meisten Leichen aus Katyn zu identifizieren. Unter ihnen befand sich auch die Leiche einer Frau; es handelte sich um Anna Lewandowska, Oberleutnant der Luftwaffe.

³ Notiz L. Berijas für Genosse Stalin, in: Snopkiewicz/Zakrzewski 1992, 23.

Die Leichen wurden sorgfältig in Massengräbern bestattet. Auf ähnliche Weise wurden wahrscheinlich auch die Opfer aus den beiden anderen Lagern begraben, die in Piatichatk bei Charkov und Miednoje bei Tver liegen. In Charkov bzw. Tver erschoss der Henker die Polen nicht vor den Gruben im Wald, sondern in den Kellern der NKWD-Gefängnisse. Anschließend wurden die Leichen auf Lastwagen verladen und zu den Begräbnisstätten gebracht. Nach Abschluss der Operation wurden junge Kiefern auf den Gräbern gepflanzt. Die beteiligten 143 NKWD-Funktionäre, die die Erschießungen durchgeführt hatten, erhielten Belobigungen und Vergünstigungen, auch Geldprämien; außerdem wurden ihnen zu Ehren Bankette veranstaltet.

Wie aus Notizen des KGB-Chefs Alexandr Šelepın vom März 1959 hervorgeht, wurden im April und Mai 1940 insgesamt 21.857 „Personen aus dem ehemaligen bürgerlichen Polen“ erschossen, darunter 4.421 Gefangene aus Kozielsk, 3.820 aus Starobielsk und 6.311 aus Ostaškov. Weiterhin wurden 7.305 Häftlinge aus dem Westen Weißrusslands und der Ukraine erschossen, also weniger als am 5. März 1940 angegeben. Ungefähr 400 Häftlinge ließ man am Leben; sie wurden im Lager Pavlišchtschy Bor untergebracht. Hierbei handelte es sich um Personen, die sich während der Verhöre im Herbst 1939 zur Zusammenarbeit mit der UdSSR bereit erklärt hatten (u. a. Oberst Zygmunt Berling, der dann 1943 Kommandeur der Kościuszki-Division wurde), aber auch um Personen, die zwar als Feinde eingestuft wurden, die aber wertvolle Informationen oder Fähigkeiten besaßen, von denen man hoffte, sie später nutzen zu können (z. B. Geheimdienstler, Experten auf verschiedenen Gebieten). Man verzichtete auch auf die Tötung von Personen, in deren Fällen die deutsche und litauische Regierung interveniert hatten.

Die polnische Gesellschaft und insbesondere deren Eliten erlitten durch das Verbrechen von Katyn einen gewaltigen Verlust. Das Militär verlor 45 Prozent des Offizierspersonals seiner Landstreitkräfte; der Schaden für die polnische Wissenschaft, das gesellschaftliche und politische Leben und den Staatsapparat waren ebenfalls enorm. Die Folgen des sowjetischen Vorgehens sind vergleichbar mit der Vernichtung der polnischen Eliten durch das Dritte Reich, der 3.500 herausragende Vertreter der polnischen Gesellschaft zu Opfer fielen, die zwischen Mai und August 1940 im besetzten Generalgouvernement erschossen wurden.

III.

Nach dem deutschen Angriff auf die UdSSR am 22. Juni 1941 fand sich Moskau in den Reihen der Anti-Hitler-Koalition wieder; am 31. Juli 1941 wurde ein polnisch-sowjetisches Abkommen unterschrieben, aufgrund dessen alle zu Deportation oder Lagerhaft verurteilten Polen amnestiert wurden. Gleichzeitig begann man, auf dem Territorium der UdSSR eine polnische Armee aufzustellen. Der Kern des Offizierskorps sollte dabei aus ehemaligen amnestierten Gefangenen der drei Sonderlager bestehen. Es zeigte sich jedoch, dass nicht so viele amnestierte Offiziere zu der neuen Armee stießen wie geplant. Die polnische Regierung nahm an, das Amnestieabkommen werde in Bezug auf die Offiziere nicht angewendet. Die Leitung der polnischen Armee in der UdSSR bildete eine Sondereinheit unter Rittmeister Józef Czapski, die die Vermissten ausfindig machen sollte. Bald darauf präsentierte er der Sowjetregierung eine Liste mit mehreren Tausend vermissten Offizieren, erhielt jedoch lediglich zur Antwort, alle Offiziere seien bereits freigelassen worden.

Auch General Władysław Sikorski, Oberbefehlshaber der bürgerlichen polnischen Truppen und Premierminister der polnischen Exilregierung in London, erhielt bei einem Treffen mit Stalin im Dezember 1941 keine konkrete Antwort: Stalin spekulierte nur, die Gefangenen könnten in die Mandschurei geflohen sein.⁴ Im März 1942 schließlich teilte man der polnischen Exilregierung lakonisch mit, die gesuchten Offiziere hielten sich eventuell auf deutsch besetztem Territorium auf. Die polnisch-sowjetischen Beziehungen verschlechterten sich daraufhin im Laufe des Jahres 1942 deutlich. Ab Anfang 1943 waren die Beziehungen zwischen der polnischen Exilregierung und der sowjetischen Regierung auf einem Tiefpunkt angelangt.

Am 13. April 1943 gab ein deutsches Kommuniké die Entdeckung von Massengräbern polnischer Gefangener im Wald von Katyn bekannt. Die Exilregierung richtete daraufhin eine Note an die Sowjetregierung, in der diese um eine Stellungnahme gebeten wurde. Moskau nahm dies zum Anlass, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen, und warf den Polen Zusammenarbeit mit dem Dritten Reich vor; die diplomatischen Beziehungen zwischen Moskau und der polnischen Exilregierung London endeten am 26. April 1943.

Die deutschen Feststellungen über die Ermordung der polnischen Offiziere stützten sich auf Exhumierungsergebnisse einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von Professor Gerhard Buhtz. Sie bestätigten, dass in den Gruben Leichen von über 4.000 polnischen Offizieren lagen. Die Ergebnisse wurden von der Sowjetunion zurückgewiesen. Am 15. April 1943 reagierte Radio Moskau mit einem Kommuniké, in dem die Deutschen beschuldigt wurden, das Verbrechen begangen zu haben. „Die Goebbelschen Verleumder verbreiten in den letzten zwei bis drei Tagen schändliche, verleumderische und lügenerische Erfindungen“ – war in der Erklärung des Sowjetischen Informationsbüros am Tag danach zu lesen. „In ihnen wird behauptet, dass im Frühjahr 1940 im Raum Smolensk massenhaft polnische Offiziere durch sowjetische Organe erschossen worden wären. Die deutsch-faschistischen Schurken schrecken in ihrer neuerlichen und ungeheuerlichen Erfindung nicht vor unverschämten und niederträchtigen Lügen zurück, um damit unerhörte Verbrechen, die, wie jetzt offensichtlich ist, von ihnen selbst begangen wurden, zu vertuschen.“⁵ Die polnische Regierung beschloss, das Internationale Rote Kreuz mit einer Untersuchung zu beauftragen, um die Umstände des Verbrechens aufzuklären. Dies wurde ebenso wie ein ähnlicher deutscher Antrag vom Internationalen Roten Kreuz zurückgewiesen, das sich nicht instrumentalisieren lassen wollte. Längst war Katyn zu einem Symbol mit politischem Gewicht geworden.

Doch es gab eine quasi internationale Untersuchung. Ab Ende April erfolgten mit deutscher Genehmigung zahlreiche Exhumierungen durch eine international und mit Polen besetzte Expertenkommission. Deren Mitglieder hatten unbeschränkten Zugang

4 „Gen. Stalin antwortet“, notierte man in dem Gesprächsprotokoll zwischen Josef Stalin und Władysław Sikorski am 3. Dezember 1941, „dass alle Polen, die inhaftiert waren, nach der Amnestie befreit worden waren. Möglicherweise sind einige von ihnen immer noch vor ihrer Entlassung irgendwohin geflohen, zum Beispiel in die Mandschurei. Ich möchte“, sagte Gen. Stalin, „dass Herr Sikorski fest davon überzeugt ist, dass wir keinerlei Absicht haben, auch nur einen einzigen Polen zu inhaftieren ...“. Protokoll des Gesprächs zwischen Josef Stalin und Władysław Sikorski am 3. Dezember 1941, in: Kaiser 2002, 312.

5 Erklärung des Sowjetischen Informationsbüros zur deutschen Verlautbarung über die Erschießung polnischer Offiziere in Katyn, in: „Iswiestija“, 16. April 1943. Zit. nach Gerd Kaiser 2002, 346.

zu allen Tausend Leichen, die bis dahin exhumiert worden waren. Die Arbeiten dauerten fünf Wochen; sie wurden am 7. Juni 1943 abgebrochen, weil die Front näherrückte. Insgesamt wurden 4.143 Leichen exhumiert. Die Deutschen veröffentlichten am 10. Juni 1943 ein ausführliches Kommuniqué; einen Bericht ähnlichen Inhalts erarbeitete das Polnische Rote Kreuz. Man kam übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass das Verbrechen im Frühling 1940 begangen worden war. Im Mai 1943 zeigte man auch einigen gefangenen westalliierten Offizieren den Schauplatz des Verbrechens.

Der große Widerhall, den das Verbrechen auslöste, beunruhigte Stalins Partner in der Anti-Hitler-Koalition. Zwar zweifelte man in Washington und London nicht an der Schuld der UdSSR, dennoch ließ man sämtliches Material zum Thema Katyn geheim halten, um die Einheit der Anti-Hitler-Koalition nicht zu gefährden.⁶ Offiziell erkannte der Westen die sowjetische Version an, obwohl Polen seit 1939 ein Verbündeter des Westens im Kampf gegen Hitler war. Das Verhalten der westlichen Regierungen in dieser für Polen so wichtigen Frage entsprach keineswegs den Erwartungen der polnischen Exilregierung. Stattdessen ordneten sich die Großmächte in ihrer Haltung gegenüber Moskau vollkommen den bündnispolitischen Erfordernissen unter. Auf die polnische Exilregierung wurde Druck ausgeübt, damit diese Katyn nicht öffentlich thematisierte. In Großbritannien erscheinende polnische Publikationen wurden entsprechend zensiert.

Stattdessen wurde die von der Sowjetunion angebotene Gegendarstellung angenommen. Anfang 1944 stützte ein Bericht des sowjetischen Wissenschaftlers N. N. Burdenka, der die Gräber von Katyn im Januar 1944 zusammen mit einer Kommission untersucht hatte, die offizielle Version Moskaus, nach der die Deutschen die Polen zwischen September und Dezember 1941 ermordet hätten. Die Burdenka-Kommission bestand allerdings ausschließlich aus Sowjetbürgern; die neuerliche Exhumierung wurde in großer Eile durchgeführt. Auch eine Delegation der kommunistisch kontrollierten polnischen Armee veröffentlichte eine Erklärung, in der ebenso die Deutschen verurteilt wurden. (Zawodny 1989, 139 ff.) Trotz offener Fragen akzeptierten Washington und London den Burdenka-Bericht als endgültige Aufklärung des Falls.

Dennoch gelang die sowjetische Instrumentalisierung Katyns nicht über den Tag des alliierten Sieges hinaus. Beim Internationalen Nürnberger Kriegsverbrecherprozess 1945 setzte die UdSSR das Verbrechen von Katyn zwar zunächst mit auf die Liste der NS-Verbrechen. Als Ungereimtheiten auftauchten, entschied das Gericht jedoch, den Fall nicht weiter zu verhandeln. Bei der Urteilsverkündung wurde das Verbrechen von Katyn nicht mehr erwähnt. (Basak 1993)

Obwohl die Schuld der UdSSR offensichtlich war, bemühten sich die Westmächte in den ersten Nachkriegsjahren, die Angelegenheit zu vertuschen und totzuschweigen. Entsprechendes Material wurde weiterhin geheim gehalten. Im kommunistisch regierten Polen bemühte man sich ebenfalls, das Schicksal der Gefangenen in Vergessenheit geraten zu lassen. Zwar gab es in Polen unmittelbar nach 1945 Vorbereitungen zu einem Prozess, der die Schuld der Deutschen untermauern sollte, aber aufgrund des

6 So u. a. einen Bericht des britischen Botschafters bei der polnischen Regierung, Owen O'Malley.

sowjetischen Vetos wurde diese Idee sehr schnell verworfen.⁷ Jegliche Versuche, an diesen Mord zu erinnern, wurden untersagt. Die Personen, die die Wahrheit über Katyn verbreiteten, mussten mit den Repressalien des kommunistischen Staates rechnen. Die Erinnerung an die ermordeten polnischen Soldaten konnte nur in den Familien gepflegt werden. Mit der Dokumentierung des Kriegsverbrechens von Katyn befassten sich ausschließlich Kreise der polnischen Emigration im Westen. In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen die ersten Publikationen, die den Mord an polnischen Offizieren und Soldaten aufklären sollten (Czapski 1945; 1949; Mackiewicz 1949).

Mit der Intensivierung des Kalten Krieges änderte sich auch das politische Klima um den Fall Katyn. Ein weiteres Mal wurde das Verbrechen nun von den Großmächten instrumentalisiert; allerdings ermöglichte es der Ost-West-Konflikt, dass westliche Medien nunmehr frei über den Mord berichteten. 1951/52 tagte ein Sonderausschuss des US-Kongresses, der 81 Zeugen hörte (u. a. Mitglieder der internationalen Expertengruppe, die 1943 in Katyn gearbeitet hatte). Schließlich stellte er fest, an der Schuld der UdSSR könne kein Zweifel bestehen.⁸ Die Volksrepublik Polen und die UdSSR reagierten darauf mit einer von oben gesteuerten Protestaktion. Das Organ der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, „Trybuna Ludu“, brachte auf der ersten Seite die Erklärung der polnischen Regierung mit dem vielsagenden Titel heraus: „Die polnische Nation verurteilt mit Empörung die zynische Provokation der amerikanischen Imperialisten, die den tragischen Tod von tausenden polnischen Bürgern in Katyn ausnutzen“. In der Erklärung wiederholte man erneut die sowjetische Version über die deutsche Verantwortung für das Katyn-Massaker.⁹ 1953 erschien die Publikation von Bolesław Wójcicki „Die Wahrheit über Katyn“. Der Leser findet in dieser Publikation keine Aufklärung des Falls Katyn, Wójcicki griff stattdessen die Vereinigten Staaten und ihre Politik an. Er warf ihnen Geschichtsklitterung vor und betonte noch einmal, für das Massaker seien die deutschen Einheiten verantwortlich gewesen. Wie es zu erwarten war, erfreute sich diese Publikation großer Popularität in der polnischen Gesellschaft und verschwand sehr schnell aus den Buchhandlungen. Nicht alle Polen waren mit der Version von Wójcicki einverstanden. In der Universitätsbibliothek in Wrocław (Breslau) befindet sich ein Exemplar des Buches von Wójcicki, auf dessen Umschlag folgendes Kommentar zu lesen ist: „Achtung!!! Dieser Herr ist ein Trottel, hiermit möchte ich das an Ort und Stelle bestätigen.“

Das Schicksal der Kriegsgefangenen blieb stets eine offene Wunde in den polnisch-sowjetischen Beziehungen. Das „Tauwetter“ in Polen im Jahre 1956 und die Übernahme der Macht durch den Kommunisten Władysław Gomułka veränderte nicht die Behandlung des Problems ‚Katyn‘. Es kam zwar zur Unterschreibung des neuen polnisch-sowjetischen Abkommens und zur Aufnahme der Repatriierung der Polen aus der UdSSR; das Thema Katyn wurde jedoch nicht angesprochen, sondern mit

7 IJ. Zawodny 1989, 140. Das Thema dieses Prozesses griff der polnische Schriftsteller, Włodzimierz Odojewski in seinem Roman „Katyń. Milczący, niepokonani“ [Katyn. Schweigende, Unbesiegte] (Warszawa 2007) auf.

8 Vgl. The Katyn Forest Massacre: Hearings before the Select Committee to Conduct an Investigation of the Facts. Evidence and Circumstances of the Katyn Forest Massacre. Washington 1951-1952.

9 Naród polski z oburzeniem potępia cyniczne prowokacje imperialistów amerykańskich żerujących na tragicznej śmierci tysięcy obywateli polskich w Katyniu. Oświadczenie rządu Polskiej Rzeczypospolitej Ludowej, „Trybuna Ludu“, 1 marca 1952, S. 1. Siehe ferner Arski 1952; Infeld 1952, Szalewski 1952.

Schweigen übergangen. In der Literatur kann man Äußerungen finden, dass Nikita Chruschow dem polnischen Parteisekretär Gomulka Ende der 1950er Jahre vorgeschlagen hat, den Fall ein für alle Mal zu klären und die ganze Schuld Stalin in die Schuhe zu schieben, aber Gomulka lehnte diesen Vorschlag ab. „Für uns ist das eine wichtige, ernsthafte Sache“ – notierte der langjährige Leiter der polnischen Abteilung beim ZK der KPdSU, Piotr Kostikov – „und es passt nicht, über sie auf Versammlungen zu diskutieren. Das könnte Kettenreaktionen hervorrufen. Er reicht nicht, Stalin schuldig zu erklären. Die Menschen fragen nach den Einzelheiten. Wo liegen die Offiziere begraben? Alle in Katyn? Wo sonst noch? Seid ihr bereit, auf alle diese Fragen der Familien zu antworten? Nein? So kann man, Nikita Chruschow, diese Frage nicht erledigen.“¹⁰

Dieser angebliche Vorschlag hinderte den sowjetischen Parteisekretär nicht, die verbliebenen Katyn-Akten bis auf einzelne Schriftstücke vernichten zu lassen. „Für die sowjetischen Organe“, so war in der Notiz des Vorsitzenden des KGB bei der Regierung der UdSSR, A. N. Schelepin, für den ersten Parteisekretär, Nikita Chruschow, vom 3. März 1959 zu lesen, „besteht weder für all diese Unterlagen ein operatives Interesse noch haben sie einen historischen Wert. Es ist wenig wahrscheinlich, dass sie für unsere polnischen Freunde von wirklichem Interesse sind. Im Gegenteil, irgendeine unvorhergesehene Unvorsichtigkeit kann zur Aufdeckung der durchgeführten Operation führen, mit allen für unseren Staat unerwünschten Folgen. Dies um so mehr, da bezüglich der im Wald von Katyn Erschossenen eine offizielle Version besteht. Sie wird durch die auf Initiative der sowjetischen Machtorgane 1944 durchgeführten Untersuchungen bestätigt [...] Entsprechend den Schlussfolgerungen dieser Kommission werden alle dort liquidierten Polen als durch die deutschen Okkupanten vernichtet betrachtet. Die Materialien der Untersuchung wurden seinerzeit intensiv in der sowjetischen und der ausländischen Presse behandelt. Die Schlussfolgerungen der Kommission sind fest in der internationalen öffentlichen Meinung verankert.“ (Kaiser 2002, 354) Die aufgehobenen Dokumente wurden als streng geheim eingestuft, sie durften nur von den nachfolgenden Parteisekretären eingesehen werden. In den nächsten Jahrzehnten wurde die Katyn-Frage nicht mehr behandelt.

1971 kehrte die Katyn-Frage auf die politische Bühne zurück – beide Kammern des britischen Parlaments debattierten über das Verbrechen und die Möglichkeit, die UNO mit seiner Untersuchung zu beauftragen. In den siebziger Jahren begannen sowjetische Dissidenten, sich für Katyn zu interessieren. In Polen befasste sich die demokratische Opposition mit dem Fall; im Untergrund erschienen Bücher zu dem Thema; in Kirchen und auf Friedhöfen wurde der Ermordeten gedacht. (Łojek 1989; Madajczyk 1989; 1990)

Die Perestrojka und der politische Wandel im Ostblock bedeuteten schließlich die Wende auch für den Fall Katyn. Nachdem gegen Ende der achtziger Jahre bereits eine Reihe „weißer Flecken“ in der Geschichte der UdSSR aufgedeckt worden waren, änderte sich das politische Klima insoweit, dass die Wahrheit über Katyn ausgesprochen werden konnte: Obschon es zur Gründung einer polnisch-sowjetischen Historikerkommission gekommen ist, die eine Debatte über das sowjetische Verbrechen

10 Zit. nach: Piotr Oseka, *Kłamstwo specjalnego znaczenia* [Die Lüge und ihre besondere Bedeutung], „Gazeta Wyborcza“, 16.09.2007.

einleiten sollte, wagte sich die polnische kommunistische Macht nicht, diese Frage zum Abschluss zu bringen.

Das Jahr 1989 bedeutet eine wichtige Zäsur nicht nur in der polnischen Nachkriegsgeschichte, sondern auch im Prozess der Wiedergewinnung der historischen Erinnerung der Polen. Es wurde vor allem die Beseitigung der sogenannten „weißen Flecken“ fortgesetzt. In den nächsten Jahren setzte eine rege wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Themen ein. (Vgl. Ciesielski/Hryciuk/Srebrakowski 1993; Strzembosz 1996; Ciesielski 1996; 2003; Glowacki 1997) Heute, aus der Perspektive der vergangenen Jahre, kann man feststellen, dass zu den am häufigsten erforschten Themen in der ersten Hälfte der 1990er Jahre eben die polnisch-sowjetischen Beziehungen, nicht nur in Fragen der Repressionen, sondern auch der Relationen zwischen der kommunistischen Macht in Polen und ihren Betreuern und Vorgesetzten in Kreml, gehörten.

Im April 1990 bekannte sich die UdSSR schließlich offiziell zu ihrer Schuld an der Ermordung der polnischen Offiziere in Katyn. Danach konnten die Gesellschaft „Memorial“ und eine Gruppe unabhängiger russischer Historiker (Natalia Lebediewa, Valentina Parsadanova, Jurij Zoria) sowie einige KGB-Mitarbeiter die wichtigsten Dokumente aufzufindig machen – unter anderem wurde 1992 ein Schriftstück nach Polen gebracht, das die Hinrichtung der Polen bestätigt und die Unterschrift Stalins trägt. Zu dieser Zeit wurde auch ein Abkommen über die Zusammenarbeit polnischer und russischer Archive bei der Sammlung und Veröffentlichung von Dokumenten unterzeichnet. Zudem machte Russlands Präsident Boris Jelzin am 14. Oktober 1992 die bislang streng geheimen Dokumente von Berijas Geheimpolizei öffentlich und übergab sie dem polnischen Präsidenten Lech Walesa.

Es wurden umfassende Archivarbeiten durchgeführt, die mit Veröffentlichung der wichtigsten Dokumente endeten.¹¹ Außerdem erschienen einige wichtige Arbeiten russischer Historiker. Nun liegen vier umfangreiche Bände einer Editionsreihe mit dem Titel „Katyn – Dokumente eines Verbrechens“ vor, die Schlüsseldokumente über das Schicksal der polnischen Gefangenen enthalten. Das Gedenken am Hinrichtungsort selbst wurde institutionalisiert, nicht zuletzt nachdem im Zuge der Recherchen zwei weitere Grabstätten polnischer Gefangener entdeckt worden waren. Nach Abschluss der Exhumierungen wurden im Jahr 2000 in Katyn, Miednoje bei Twer und Piatichatki bei Charkow Soldatenfriedhöfe eingerichtet.

Die Veränderungen in Polen nach 1989 und die Öffnung der sowjetischen Archive waren für die Familien der Opfer von größter Bedeutung. Nun konnten Sie in der Öffentlichkeit ihrer Toten gedenken und die Erinnerung an sie weiterpflegen. Sie schlossen sich nicht nur in eigenen Organisationen (die sogenannten Katyn-Familien) zusammen, sie begannen außerdem in der Öffentlichkeit das Thema zu popularisieren.

In den 1990er Jahren wurde in Polen viel getan, um an das Leid der Polen in den ehemals polnischen Ostgebieten „Kresy“ zu erinnern. Es wurden neue Denkmäler errichtet und Forschungen unterstützt. Im Mittelpunkt stand immer die Katyn-Frage. Jedes Jahr fanden die Feierlichkeiten zur Erinnerung an den Mord der polnischen Offiziere mit Beteiligung der Regierung oder des Präsidenten statt. Besondere Feierlichkeiten wurden anlässlich des 65. Jahrestages des Mordes in Katyn im Jahre 2005

11 Katyń. Dokumenty zbrodni [Katyn. Dokumente eines Verbrechens]. 4 Bd. Warschau 1995-2006.

begangen. Der Staatspräsident, Aleksander Kwasniewski, ehrte russische Bürgerrechtler und Historiker, die sich für die Aufklärung des Mordes eingesetzt haben, mit hohen polnischen Auszeichnungen. Das Thema der stalinistischen Verbrechen wurde darüber hinaus in den Schulbüchern stärker berücksichtigt.

Einen besonderen Anstoß, sich mit dem Thema Katyn erneut zu beschäftigen, gab der Film des bekannten polnischen Regisseurs Andrzej Wajda unter dem Titel „Katyn“, der 2007 in den polnischen Kinos gezeigt wurde. Dieser Film wurde auch in Russland und in anderen Ländern gezeigt. Allerdings muss die in diesem Zusammenhang durchgeführte Meinungsumfrage nachdenklich stimmen:¹² 40 Prozent der Polen kannte die Wahrheit über Katyn nicht. Jeder zehnte Pole war der Meinung, an dem Mord seien die Deutschen beteiligt gewesen. Jeder fünfte Pole vertrat die Meinung, der Fall-Katyn sei noch nicht aufgeklärt. In diesen Ergebnissen sieht man noch den Einfluss der kommunistischen Propaganda, die den Mord an Polen nur mit Deutschland in Verbindung brachte und die sowjetische Verantwortung verschwieg. Man sollte die Hoffnung nicht aufgeben, dass in der Zukunft diese falsche Sichtweise keine Bedeutung mehr haben wird, vor allem aufgrund der besseren schulischen Ausbildung.

LITERATUR

- Arski, Stefan (1952): Propaganda ludobójców [Propaganda der Voelkermoeder], „Trybuna Wolności“, Nr. 10.
- Basak, Adam (1993): Historia pewne mistyfikacji. Zbrodnia katyńska przed Trybunałem Norymberskim [Geschichte einer Mystifizierung. Das Katyner Verbrechen vor dem Nürnberger Tribunal]. Wrocław.
- Borodziej, Włodzimierz (2006): Geschichte und Geschichtspolitik im demokratischen Polen, in: Franz Merli, Gerhard Wagner (Hg.): Das neue Polen in Europa. Politik, Recht, Wirtschaft, Gesellschaft, Innsbruck, Wien, Bozen, 401-412.
- Ciesielski, Stanisław (1996): Polacy w Kazachstanie 1940-1946. Zesłancy lat wojny [Die Polen in Kasachstan in den Jahren 1940-1946], Wrocław.
- Ciesielski, Stanisław (Hg.) (2003): Przemiany narodowościowe na Kresach Wschodnich II Rzeczypospolitej 1931-1948 [Die nationalen Veränderungen in den östlichen Gebieten der Zweiten Polnischen Republik in den Jahren 1931-1948], Toruń.
- Ciesielski, Stanisław, Grzegorz Hryciuk, Aleksander Srebrakowski (1993): Masowe deportacje radzieckie w okresie II wojny światowej [Die sowjetischen Massendeportationen während des Zweiten Weltkrieges], Wrocław.
- Czapski, Józef (1945): Wspomnienia starobielskie, Bolonia.
- Czapski, Józef (1947): Wspomnienia starobielskie [Erinnerungen an Starobielsk], Rzym.
- Czapski, Józef (1948): Zbrodnia katyńska w świetle dokumentów [Das Katyner Verbrechen im Lichte der Dokumente]. Londyn.
- Czapski, Józef (1949): Na nieludzkiej ziemi, Paryż.
- Galecki, Lukasz und Basil Kerski (Hg.) (2000): Die polnische Emigration und Europa 1945-1990. Eine Bilanz des politischen Denkens und der Literatur im Exil, Osnabrück.

12 Vgl. Eliza Olczyk, 40 procent Polaków nie zna prawdy o zbrodni katyńskiej [40% der Polen kennt die Wahrheit über das Katyn-Verbrechen nicht], in: „Rzeczpospolita“, 23.04.2007. Vgl. ferner Barbara Fedyszak-Radziejowska, Dzieje kłamstwa katyńskiego [Geschichte der Katyn-Lüge], in: „Rzeczpospolita“, 23.04.2007; Tylko elita pamięta? [Nur die Elite erinnert sich?], in: „Gazeta Wyborcza“, 16.09.2007.

- Garsztecki, Stefan (2008): Belarussische und polnische Diskurse über die Vergangenheit – Dekonstruktion, Mythologisierung oder Wahrheitssuche? In: Zdzisław Krasnodębski, Stefan Garsztecki, Rüdiger Ritter (Hg.): *Last der Geschichte? Kollektive Identität und Geschichte in Ostmitteleuropa. Belarus, Polen, Litauen, Ukraine, Hamburg*, 331-380.
- Gibbon, Louis Fitz (1971): *Katyn. A Crime without Parallel*. London (deutsche Ausgabe: *Das Grauen von Katyn. Verbrechen ohne Beispiel*. Vlotho 1980).
- Głowacki, Albin (1997): *Sowieci wobec Polaków na ziemiach wschodnich II Rzeczypospolitej 1939-1941* [Die Einstellung der Sowjets gegenüber der Polen in den östlichen Gebieten der Zweiten Polnischen Republik in den Jahren 1939-1941], Łódź.
- Głowacki, Albin (1998): *Sowieci wobec Polaków na ziemiach wschodnich II Rzeczypospolitej 1939-1941* [Das Verhalten der Sowjets gegenüber den Polen in den Ostgebieten der II. Republik 1939-1941]. Łódź.
- Grabowska, Alina (Hg.) (2002): *S. RWE. Wpamięnienia pracowników Rozgłośni Polskiej Radia Wolna Europa* [Radio Free Europa. Die Erinnerungen von Mitarbeitern der Polnischen Abteilung des Radio Free Europe], Warszawa.
- Infeld, Leopold (1952): *Sprawa katyńska – nowa nikczemna prowokacja imperialistów amerykańskich* [Die Katyn-Frage – neue verleumderische Provokation der amerikanischen Imperialisten], „O trwałą pokój, o demokrację ludową”, Nr. 12.
- Jeremina, L. S. (Hg.) (1997): *Represji protiv poljakow i polskich grażdian* [Die Repressionen gegenüber den Polen und den polnischen Staatsbürgern], Moskwa.
- Kaiser, Gerd (2002): *Katyn. Das Staatsverbrechen – das Staatsgeheimnis*, Berlin.
- Katyń. Dokumenty zbrodni [Katyn. Dokumente eines Verbrechens]. 4 Bd. Warszawa 1995-2006.
- Korek, Janusz (1998): *Paradoksy paryskiej „Kultury“*. Ewolucja myśli politycznej w latach 1948-1980 [Paradoxen der Pariser „Kultura“]. Die Evolution des politischen Denkens in den Jahren 1948-1980], Sztokholm.
- Kraft, Claudia (2006): *Die Debatte über politisches Nationalbewusstsein und polnische Erinnerungskultur heute*, in: Bernd Faulenbach, Franz-Josef Jelich (Hg.): „Transformationen“ der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989, Essen, 93-112.
- Kultura i jej krag 1946-1986*. Katalog wystawy czterdziestolecia Instytutu Literackiego [Die Zeitschrift „Kultur“ und ihr Kreis 1946-1986. Ausstellungskatalog anlässlich des 40. Jahrestages des Instituts für Literatur], Paryz 1987.
- Lebiediewa, Natalia (1997): *Katyń. Zbrodnia przeciw ludzkości* [Katyn. Verbrechen gegen die Menschlichkeit], Warszawa.
- Lebiediewa, Natalia (1999): *Proces podejmowania decyzji katyńskiej* [Entscheidungsprozess in Sachen Katyn]. In: *Europa nieprowincjonalna. Przemiany na ziemiach wschodnich dawnej Rzeczypospolitej*. Hrsg. v. Krzysztof Jasiewicz. Warszawa.
- Loew, Peter Oliver (2008): *Helden oder Opfer? Erinnerungskulturen in Polen nach 1989*, in: *Osteuropa*, H. 6, 85-102.
- Łojek, Jerzy (1989): *Dzieje sprawy Katynia* [Die Geschichte des Falls Katyn]. Białystok.
- Mackiewicz, Josef (1949): *Katyn – ungesühntes Verbrechen*. Zürich, 2. Auflage 1987.
- Madajczyk, Czesław (1989): *Dramat katyński* [Das Katyn Drama]. Warszawa.
- Madajczyk, Czesław (1990): *Pamiętniki znalezione w Katyniu* [In Katyn gefundene Tagebücher]. Wrocław.
- Madajczyk, Piotr (2004): *Die polnische Erinnerung an die deutsche und sowjetische Besatzungspolitik während des Zweiten Weltkrieges*, in: Wolfgang Benz (Hg.): *Wann ziehen wir endlich den Schlussstrich? Von der Notwendigkeit öffentlicher Erinnerung in Deutschland, Polen und Tschechien*, Berlin, 95-112.
- Madajczyk, Piotr (2007): *Kriegserfahrung und Kriegserinnerungen: Der Zweite Weltkrieg in Polen*, in: *Der Zweite Weltkrieg in Europa. Erfahrung und Erinnerung*, hrsg. von Joerg Eckterkamp und Stefan Martens, Paderborn, 97-111.

- Madajczyk, Piotr (2007/2008): Krieg und seine Folgen, T. 1: Historiographie der Opferdiskurse in Polen und Deutschland, in: *Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften*, F. 1, 65-120.
- de Montfort, Henri (1966): *Le Massacre de Katyn*, Paris.
- Nijakowski, Lech M. (2008): Polska polityka pamięci. Szkic socjologiczny [Polnische Geschichtspolitik. Eine soziologische Skizze], Warszawa.
- Odojewski, Włodzimierz (2007): *Katyń. Milczący, niepokonani* [Katyn. Schweigende, Unbesiegte]. Warszawa.
- Popinski, Krzysztof, Aleksander Kokurin, Aleksander Gurianow (1995): Drogi śmierci. Ewakuacja więźniów sowieckich z Kresów Wschodnich II Rzeczypospolitej w czerwcu i lipcu 1941 [Die Wege des Todes. Die Evakuierung der sowjetischen Gefängnisse aus den östlichen Gebieten der Zweiten Polnischen Republik im Juni-Juli 1941], Warszawa.
- Ruchniewicz, Krzysztof (2003): Zeitgeschichte in Polen nach 1989. Forschungsschwerpunkte, „weiße Flecken“ und historische Kontroversen, in: *Jahrbuch für Europäische Geschichte*, Bd. 4, München, 39-69.
- Ruchniewicz, Krzysztof (2006): Die Erinnerung an die Opfer des Stalinismus als Thema öffentlicher Diskussion in Polen, in: Bernd Faulenbach, Franz-Josef Jelich (Hg.): „Transformationen“ der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989, Essen, 79-92.
- Siedlecki, Julian (1990): *Losy Polaków w ZSRR w latach 1939-1986* [Das Schicksal der Polen in der UdSSR in den Jahren 1939-1986], Gdańsk.
- Snopkiewicz, Jacek, Andrzej Zakrzewski (Red.) (1992): *Dokumenty Katynia. Decyzja*. Warszawa.
- Strzembosz, Tomasz (Hg.) (1996): *Okupacja sowiecka (1939-1941) w świetle tajnych dokumentów. Obywatele polscy na kresach polnocno-wschodnich II Rzeczypospolitej pod okupacją sowiecką w latach 1939-1941* [Die sowjetische Okkupation (1939-1941) im Spiegel der geheimen Dokumente. Die polnischen Bürger in den nördlich-östlichen Ostgebieten der Republik Polen unter sowjetischer Okkupation in den Jahren 1939-1941], Warszawa.
- Szalewski, Zbigniew (1952): Reżyserzy prowokacji katyńskiej [Die Regisseure der Katyn-Provokation], „Po prostu”, Nr. 11.
- The Katyn Forest Massacre: Hearings before the Select Committee to Conduct an Investigation of the Facts. Evidence and Circumstances of the Katyn Forest Massacre. Washington 1951-1952.
- Traba, Robert (2006): *Historia – przestrzeń dialogu* [Geschichte als Dialograum], Warszawa.
- Zawodny, Janusz K. (1971): *Zum Beispiel Katyn. Klärung eines Kriegsverbrechens*. München (US-Ausgabe u.d.T.: *Death in the Forest – The story of the Katyn Massacre*. Notre Dame, Indiana 1962).
- Zawodny, Janusz Kazimierz (1989): *Katyń. Z przedmową Zbigniewa Brzesińskiego*, Lublin-Paryż.

Zur Erinnerung an die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968¹

Alexander von Plato

Vorbemerkung

Wir wissen einiges über die Bedeutung des Prager Frühlings und seiner Niederschlagung durch Warschauer-Pakt-Truppen für die DDR: zum Beispiel dass die gesamte DDR-Opposition in ihren verschiedenen Facetten durch den Prager Frühling die Hoffnung eingepflanzt bekam: „Veränderung ist möglich!“, dass der „tschechoslowakische Winter“, also der Einmarsch von Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei, diese Hoffnung nicht ganz ersticken konnte; denn diejenigen, die 1968 kritisiert hatten, waren 1989 zum großen Teil wieder dabei.

Wir wissen auch, dass die SED-Spitze, besonders ihr Chef Walter Ulbricht, einer der Hauptgegner der Dubcek-Führung war; dass die DDR-Truppen sich dennoch nur im Hintergrund gehalten haben. So waren die 7. Panzerdivision und die 11. motorisierte Schützendivision zwar bereits seit dem Juli 1968 in Gefechtsbereitschaft versetzt und in die Nähe der tschechischen Grenze verlegt worden, aber nur ein Funktrupp überschritt quasi symbolisch die Grenze und sorgte damit für die erste Intervention auch deutscher Truppen seit dem Zweiten Weltkrieg.

Wir wissen auch, dass es einige Widerstandsaktionen in der DDR gegeben hat: Laut Stasi-Berichten handelte es sich vor allem um Unterschriftenverweigerungen oder um „schriftliche Hetze gegen die Friedensmaßnahmen“. Ohne „raffinierte Methoden“ „wurden an 389 Stellen in Berlin insgesamt“ – so weist die Stasi akribisch aus – „3.528 Flugblätter verbreitet und an 212 Stellen 272 Losungen geschmiert“ (Wolle 1992, 43). Wer dabei ergriffen wurde – und dies waren immerhin 63% der Flugblattverteiler laut Stasi-Statistik –, hatte mit harten Strafen zu rechnen. „Bei den ermittelten Tätern handelt es sich fast ausschließlich um Personen unter 30 Jahren, vornehmlich um das Alter zwischen 17 und 25 Jahren“, vermutlich mit leichtem Schwerpunkt auf Oberschülerinnen und Oberschülern.

Von den Alten und Älteren ist in den Akten kaum die Rede – sie sind nicht polizeilich aufgefallen. Aber bedeutete dies Zustimmung? Was hielten diese Älteren nach Krieg, 17. Juni 1953 und Mauerbau von diesem Einmarsch mit deutscher Beteiligung?

1 Ein unveröffentlichter Vortrag zum 25. Jahrestag der Besetzung der Tschechoslowakei, gehalten 1993 in Leipzig.

Erinnerungen

Eine Recherche durch unsere 1987 in der DDR geführten Interviews² scheint zunächst einmal die Stasi-Akten zu bestätigen: Der Prager Frühling und seine Unterdrückung haben keinen sicht- bzw. hörbaren „Mitteilungsdruck“ geschaffen. Erst von den Interviewern absichtlich unpräzise gestellte Nachfragen zum Jahr 1968³ evozierten als erste Reaktion Nichtverstehen, Dummstellen oder Zustimmung zu der „Maßnahme unseres Staates“. Drei Grundtendenzen treten schließlich in den Äußerungen zum Prager Frühling auf Anfrage hervor:

- Die erste Tendenz zeigt Menschen, die es gelernt haben, jene politische Haltungen wiederzugeben, die auch im Neuen Deutschland nachzulesen waren, manchmal geradezu grob bis „sprechblasenhaft“, insbesondere solchen unsicheren Kandidaten wie uns Westdeutschen gegenüber. Unter ihnen sind die in der Mehrheit, die den 17. Juni 1953 erlebt haben und zumeist lernen mussten, dass Widerstand nichts bringt, oder sogar gefährlich, sicherlich aber der Karriere nicht förderlich ist.
- Die zweite Tendenz demonstriert Ablehnung und Kritik auf der Grundlage persönlicher Erfahrungen der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges oder persönlicher Bekanntschaften mit Tschechen bzw. Slowaken oder auf Basis der Westberichterstattung über die Intervention in der CSSR. Unter diesen Befragten sind nicht nur Oppositionelle oder Kritiker des DDR-Systems zu finden, sondern auch frühere Sozialdemokraten und Kommunisten, die sich an das Münchner Abkommen und den Einmarsch der Wehrmacht in die Tschechoslowakei erinnern.
- Vertreter der dritten Tendenz sind angesichts der Mixtur aus Ablehnung der Intervention und der Furcht vor möglichen Konsequenzen ihrer Äußerung kaum in der Lage, eine Weder-noch-Haltung zu formulieren.

Einige Beispiele aus Interviews, die die drei genannten Tendenzen zumindest deutlich machen:

a. Eine Verteidigerin

Auf zweimalige Nachfrage zur CSSR 1968, antwortet Carola Herz⁴:

Also, was die CSSR betraf, da war mir sofort klar, da gab's keine Spontaneität, da war mir klar, dass dort die Konterrevolution also Fuß gefasst hat. Und dass diese Armeen, so war ja auch unsere NVA drüben –, dass nur mit dieser Hilfe, und auch die Hilfe angefordert wurde, dass das konnte niedergeschlagen werden, dass das nicht – das war mir also sofort klar ... Ich hab Bekannte in der CSSR, und da sagte eine Frau: Na ja, wir verstehen nicht, dass Ihr einmar-

2 Gemeinsam mit Dorothee Wierling und Lutz Niethammer konnte ich 1987 eine Reihe von Interviews in der damaligen DDR führen. Die Interviews sind zugänglich im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen. Vgl. zu den Ergebnissen der Befragung Niethammer/Plato/Wierling 1991.

3 Bei ungefähr 15 % unserer Interviews gestellt.

4 Die Namen der hier und im Folgenden genannten Interviewpartner wurden geändert. Das Interview mit Frau Herz führte Dorothee Wierling.

schiert seid und so weiter, und das haben die ja auch geschrieben, die verstanden das nicht. Ja aber, das hat ja mit Aggression nichts zu tun. Wenn das ne Aggression gewesen wäre, dann hätten wir oder die Sowjetunion das Land besetzt. So, jetzt sitzen wir da drin.

Interviewerin (I.): Aber es war doch ein Gewaltakt, es wurde doch als Aggression empfunden.

Herz: Ziel war doch nie, dass wir wieder (!) das Land besetzen wie '39. Ist niemand drüben geblieben, weil das ja gar nicht nötig war.

An anderer Stelle, im Zusammenhang mit dem 17. Juni, 1953 sagte Carole Herz:

Das ist an und für sich normal, der 17. Juni. Denn es gab Ungarn, es gab CSSR, es gibt überall, wo die neue Gesellschaft auftaucht, die Konterrevolution. Das gibt's überall.

Das Erstaunliche an diesen wie an anderen Verteidigungshaltungen der Intervention ist der genaue Bezug zur nationalsozialistischen Politik: Die Parallele zu 1938 wird in voreilender Annahme dieses Arguments sofort gezogen, gewinnt aber ihre eigentliche Bedeutung nicht im Sinne eines Erschreckens über die Invasion, sondern umgekehrt für deren Banalisierung. 1968 habe man doch eine Lappalie abgeliefert angesichts „unserer“ Besetzung von 1938/1939. Außerdem könne man heute als internationalistischer Sozialist eigentlich eher von Hilfe denn von Besetzung sprechen. Man verschwinde ja sofort wieder und bleibe dort nicht, weil das ja auch gar nicht nötig sei. Man weiß nicht, ob man hier von Naivität oder Zynismus sprechen soll. Ein Blick in die Lebensgeschichte von Frau Herz könnte Aufschluss geben.

Frau Herz, Jahrgang 1920, stammt aus einer sozialdemokratischen Arbeiter- bzw. Heimarbeiterin-Familie. Nach der Volksschule – mehr war finanziell trotz anderer Wünsche nicht drin – wurde sie Handarbeiterin in einem Textilbetrieb, der auf Rüstungsproduktion umgestellt wurde. Nach Kriegsende stellte sie wieder Trikotagen her, die vor allem als Reparationen in die Sowjetunion gingen. Ihr Verlobter trennte sich von ihr und ging in den Westen ebenso wie ihr Bruder. Sie blieb unverheiratet. Die Teilung Deutschlands hat ihr „wehgetan“, weil „wir ein Volk sind“. 1951 trat sie der Deutsch-sowjetische Freundschaftsgesellschaft (DSF) bzw. dem Demokratischen Frauenbund Deutschlands (DFD) bei. Noch vor dem 17. Juni 1953 wurde sie aus Überzeugung Mitglied der SED. Sie sei empört gewesen, dass sich am 17. Juni Arbeiter gegen ihren eigenen Staat erhoben, „den sie beherrschen, mehr oder weniger“. Seit 1953 „verbesserte“ sie sich beruflich und wurde schließlich nach vielen Weiterbildungen hauptamtliche Leiterin des Betriebsfunks und damit offiziell „Journalistin“. Anfänglich hat sie sich diese Arbeit nicht zugetraut, aber es ging gut. 1980 wurde sie Rentnerin. Am Ende des Gesprächs offenbart Frau Herz, dass sie erst in den 1960er Jahren aus der evangelischen Kirche austrat, sich aber immer noch, also 1987, als gläubig empfindet.

Diese Skizze der Lebensgeschichte von Frau Herz bestätigt einmal mehr die nun schon häufig konstatierte Tatsache, dass in der SBZ und frühen DDR eine Umschichtung stattfand, die auch die „unteren Klassen“ erfasste: Frau Herz als Hilfsarbeiterin wurde Betriebsjournalistin, die schrieb, fotografierte und Betriebsfunksendungen machte, die sogar manchmal von Rundfunksendern ausgestrahlt wurden. Frau Herz ist

– verständlich genug – stolz auf diese Entwicklungen, die immer wieder von ihr Bewährungen verlangt haben.

Politisch wirkt Frau Herz dagegen weniger authentisch: Ihre politischen Erklärungen sind knapp, nicht auf Überzeugung angelegt, sondern auf Übereinstimmung mit der Linie ihres Staates und ihrer Partei. Besonders die ständige Heranziehung der Konterrevolution simplifiziert politisch schwierige Komplexe der Geschichte des sowjetischen Blocks wie die Ereignisse 1953 in der DDR, 1956 in Ungarn, in Polen und die Beziehungen zur UdSSR, den Mauerbau in Berlin und die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 in der CSSR. Ihr Antifaschismus, ihr Verhältnis zu den Sowjets oder ihre sozialistische Überzeugung, die Erklärung über das „eine Volk“, immerhin 1987, der verschämt offenbarte christliche Glaube – all dies erscheint in ihrer politischen Lebensgeschichte unaufgelöst bzw. schwer zu vereinbaren.

Vielleicht liegt in diesem möglichen Widerspruch zwischen beruflicher Bindung an die DDR und politisch-ideologischer Schlichtheit der Grund dafür, dass Frau Herz mir manchmal politisch naiv bis zynisch erscheint, aber dennoch glaubwürdig in ihren Bindungen an die DDR.

Für ihren beruflichen Aufstieg und für ihre weiteren politischen Einschätzungen jedenfalls wurde die Weichenstellung vor und um den 17. Juni 1953 entscheidend. Der dort beschlossene Kampf gegen „die“ Konterrevolution hatte langfristige Auswirkungen sowohl für ihre Karriere wie für die späteren politischen Sichtweisen auf Ungarn 1956, den Mauerbau oder den Prager Frühling.

Wenigstens erwähnen möchte ich, dass mich nach den Interviews mit den so grob erscheinenden Verteidigern des Einmarsches ein Gefühl befiel, für das sich in den nackten Interviewtexten kein Beleg findet – das Gefühl nämlich, dass es auch ein „schlechtes Gewissen“ sein könnte, das zu diesen sprechblasenhaften Begründungen führte, eine Flucht nach vorn, mit angespannter Kopfhaut durch bis zur – wenn auch tönernen – Sicherheit der Parteilinie. Was sonst hätte man als Parteimitglied sagen können in einer mehr als ungewöhnlichen Situation mit westdeutschen Historikern, die auch noch von ganz oben die Erlaubnis zur Befragung bekommen hatten?

b. Ein Kritiker

Gerade die Tschechoslowakei weckte nicht nur bei den Verteidigern der Intervention von 1968 Assoziationen an die Politik des Nationalsozialismus 1938, sondern auch und gerade besonders bei deren Kritikern.

Herr Krauss zum Beispiel.⁵ Er hat ein Bein verloren und sitzt im Rollstuhl:

I.: Können Sie sich noch an 1968 erinnern?

K.: Was wollen Sie da unbedingt wissen, den Punkt?

I.: Der Einmarsch in die Tschechoslowakei.

K.: Ach das. Da haben wir – wissen Sie, was ich gesagt habe? „Das fällt den Deutschen wieder ein, in die Tschechei mit einzumarschieren, das fällt denen wieder so ein.“ Ich sagte: „Schämen die sich nicht?“ Das habe ich gesagt:

„Schämen die sich nicht?“ Ich habe auch manchmal –

(Herr K. unterbricht sich und zeigt auf das Tonband)

K.: Lläuft das noch?

5 Das Interview mit Herrn Kraus wurde ebenso wie die im Folgenden zitierten vom Autor geführt.

I.: Ja

K.: Mann, ich komm hier in des Deubels Küche.

I.: Ach Gott, aber wir können jetzt hier auch wirklich aufhören. Wollen Sie Schluss machen?

Frau K.: Ja.

Herr K.: Geschimpft haben sie alle: „Wie kann der Deutsche sich wagen, in die Tschechei einzusteigen.“... Denn wir (!) waren doch dort in dieser Ecke, wo die Deutschen (!) waren, in der Slowakei. Die waren ja auch in der Slowakei... (Es folgt eine längere Kriegsgeschichte.)

I.: Also, das war jetzt im Krieg.

K.: Während dem Kriege, während dem Krieg war das.

I.: Ach so, ich dachte, Sie meinten das jetzt noch während der Tschechoslowakei (1968), das meinte ich.

K.: Auch die Genossen waren da drüber empört. Ich hätte das abgelehnt, wenn ich die DDR-Staatsführung, hätte ich gesagt: „Das können wir nicht machen, da haben wir noch zu viel dreckige Wäsche im Rucksack, wir halten uns da raus.“

Martin Krauss schimpft in diesem Stil trotz der Hoffnung seiner Frau auf das Ende des Interviews weiter und macht dabei deutlich, dass in seinem Betrieb – er selbst war damals noch Arbeiter in der chemischen Industrie – viel Kritisches über den Einmarsch geredet worden sei. Woher kommt seine Kritik? Dazu eine kurze Zusammenfassung seiner erzählten Biographie:

Herr Kraus ist Jahrgang 1918, stammt aus einer Arbeiterfamilie, die, wie er selbst, der Kommunistischen Partei nahestand. Nach acht Klassen Volksschule machte er 1933 eine Schlachterlehre, bekam 1936 Arbeit im Schlachthof und wurde 1937 mit dem Reichsarbeitsdienst ins Emsland geschickt. Nach einigen Hilfsarbeiten wurde er 1938 gemustert und eingezogen, absolvierte Kriegsdienst in Deutschland, Polen, der CSR, der Sowjetunion und Ungarn.

In Polen erlebte er eher zufällig einen brutal durchgeführten Abtransport von Juden. „Da haben wir gesagt: ‚Mein Gott, wenn wir den Krieg verlieren, uns Deutsche hängen sie alle auf.‘ Da haben wir praktisch schon gezittert.“

Im Februar 1945, schon auf dem Rückzug, wurde er schwer verwundet: Lungendurchschuss. Ein Russe – glücklicherweise „kein so verrückter Russe“ – ließ ihn laufen, obwohl er ihn hätte umbringen können. „Ein feiner Kerl.“ Nach einer langen Odyssee durch Lazarette kehrt er nach Hause zurück. Nach Kriegsende begann er wieder mit Hilfsarbeiten und als Kraftfahrer im „Chemiekombinat“ (das damals noch keines war).

1945 ging Martin Krauss in die Gewerkschaft, gehörte bald der AGL (Abteilungsgewerkschaftsleitung) an und machte viel Kulturarbeit. Er fühlte sich der Kommunistischen Arbeiterbewegung nahe ebenso wie seine Herkunftsfamilie. Manche Genossen von früher begrüßt er mit „Rotfreund“, dem Rotsportlergruß, 1933 ebenso wie noch heute. „Ich bin da noch nicht abgekommen von diesem Weg.“ Unter anderem deshalb trat er nie in die SED ein, obwohl er sich in Gegenüberstellung zur Bundesrepublik eindeutig als DDR-Bürger versteht. Heute ist Herr Krauss schwer krank und hat nur noch ein Bein.

Es wäre sicherlich verkürzt, die deutliche Kritik von Herrn Krauss an der Interventionspolitik auf seine (alt-)kommunistische Herkunft und Haltung zurückführen zu wollen. Dennoch ist es auffällig, dass er immer dann, wenn er die SED kritisiert, auf seine alten Haltungen anspielt. In jedem Fall ist der Unterschied zu den Aufsteigern in der zu erst genannten Tendenz nicht zu übersehen, nämlich dass es ihm mehr als diesen um Überzeugungen und weniger um die Übereinstimmung mit Partei- und Staatsführung geht.

Noch wichtiger für seine Gesamtbiographie und für seine Haltungen zur Interventionspolitik 1968 scheinen mir seine Kriegserfahrungen zu sein, sowohl in der Tschechoslowakei als auch in Polen und der UdSSR. Die „dreckige Wäsche“, die die Deutschen seit Hitlers CSR-Politik und seit dem Zweiten Weltkrieg noch mit sich rum-schleppen, hat er nicht vergessen und wird tagtäglich durch seine Verwundung und deren Folgen daran erinnert. Hier treffen sich vermutlich seine Überzeugungen als Kommunist mit jenen Lehren aus dem Kriege.

Im übrigen zeigt sich auch Martin Krauss nach anfänglichem Zögern voll informiert, und er weiß, wie fast alle, was im Westen weniger bekannt und im Osten eigentlich nicht öffentlich gesagt werden konnte, dass es 1968 zwar eine Beteiligung der NVA-Truppen gab, die aber – in Erinnerung an das Dritte Reich – vorsichtig „hinten gehalten wurden“.

c. Ein Unschlüssiger

Die dritte Tendenz, die unschlüssig bis gespalten erscheint, ist schwerer zu fassen. Für diese Schwierigkeit steht u.a. das Interview mit John Jakob:

I.: Was fällt Ihnen zum Beispiel zum Jahr 1968 ein?

Herr J.: Ich weiß nicht, worauf Sie -

I.: Prag, Einmarsch.

J.: Kann ich Ihnen jetzt auch nur sagen, was ich in den Zeitungen gestanden habe.

I.: Gerade haben Sie noch gesagt, dass hier jeder sagen konnte, was er wollte.

J. (räuspernd): Äh, passen Sie auf. Das kommt immer darauf an, wie ich etwas sage. Ich meine jetzt nicht, dass ich irgendwie – ein Protest gegen eine Sache muss ich, wenn ich das von der Grundlage – ich weiß jetzt nicht, was – ich muss das jetzt mal von dem Standpunkt aus sagen, wenn ich etwas damit sage, wenn ich hier aufgetreten wäre und hätte gesagt, und wir würden jetzt hier zu fünf Mann in dem Raum hier sitzen, und würde sagen: „Mit dieser Maßnahme war ich nicht einverstanden“, wären sie nicht, das ist nicht wahr.

Was konnte ein Westdeutscher als Extrakt aus dieser anschaulichen Botschaft anderes entnehmen als den zarten Hinweis darauf, dass in einem Interview mit einem Mann aus der BRD oder bei einem Treffen von fünf DDR-lern möglichst nichts Kritisches gesagt werden sollte, weil nichts dabei herausgekommen wäre außer einem Stasi-Protokoll. Vielleicht wollte Herr Jakob auch signalisieren, dass die Intervention gezeigt habe, wo oder bei wem sich etwas lohnt. Protest im realen Sozialismus jedenfalls nicht. Wie dem auch sei: Auch er wusste sofort Bescheid, was da im Jahre 1951 nach der Oktoberrevolution passiert war.

John Jakob wurde 1929 geboren; sein Vater war Bergarbeiter, der sich „herausgearbeitet“ hat und Fahrdienstleiter im Braunkohlekombinat wurde. Die Mutter war Verkäuferin im Konsum und wurde Verkaufsstellenleiterin. Er selbst absolvierte mit gutem Erfolg die Volksschule, wurde Elektromonteur mit sehr gutem Abschluss und wollte höher hinaus, aber der Krieg machte ihm einen Strich durch die Rechnung. 1944 wurde er noch Luftwaffenhelfer. Nach kurzer Kriegsgefangenschaft im amerikanischen Kreuznacher „Todeslager“ kehrte er zurück ins (spätere) Braunkohlekombinat, wo er bald „Aufseher“, also Leiter einer Fernsprechkolonne wurde. Er baute zugleich den örtlichen Sportverein mit auf und wurde einer der bekannteren DDR-Radsportler, schließlich internationaler Sportrichter und zeitweilig hoher DDR-Sportfunktionär. 1952 heiratete er eine Radsportlerin. 1961 trat er in die SED ein.

Einen traumatischen Einbruch seiner glanzvollen Laufbahn erlebte John Jakob 1968: Nach einem schweren Autounfall musste er alle seine zentralen Posten aufgeben. Er musste zurück in seinen Betrieb, wo er Clubhausleiter wurde. Probleme hat Herr Jakob mit Herz und Kreislauf. Er hat manchmal Angstgefühle und einen wechselnd hohen Blutdruck. Kritisch ist Herr Jakob vor allem gegenüber den Konsummöglichkeiten in der DDR und gegenüber der Bevorzugung Berlins in der Bautätigkeit.

Zusammenfassend lässt sich sagen: John Jakob hat 1945 den politischen Wechsel erlebt, kam von der HJ zur FDJ und hat insbesondere von der sportlichen Förderung in der DDR und den Möglichkeiten zur Weiterqualifizierung profitiert. Für verschiedene Berufe wurde er qualifiziert und hat internationale Kontakte durch den DDR-Sport erhalten.

Auf der anderen Seite hat sein Autounfall – im Jahr des Einmarsches in die CSSR – seinen Etablierungsprozess stark eingeschränkt und ihn von dem hohen Status als DDR-Sportfunktionär mit internationaler Reputation stürzen lassen. Und noch eine Ambivalenz: Internationale Kontakte haben ihm manchmal einen Blick von außen einnehmen lassen; aber diese Perspektive war ihm eben nur möglich dank der Förderung durch die DDR, was ihm bewusst war. Die chaotische Unschlüssigkeit seiner Einlassung zum Einmarsch in die CSSR wird auf dem Hintergrund dieser Ambivalenzen seiner Lebensgeschichte vielleicht verstehbarer.

Ein ganz anderer Fall ist Moritz Kurowski. Er ist einer der jüngsten unserer Interviewpartner, Jahrgang 1937, und stammt aus einer Handwerker- und Flüchtlingsfamilie. Er war das, was man einen DDR-Halbstarcken der 1950er Jahre nennen könnte, prügelte sich in Gasthäusern und machte mit seinem Motorrad die Gegend unsicher.

Er wurde und blieb Kranfahrer, ein guter, wie er findet, und machte mehrfach Zusatzausbildungen und Fortbildungskurse. Sein Motto war: Bei guter Arbeit kann mir niemand – und er meint damit die inkompetenten Genossen. Er selbst war niemals in der Partei, hat sich auch vor der Arbeit in Massenorganisationen weitgehend gedrückt, ist jedoch politisch interessiert, aber – so schien mir mehr und mehr im Laufe des Interviews – das sollte niemand merken.

Ku.: 68 sagten Sie? 68?

I.: Ja, 68.

Ku.: 68? Was soll denn da passiert sein?

I.: Einmarsch in die CSSR.

Ku.: Ach ja, ja. Hmhm.

I.: Ist da hier nicht drüber diskutiert worden?

Ku.: Na ja. Aber ooch so bloß ganz kurz. Genauso wo se damals glaub ich: Ungarn waren sie ooch schon mal da, ne. Na ja, mehr oder weniger diskutiert, aber, eh, der Kumpel vor Ort, na ja Gott gesprochen, aber dass es Auswirkungen hatte bei uns hier irgendwie, gar nicht.

I.: Was dachten Sie selber dazu oder Ihre Kollegen?

Ku.: Dass das Unsinn ist, dass sowieso nichts erreicht wird. Es wird nischt erreicht. Aber da rechnen sie nicht mit ...

I.: Sie meinen jetzt: Die Dubcek-Leute erreichten nichts?

Ku.: Ja, ja. Die erreichten nichts.

I.: Warum nicht?

Ku.: Nee, denn das – was heißt Dubcek. Ich meine bloß, es ist genauso, wenn jetzt hier bei uns – nu stellen Sie sich mal vor, auf einmal hier, auch son paar Wilde hier so rumziehen und und krakeelen und – natürlich muss das – Wo war denn jetzt son Beispiel hier? War das nicht Argentinien, wo die Militärs geputscht haben?

I.: Ja.

Ku.: War doch da. So, und nun sehen Sie mal, das waren doch führende Köpfe, die Einfluss auf die Armee und auf Wehrorgane hatten. So, und was haben die erreicht? (...Ich meine, die, eh, Macht, die ist so stark.

I.: Aber das war doch (in der CSSR) erst mal umgekehrt. Da war es doch die Partei selber, Dubcek war, wenn ich mich recht erinnere, Partei- und Regierungschef.

Ku.: Hmhm, Na ja. Sehen Sie mal. Na ja, es kommt darauf an ... Ich kann da sowieso nichts ändern, da sollen sie doch machen. Ick bin jetzt 51.

Alle politischen Widerstandsaktionen wo auch immer auf der Welt werden für ihn zum Beweis: Es lohnt sich nicht. Die regierenden Mächte sind stärker. Er geht da lieber angeln, ob mit seinem Sohn oder mit einem russischen Offizier, oder er schaut sich das Ganze von ganz weit weg, von unten, an. Manchmal hofft er allerdings darauf, dass die Großen „wie damals in den fuffziger Jahren mehr mit den Arbeitern unten an der Basis arbeiten ...“

Thesen

Die Interviews zeigen ein sehr viel differenzierteres Bild, als es die anfängliche These von der generationellen Unterschiedlichkeit – alte Befürworter der Intervention von 1968 gegen deren junge Kritiker – nahelegte. Auch unter den älteren Jahrgängen der Aufbaugenerationen der DDR gab es Kritiker des Einmarsches – sogar unter solchen, die sich stark mit der DDR identifizierten, allerdings kaum Berichte über offenen Protest. Die Kritik der Alten erhält ihre Glaubwürdigkeit zumeist durch eigene lebensgeschichtliche Erfahrungen mit Krieg und Nationalsozialismus, durch langjährige Überzeugungen oder Kontakte zu Tschechen.

Die Zustimmung zur Intervention schien mir demgegenüber weniger durch Überzeugungen abgesichert, sondern eher auf Zustimmung zur Parteilinie angelegt. Zugleich waren die Verteidiger der Staatspolitik sehr stark mit der DDR über ihre beeindruckenden Aufstiege verbunden. Weniger die Überzeugung als vielmehr der neue Status, neue Bildungsangebote, neue „bürgerliche“ Stellungen scheinen hier den so-

zialen Kitt abgegeben zu haben, wobei weniger die parteipolitische Zugehörigkeit entscheidend zu sein scheint als die Beziehung von Überzeugung und Bindungen an das neue System durch den Status, den es gewährte oder ermöglichte. Bei vielen mündet dieses Verhältnis von Karriere und Politik in konservative Begründungsmuster.

Die Aufsteiger sind im Übrigen in der Interviewtengruppe der Kritiker seltener als unter den Befürwortern. So wenig dieses quantifizierende Argument statistische Rückschlüsse auf die DDR-Gesellschaft erlaubt, so plausibel ist es jedoch als Verarbeitungsmuster. Es ist evident, dass überzeugte Sozialisten oder kriegserfahrene Gegner der nationalsozialistischen CSR-Politik eher die Intervention von 1968 kritisieren als karrieristische Profiteure der Umstrukturierung der DDR-Gesellschaft nach der Flucht qualifizierter Fachkräfte in den Westen. Und es ist erstaunlich, wie scharf konturiert diese Gruppen in den Interviews sind.

Besonders deutlich scheint mir der 17. Juni von 1953 als „Verarbeitungsfolie“ für das Jahr 1968 fungiert zu haben: Fast immer haben die Befürworter des Einmarsches selbst ihre Haltung von 1968 mit dem 17. Juni 1953 in Beziehung gesetzt oder gar begründet. Vielleicht war ihnen 1945 der Sieg der Sowjetunion über den Nationalsozialismus wie überhaupt der Antifaschismus so eingebrannt, dass die Sowjetunion diesen Kredit behielt, als diese hehren Attribute in den Gulags oder 1953 in der DDR, 1956 in Ungarn, Polen oder 1968 in Prag längst zu Ideologemen verkommen waren. Die unspezifische „Konterrevolution“ lieferte den Pappkameraden und war zugleich Ausdruck der geringen argumentativen Kraft der Befürworter. Bemerkenswert war demgegenüber die Tatsache, dass sich die meisten unserer Befürworter 1953 auf der richtigen, der staatlichen Seite befunden hatten, was ihnen große Vorteile brachte und zu Festlegungen geführt haben dürfte, die nicht so einfach zu revidieren waren. Man hatte sich eingelassen, sichtbar auch für andere.

Es könnte also sein, dass sich die Kritik vieler Jüngerer an der Intervention mit jener Kritik alter Antifaschisten traf, so dass man die Entscheidungen zu 1968 an der Messlatte jener „antifaschistischen“ und „völkerversöhnenden“ Werte traf, die die DDR-Führung seit der Gründung für sich reklamierte. Es könnte weiterhin sein, dass hier einer der Gründe für die Haltungen in der späteren DDR-Bürgerbewegung lag: Nicht die Frage nationaler Souveränität stand in der Ablehnung der Intervention im Vordergrund, sondern die „dreckige Wäsche“ aus dem Dritten Reich, um mit Martin Krauss zu reden, die „wir noch mit uns rumschleppten“. Der Bürgerrechtsopposition der DDR blieben Fragestellungen nationaler Souveränität fremd, bis das „eine Volk“ sie überrollte. (Aber immerhin war Prag das „68“ der DDR-Opposition.)

Viele Historiker und Politologen weisen der Niederschlagung des Prager Frühlings eine extrem hohe Bedeutung für das politische Bewusstsein in der DDR zu. Stefan Wolle z.B. vertritt die These, dass das SED-Regime 1968 die Kritiker des DDR-Realsozialismus mundtot gemacht, jeden Widerstand im Keim erstickt und Friedhofsruhe geschaffen habe – aber: Auch Stefan Wolle weiß natürlich, dass jeder Fahndungserfolg der Stasi, jedes Parteiverfahren gegen einen kritischen Genossen und jeder relegierte Student das System seiner Katastrophe näher brachte. Die Weichen, die am 21. August 1968 gestellt wurden, führten schließlich zum Herbst 1989.

Man müsste diese Thesen von der mindestens zeitweiligen Friedhofsruhe nach der Niederschlagung des Prager Frühlings in Kenntnis der lebensgeschichtlichen Interviews von 1987 etwas relativieren: Ein kritisches Verhältnis zur Politik wagte sich

verständlicherweise nach dem erneuten Scheitern einer Hoffnung auf ein anderes politisches System oder auf einen anderen Sozialismus nicht offen zu artikulieren oder gar aktiv zu werden, aber es war in den Köpfen, wenn auch verdeckt, durchaus vorhanden. Mir scheint, dass die Analyse der Aussagen zu 1968 ebenso wie zum 17. Juni oder zum Mauerbau ein verbreitetes äußerst waches, wenn auch nicht aktives Verhältnis zur Politik offenbart, das im Westen nicht wahrgenommen werden konnte, weil es eben verdeckt bzw. privat blieb. Die Antworten auf die Fragen zu 1968 zeigen, dass man genau wusste, worum es ging, auch wenn man sich zunächst unwissend oder gar dumm stellte. Dieses Verstecken bestärkte andererseits ein ängstlich-labiles, zurückhaltendes bis opportunistisches Verhältnis zu Macht und Obrigkeit. Dieses evozierte manchmal sogar eine fast schadenfrohe Beziehung zu gescheiterten politischen Bewegungen andernorts, wenn es wieder einmal schiefgegangen war, nach dem Motto: Was wir 1953, 1956, 1961 und nun 1968 durchgemacht haben, das kann man doch überall auf der Welt erleben, sei es in Chile oder Argentinien, sei es in den USA oder in studentischen Protestbewegungen.

In gewisser Weise lebte die DDR von dieser ambivalenten Haltung zur Politik. Denn mehr als in Westdeutschland wurden die allgemeinen Rahmenbedingungen von Politik wahrgenommen, zugleich aber in ihrer scheinbaren Unüberwindlichkeit in Rechnung gestellt. Was aber würde sein, wenn diese Rahmenbedingungen poröser oder gar wegfallen würden?

Eines scheint übrigens alle Seiten etwas versöhnt zu haben, die Kritiker der Intervention ebenso wie die SED-Anhänger oder die Angepassten: Die DDR hat sich eigentlich kaum an der Intervention beteiligt, so richtig schuldig, so der Tenor, sind wir nicht geworden, da wir „hinten gehalten“ wurden. Aber ein schlechtes Gewissen schwingt in all diesen Erklärungen mit und dürfte ebenfalls eine Brücke zwischen den verschiedenen Seiten schaffen, besonders wenn Westdeutsche den Ex-DDR-lern den mangelnden Widerstand auch und besonders 1968 vorhalten.

LITERATUR

- Niethammer, Lutz, Alexander von Plato und Dorothee Wierling: Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, Berlin 1991.
- Wolle, Stefan: Die DDR-Bevölkerung und der Prager Frühling, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zum Parlament, Nr. B 36/92 vom 28. August 1992.

„Jugend in dunkler Zeit“

Ein Zeitzeugenprojekt des Albert-Schweizer-Gymnasiums Hamburg

Silke Urbanski

I. Der Vorlauf des Projekts

I. 1 Große Erwartungen

Im Frühjahr 2008 hatten die Schüler der Klasse 9c, jetzt 10c des Albert-Schweitzer-Gymnasiums hohe Erwartungen an den Geschichtsunterricht zum Thema Nationalsozialismus:

Das hat mich immer schon interessiert.

Ich habe den ganzen Geschichtsunterricht lang darauf gewartet, dass wir darüber sprechen.

Das ist für mich das wichtigste im Schuljahr.

Die Frage, wie die Ansprüche zu erfüllen seien, wurde wieder an die Schüler zurückgegeben. Wie soll der Unterricht aussehen, wenn das Thema so wichtig ist? Die Schüler wollten folgendes: Erfahren, wieso es zu der Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten kam; erfahren, wie der normale Europäer diese Zeit durchlebte und erlebte; selbst forschen, etwas Neues erforschen; Nicht nur mit dem Buch arbeiten; direkte Erfahrungen mit Lebensgeschichten von Opfern des NS machen; die eigene Familiengeschichte erforschen; Etwas über Menschen erfahren, die nicht mitgemacht haben.

Die Idee, die Geschichte der eigenen Familie zu erforschen, wurde zunächst bewegt. Doch nur wenige Schüler hatten Großeltern oder Urgroßeltern, die bereit oder in der Lage waren, über die NS-Zeit zu berichten. Drei der Schüler wollten diesen Weg weiter verfolgen. Für die anderen musste ein anderer Zugriff auf „Erlebte Geschichte“ gefunden werden. Im Gespräch darüber schärfte die Schüler ihre Fragestellung: Wie erging es Jugendlichen im Nationalsozialismus? Dies sollte der Focus der gesamten Arbeit werden. Die Schüler wollten Zeitzeugenquellen von Jugendlichen verschiedener Lebenslagen bearbeiten.

Bevor die eigene Forschung beginnen konnte, musste Grundwissen über den Nationalsozialismus geschaffen werden. So ergab sich nach vier Wochen Grundlagenunterricht zum Thema des Aufstiegs der NSDAP eine Stundenaufteilung, die eine Politikstunde miteinschloss: Eine Stunde „normaler“ Unterricht, zwei Stunden Forschung in der Woche. Die Schüler entschieden, dass in Dreier- oder Vierergruppen gearbeitet werden sollte und dass es drei verschiedene Projektzugänge geben sollte:

(1.) eigene Interviews mit Menschen, welche den Nationalsozialismus erlebt hatten, (2.) andere Oral-History-Quellen, (3.) und veröffentlichte autobiographische Literatur.

I. 2 Wen betrachten?

Bald zeichnete sich ab, dass ein Schwerpunkt der Projektarbeit auf der Auseinandersetzung mit Lebensgeschichten ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus Weißrussland liegen würde. Entsprechendes Material, fast unbearbeitete, aber übersetzte Oral-History-Quellen, erhielten die Schüler von Imke Hansen, einer Mitarbeiterin der Universität Hamburg, die im Rahmen des Projektes „Dokumentation der Lebensgeschichten ehemaliger Sklaven- und Zwangsarbeiter“¹ Interviews mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern aus Weißrussland geführt hatte und diese dem Projekt zur Verfügung stellte. Über Imke Hansen kamen wir auch mit Almut Leh vom Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen in Kontakt, die an der Leitung des Projektes beteiligt war und uns Informationen über die Durchführung und den Zuschnitt des wissenschaftlichen Großprojekts zukommen ließ. Parallel erarbeiteten sich die Schüler in dieser Phase mit Hilfe des Schulbuchs und mit Hilfe von Filmmaterial Wissen über den Aufstieg der Nationalsozialisten, die Gleichschaltung und Verfolgung der Opposition, über die Zwänge des Lebens in der gleichgeschalteten Gesellschaft, über Jugendsozialisation, Außenpolitik, Kriegsvorbereitung und Kriegsbeginn.

Inzwischen schloss sich eine weitere Klasse, die 9a mit ihrem Lehrer Dr. Helge Schröder an das Projekt an. Jene drei Schüler der 9c, die sich die Möglichkeit erarbeitet hatten, Groß- und Urgroßeltern zu interviewen, sollten in den Märzferien die notwendigen Besuche machen. Sie brauchten eine intensive Schulung für die Durchführung mit Zeitzeugeninterviews. Somit waren mit einer Vielfalt von Themenangeboten alle Schülerwünsche abgedeckt: So würde man Anpassung, Unterdrückung und Widerstand am Beispiel junger Leute betrachten können. In ihren Märzferien lasen die Schüler die 40- bis 60seitigen Interviews.

II. Projektplanung und Forschungsarbeit

II.1 Die Idee der Abendveranstaltung

Schüler und Lehrer beschlossen, zum Thema Zwangsarbeit eine abendfüllende Veranstaltung für Eltern und Freunde zu organisieren, in der es einen stillen Ausstellungsteil und einen aktiven Präsentationsteil geben würde. So konnten jene Schüler, die lieber in Ruhe Gästen ihre Arbeit erläutern wollten, als Ausstellungsguides zum Zuge kommen, und diejenigen, die gerne etwas vorführen, auf die Bühne gehen. Es war den Schülern ein großer Wunsch, dass bei der Arbeit mit solch berührenden Themen keiner gezwungen wurde, sich anders darstellen zu müssen, als es ihm lag. In der 9b fanden sich Schüler, die über Jugendliche im Widerstand arbeiten wollten. Sie nahmen sich den Hamburger Swing-Jugendlichen Günter Discher zum Thema. Nach

1 Das Projekt wurde von 2004 bis 2007 im Auftrag der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ vom Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen durchgeführt. In 27 Ländern wurden knapp 600 Interviews geführt. Zu den Projektergebnissen und zum Bestand vgl. Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): Hitlers Sklaven. Internationales lebensgeschichtliches Dokumentationsprojekt zur Sklaven- und Zwangsarbeit, Wien 2008. Der Interviewbestand ist inzwischen zugänglich über: www.zwangsarbeit-archiv.de.

vielen gescheiterten Versuchen der Kontaktaufnahme, arbeiteten sie zusätzlich zu Phillip Freiherr von Boeselager, da von ihm ein Interview vorlag. Über Günter Discher wurde ein Ausstellungplakat gestaltet. Inhaltlich sollte aber die Zwangsarbeit im Vordergrund stehen. Die Arbeiten zur Familiengeschichte und zum Widerstand konnten dazu dienen, das Bild vom Jugendleben in der NS-Zeit abzurunden.

Für die Veranstaltung wurde mit den Schülern die Aufgabenstellung für die Forschergruppen erweitert.

- Anstatt eines Handouts sollte für jeden Zeitzeugen ein Poster über sein Erleben des Nationalsozialismus entworfen werden, das ausstellungswürdig ist.
- Das Wort der Zeitzeugen sollte ernst genommen werden. Daher kam die Idee, eine Lesung zu veranstalten, in der Teile der Interviews vorgelesen und die Lebensgeschichten von den Schülern erzählt werden sollten.
- Jede Gruppe sollte das Leben des Zeitzeugen so darstellen, dass es als kurze Geschichte vorlesbar wurde, und ein Zitat aus den Interviews zur Lesung auswählen.

Damit bestanden nunmehr drei Möglichkeiten für die weitere Projektarbeit, die auf einem Arbeitsblatt zusammengefasst waren:

1. Wir verfügen über einige unveröffentlichte Interviews mit (jetzt) alten Menschen aus Weißrussland, die von ihren Erlebnissen als Jugendliche in der Zeit von 1940 bis 1945 berichten. Die Interviews wurden von Imke Hansen, M.A. (Universität Hamburg) und anderen Historikern geführt, welche den Bearbeitern zur Seite stehen kann. Für dieses Projekt müsst ihr euch in die Politik der Nationalsozialisten in Weißrussland einarbeiten, die Interviews lesen, zusammenfassen und als Quelle bearbeiten. Am Schluss jedes Interviews findet ihr konkrete Arbeitsaufträge, um euch den Einstieg in das Thema zu erleichtern.

2. Biografien von Personen aus dem Widerstand, deren Lebensgeschichte veröffentlicht ist: Zu Marek Edelmann (der noch lebt), Bruno Tesch (der in Hamburg hingerichtet wurde), und Günter Discher (der noch in Hamburg lebt) steht Material zur Verfügung. (Weitere Personen können selbst gesucht werden). Auch hier ist es wichtig, dass ihr sowohl eine Biografie und ein Poster erstellt als auch, dass ihr das eigene Wort der historischen Person sucht, also Quellen, die der Betreffende selbst verfasst hat.

3. Zeitzeugen suchen: Wenn ihr in eurer Familie oder im Bekanntenkreis Menschen habt, die die NS-Zeit als Jugendliche durchlebt haben und die erzählen mögen, könnt ihr sie befragen. Für dieses Projekt müsst ihr mit Frau Dr. Urbanski ein Interviewtraining machen und zudem im Geschichtsbuch die Seiten erarbeiten, die erläutern, wie die professionellen Oral-History-Interviewer vorgehen. Ihr müsst das Lebensumfeld der Zeitgenossen zuerst recherchieren und dann ein Interview mit ihnen führen. Dies Interview muss abgetippt werden und wird dann weiter behandelt wie oben beschrieben.

II.2 Das historische Umfeld

Gleichzeitig mit den Interviews benötigten die Schüler Informationen zum historischen Umfeld. Jene Schüler, die die eigene Familiengeschichte erforschten, gaben an

Mitglieder ihrer Arbeitsgruppe den Auftrag, die Stadtgeschichten der Herkunftsstädte ihrer Großeltern zu erarbeiten.

Alle jene, die mit den Interviews zur Zwangsarbeit arbeiteten, benötigten Informationen über die Geschichte der Zwangsarbeit und die Geschichte Weißrusslands. Zwei Schüler, Torben Heinsohn und Lennart Huhn, machten dies zu ihrem Spezialgebiet und recherchierten für ihre Mitstreiter entsprechende Informationen und machten ihnen diese in kurzen Texten zugänglich. Außerdem sollten diese Texte gekürzt zur Einführung auf der abendlichen Lesung vortragen werden.

II. 3 Arbeiten mit dem echten Wort

Die Interviews dauerten bei der Erstellung im Durchschnitt 3,5 Stunden. Die Transkriptionen in Übersetzung waren ungefähr 80 Seiten lang. Für den Schülergebrauch mussten sie gekürzt werden. Dies war nicht schwer, da der gesamtbiografische Ansatz es ermöglichte, Berichte über die Jahre nach der Rückkehr aus der Zwangsarbeit massiv zu kürzen. So entstanden Quellenauszüge von ca. 40 Seiten.

Der Umgang mit Zeitzeugenquellen wird im Schulbuch thematisiert, und die entsprechenden Seiten wurden im Unterricht besprochen. Die Veränderung der Geschichtswahrnehmung durch das individuelle Leben, das teilweise labyrinthische Erzählen, vermischt mit einer großen Klarheit, die Rolle des Fragers und der Fragen wurden den Schülern sehr schnell klar. Mit einem kritischen, aber auch offenen sympathischen Blick lasen sie die Quellen zunächst, brachten das Erzählte in eine chronologische Reihenfolge, klärten Orts- und Personennamen und den politischen Hintergrund der Lebensereignisse. Dabei galt es, die teilweise kursorischen Interviewtexte genauestens zu kennen und dann zu ordnen. Auch wenn die Schüler erstaunt waren, welche Präsenz die Vergangenheit in den Interviews gewann und wie genau die Erinnerungen waren, war dies eine der größten Herausforderungen. Die Schüler mussten wie Berufshistoriker vorgehen: Orte und Wege nachvollziehen, hier war Atlasarbeit gefragt; Begriffe klären: Hier wurden Lexika, Wörterbücher, Handbücher zur Geschichte und das Internet benutzt. Teilweise knobelten die Gruppen gemeinsam, teilweise erteilten sie Aufgaben an einzelne Mitglieder.

Damit die Arbeit an den Interviews zügig vorangehen und das historische Umfeld ausreichend erschlossen werden konnte, erarbeiteten die Schüler mit den Lehrern für alle Interviews Leitfragen, hier zum Beispiel für das Interview von Muza Iwanowa:

A. Das musst du herausfinden, um Muza Iwanownas Interview zu verstehen:

Wo liegen die von Muza erwähnten Orte? Wo liegt ihre Heimatstadt?

Suche die Region, in die Muza verschleppt wurde. Fertige eine Karte mit ihrem Weg in die Zwangsarbeit und zurück an.

Wann fielen die Deutschen in Weißrussland, die Ukraine und Russland ein?

Wann wurde die Ukraine besetzt, und wie führten sich die deutschen Besatzer dort auf?

Warum war der Einmarsch der Deutschen so gefährlich für Muza?

Wie verlief der Russlandfeldzug?

Wann mussten die Deutschen aus Ostpreußen fliehen?

Warum war das gefährlich für Muza?

Woher kamen die meisten Zwangsarbeiter in Deutschland?

Wie wurden sie untergebracht?

Wie wurden sie entlohnt?

Es gab verschiedene Arten von Zwangsarbeit. Welche gab es und welche erwähnt Muza?

Wie erging es Muza während der Zwangsarbeit?

Was erfährst du aus dem Interview über Partisanen?

Was erfährst du aus dem Interview über das Leben und die Verfolgung von Juden?

B. Muza ist eine alte Dame und erzählt die Dinge so, wie sie ihr in den Kopf kommen. Deine Aufgabe ist es, ihre Geschichte in eine sinnvolle Reihenfolge zu bringen und sie kurz darzustellen. Versuche zunächst, in Stichwortsätzen einen Ablauf ihrer Erlebnisse zu formulieren. Dann schreibe einen Text, der diesen Erlebnissen gerecht wird. Dieser Text muss so gut sein, dass du ihn gut vorlesen kannst.

C. Wähle eine Textpassage von Muzas Interview aus, die du beispielhaft findest.

Die zweite schwierige Aufgabe für die Schüler war, die Interviews in eine biografische Erzählung zu überführen. Die meisten Gruppen erstellten aufgrund ihrer Chronologie ein Exposé und ernannten einen „Schreiber“. Nur wenige Gruppen formulierten Wort für Wort gemeinsam. Ein Mitglied der Gruppe hatte den Auftrag, den Text stilistisch nochmals zu überarbeiten, so dass er lesens- und vorlesenswert war. Das Schwierige war, dass aus der bunten, eindringlichen und individuellen gesprochenen Sprache der Zeitzeugen eigene Texte anderen Charakters geschaffen werden mussten.

Zunächst entstanden lange Texte, die für die Lesung gekürzt werden mussten. Ein Beispiel für die ausführlichen Texte, die auch auf den Plakaten erschienen, ist diese Biografie von Muza I., verfasst von Devon Schreiber und Clara Mannhardt:

Der Lebenslauf von Muza I.

Muza wurde 1925 im Ural geboren.

Sie ist das Kind aus einem Seitensprung ihres Vaters. Ihre Stiefmutter nahm sie aber nach kurzem Zögern, auf. Muza hatte noch einen Halbbruder Anatolij, er war zum Zeitpunkt ihrer Geburt zwei Jahre alt und sterbenskrank.

Als Muza sechs Jahre alt war, zog die Familie nach Gelenschyk in den Kaukasus, da der Klimawechsel Anatolij, dem es in der Zwischenzeit wieder besser ging, gut tun würde.

Als der Krieg begann, flohen Muza und ihre Stiefmutter erst nach Nowogradok und von dort aus nach Minsk. Da dort aber schon die Deutschen waren, gingen sie zurück nach Nowogradok.

Muzas Stiefmutter hatte dort einen Bruder, dieser wollte Muzas Stiefmutter, aber nicht Muza aufnehmen. Er sagte, sie sähe aus wie eine Jüdin und wenn es heraus käme, dass eine Jüdin bei ihm wäre, würden er und seine Familie getötet.

Also gingen Muza und ihre Stiefmutter nach Ljubtscha, dort waren schon viele Juden. Sie lebten dort in einem kleinen „Zimmerchen“, dieses befand sich im

hinteren Teil eines Hauses. Nach einer Weile zog vorne die Familie eines Polizisten ein. Aus diesem Grund durfte Muza das „Zimmerchen“ nicht verlassen. Eines Tages tat sie es aber trotzdem, und die Frau des Polizisten sah sie. Daraufhin wurde Muza in das Gefängnis von Ljubtscha gebracht.

Ihre Stiefmutter versuchte, durch eine Unterschriftensammlung zu beweisen, dass ihre Stieftochter keine Jüdin sei und aus diesem Grund auch nicht im Gefängnis sein musste. Dieser Beweis half Muza jedoch nicht. Muzas Stiefmutter hatte aber auch einen entfernten Verwandten, er arbeitete für die Deutschen als Dolmetscher. Aber auch nachdem die Stiefmutter ihn um Hilfe gebeten hatte, wurde Muza nicht entlassen, sondern nur in eine separate Zelle gebracht. Im Gefängnis von Ljubtscha gab es Folter und Vergewaltigungen. Muza wurde aber nichts angetan.

Im Februar des Jahres 1942 wurde Muza zusammen mit anderen Gefangenen auf Viehwagons in ein Gefängnis nach Bialstock gebracht. Im Zug gab es keine sanitären Anlagen und nur Brote zum Essen. Außerdem waren Männer und Frauen zusammen in einem Wagon.

In Bialstock gab es Frauen- und Männerbaracken und die Betten bestanden aus Brettern. Als die Gefangenen, auch Muza, ankamen, wurden sie erst einmal in einen Raum gebracht. Alle Frauen schrien, da sie nicht wussten, was nun mit ihnen passieren würde. Nach einer Weile kam jedoch Wasser von oben, und sie verstanden, dass sie sich waschen sollten.

Im Frühling desselben Jahres kam Muza mit dem Zug nach Ostpreußen. In einer Schule sollten sich alle aufstellen und warten. Ein Bauer kaufte sie und nahm sie mit auf seinen Hof. Er dachte, sie sei 40 Jahre alt, dabei war Muza zu diesem Zeitpunkt erst 17 Jahre alt. Muza sollte dort auf dem Hof, auf dem Feld und bei den Tieren, arbeiten. Sie half aber auch in der Küche und bei anderen Haushaltstätigkeiten. Der Bauer und die Bäuerin brachten ihr alles in Ruhe bei, da Muza diese Arbeiten nie zuvor getan hatte.

Die Familie hatte noch einen 15 jährigen Sohn: Gari. Er mochte Muza nicht und ärgerte sie. Später wurde er jedoch eingezogen und konnte Muza nicht mehr ärgern, worüber sie sehr glücklich war.

Die Familie nannte Muza auch nicht Muza, sondern Lina, da Muza bei ihnen Brei hieße. Lina war der Name ihrer Stiefmutter.

Muza ging es bei dem Bauern sehr gut. Sie bekam dort Kleidung und Essen, auch wenn sie nicht mit der Familie, sondern separat aß.

Muza kümmerte sich dort um einen Hund, er gehörte einem Franzosen, der früher einmal auf dem Bauernhof gearbeitet hatte. Sie nannte diesen Hund Peter. Mit ihm stahl sie eine Zeit lang Eier von den Hühnern und Milch von den Kühen. Sie ließ es dann jedoch bleiben, da sie erfuhr, dass die Bauern einen bestimmten Anteil abgeben mussten, um andere Lebensmittel zu erhalten.

Muzas Zeit in Ostpreußen endete, als russische Häftlinge die Dörfer überrannten. Sie wurden freigelassen, da es die Regierung nicht interessierte, ob sie starben oder nicht.

Als sie beim Hof von Muzas Bauern ankamen, war auch ein russischer Soldat dabei. Er ließ Muza zusammen mit ihrer dortigen Freundin Schura laufen.

Muza und Schura gingen zurück zur russischen Grenze, dort wurden sie in ein Lager gebracht und nach Ländern aufgeteilt. Von dort aus fuhr Muza alleine

mit dem Zug nach Nowogradok. Sie meldete sich dort an, fand ihre Stiefmutter wieder und blieb dort. Eines Abends kamen Polizisten und nahmen Muza mit. Sie hatte sich erst versteckt, wurde aber trotzdem gefunden. Als die Polizisten sie wegbrachten, fiel Muza in schwarzen Schlamm, sie war nun so schmutzig, dass die Polizisten sie im Dunkeln nicht sahen.

Muza ging nicht zurück zu ihrer Mutter, sondern etwas weiter als Ljubtscha, zur Schwester der Stiefmutter. Dort blieb sie.

Als Muza 18 Jahre alt war, fragte sie ihre Stiefmutter nach der Wahrheit über sich. Muzas Stiefmutter sagte ihr, dass sie nicht ihre leibliche Tochter sei und dass sie ihren Halbbruder immer bevorzugt hatte. Daraufhin wollte sich Muza aufhängen. Sie konnte jedoch noch abgehalten werden.

Von da an lebte Muza in Nowogradok und ihre Stiefmutter in Ljubtscha. Muza kam jedoch für eine Zeit lang zurück nach Ljubtscha, da ihre Stiefmutter Krebs hatte. Muza war bei ihr, als sie starb.

Muza lebt bis heute in Nowogradok. Sie hat dort zwar keine Freunde, fühlt sich jedoch wohl. Sie wird von allen anerkannt, ist aber trotzdem allen fremd.

Für die geplante Lesung mussten die Schüler zudem die Interviews nach vorlesenswürdigen Passagen durchforsten, die wiederum diese individuelle Art des Zeitzeugen und sein Erleben schlüssig präsentierten. Die Passagen sollten kurz und aussagekräftig für das Schicksal der Person sein, und sie sollten die Schüler berühren.

Vom April bis zum Juni stand in beiden Klassen der Unterricht in PGW und in Geschichte unter dem Stern der Forschungsarbeit. Von Eltern war zu hören, dass auch die Wochenenden und viele Nachmittage mit den Geschichten der Großeltern und der ehemaligen Zwangsarbeiter verbracht wurden.

Um die Arbeit der beiden Klassen und der einzelnen Arbeitsgruppen zu takten, brauchten wir einen Arbeitsplan. Die fertige Version sah so aus:

Vorschläge zu Arbeitsmethoden zu den Interviews mit Zwangsarbeitern aus Weißrussland.

Schritte	Wann?	Wer tut was?
1. Nutzt die Zeit im Unterricht am ersten Tag zum zweiten Lesen. Unterstreicht mit Bleistift, was ihr nicht versteht, und lest weiter bis zur nächsten Interviewfrage. Wenn ihr durch das Weiterlesen und durch das Gespräch untereinander nicht besser versteht, dann lasst euch durch die Lehrer/in beraten. Während des Lesens notiert ihr am Seitenrand Ereignisse und Themen, die die/der Interviewte anspricht. Erstellt dadurch ein möglichst genaues Raster von Themen. Einer von euch sollte das Interview in der folgenden Woche ganz durchlesen, die anderen übernehmen Aufgaben aus Schritt 2 und 3.	7.4. und danach immer weiter	Wann bist du selbst mit dem Interviewlesen fertig geworden? Datum: _____
2. Informationssuche: Verteilt die Aufgaben auf dem Bearbeitungszettel hinten auf dem Interview möglichst gleichmäßig. Sucht dazu Informationen in der	Zum 14.4.	

Schule. Begeht euch in die Bücherhalle und leih Bücher über Zwangsarbeit aus und sucht im Internet nach Informationen zu den Fragen unter A. Bringt sie mit in den Unterricht am Montag, 14.4.		
3. Tragt eure Informationen in der Freiarbeitsphase des Geschichtsunterrichts zusammen. Sorgt dafür, dass jeder jede Information zu jeder Frage in seinem Heft hat. 4. Lest das Interview gemeinsam ein zweites Mal. Sucht Stellen, die euch unklar sind, besprecht sie untereinander, klärt Fragen mit den Lehrern	Am 14.4.	
5. Verteilt die Aufgaben: Wer kümmert sich um eine kurze Vorstellung des Zeitzeugen, also einen schön-vorzulesenden Lebenslauf oder eine Lebensgeschichteerzählung von ca. 1-1 ½ Seiten (Ab hier: Lebenslauf)? Wer sucht eine lesenswerte Stelle heraus und übt sie vorzutragen (Sie soll zwei bis drei Minuten schöner Lesung sein. Ab hier „Zitat“ genannt.)? Wer schreibt Texte für das Portraitposter? Wer kümmert sich um eine Skizze des Portraitplakats? Wer malt/gestaltet es? Wer kontaktiert Frau Dr. Hansen und Frau Dr. Leh, um Bilder von den Interviewten zu bekommen? Beginnt im Unterricht mit der Arbeit.	Am 21.4. bis 5.5.	
6. Vervollständigt eure Informationssammlung, lest das Interview noch einmal unter folgenden Aspekt: Was ist für mich die bewegendste Stelle? 7. Besprecht untereinander und mit den Lehrern Skizzen für euer Plakat und die Auswahl der Zitate. 8. Plant mit den Lehrern und den anderen Arbeitsgruppen das vorzulesende Zitat, weil durch die Zitate in der Lesung verschiedene Themen dargestellt werden sollen. 9. Beginnt, den Lebenslauf zu schreiben.	Am 5.5.	
Ferienaufgabe!!! 7. Geht in die aktive Erstellungsphase von Poster und Vortrag ein. Besprecht Ergebnisse stets mit den Lehrern.	Bis zum 16.6.08	
8. Das Poster ist fertig. Verteilt Lese- und Erläuterungsrollen. Übt die Vortragsteile so gut, dass jeder, der am 24.6.08 krank ist, problemlos ersetzt werden kann. Verteilt die Texte an alle Gruppenmitglieder. 9. Übt Vorlesen, bis es nicht mehr „witzig-albern“ ist. Lest den Lehrern vor. Mehrfach.	16.6.	
Generalprobe	23.6.	

Die Gruppen, die zur Familiengeschichte und zum Widerstand arbeiten, besprachen ihre Fortschritte mit den Lehrern. Alle Arbeitsgruppen hielten sich mit individuellen Abweichungen, aber gleich gutem Ergebnis an die Arbeitsvorgaben. Die beiden Klassen liefen in ihrem Arbeitsfortschritt erstaunlich parallel. Die Lese passages fügten sich trotz der getrennten Arbeit wegen der stetigen Gespräche, die die Klassen untereinander auf dem Schulhof führten, sehr gut zusammen.

III. Projektabschluss

III.1 Das Wort weitergeben – Erinnerungen bewahren

Die von den Schülern geplante Lesung und Ausstellung hatte vor allem den Zweck, das Wort weiterzugeben und zu berichten, wie Jugendliche die Zeit des Nationalsozialismus erlebten. Die Details des Ablaufs dieses Abends wurden von den beiden Geschichtslehrern festgelegt, um Längen und Doppelungen zu vermeiden.

III.2 Die Ausstellung

Die Plakate waren schon in der Woche zuvor fertig: Sie enthielten ausführliche Lebensläufe (s.o. Muza Iwanowna Iwanowa) in verschiedenen Darstellungsformen (Bericht, Zeitschiene), Karten über die Verschleppung der Zwangsarbeiter, interaktive Elemente (MP3-Player standen bei einem Plakat für Hörspielemente zur Verfügung, die das Plakat ergänzten) und zu guter Letzt Texte zur historischen Einordnung, die die Breite der Geschichtskennnisse der Schüler zeigten und den Besuchern halfen, die Lebenswege der Zeitzeugen zu verstehen. Hier zwei Beispiele aus dem Plakat zu Hermann Schulz, dem Großvater von Paul Kindermann:

Die Hitlerjugend

Die Hitlerjugend (HJ) war die 1926 gegründete Jugendgruppe der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP). In der Zeit des Nationalsozialismus wuchs ihre Mitgliederzahl auf bis zu 8,7 Millionen Jugendliche an. Dies waren ca. 98% aller deutschen Jugendlichen. 1939 wurde der Pflichtdienst aller HJ-Angehörigen gesetzlich geregelt und umfasste rassistische und sozialdarwinistische Indoktrination. Die Hitlerjugend gliederte sich in verschiedene Unterorganisationen: das Jungvolk (Jungen von 10-14 Jahren), die Hitlerjugend (Jungen von 14-18 Jahren), die Jungmädel (Mädchen von 10 bis 14 Jahren) und den Bund Deutscher Mädel (Mädchen von 14 bis 18 Jahren), daneben gab es noch viele Sonderorganisationen wie z.B. die Marine-HJ oder die Flieger-HJ. Gemeinsame Wanderungen und Märsche bzw. Ertüchtigung im Freien sollten selbst die Zehnjährigen abhärten und auf den Kriegsdienst vorbereiten. Dies wurde frei nach dem Motto: „Was sind wir? Pimpfe! Was wollen wir werden? Soldaten!“ durchgeführt. Das Einüben von Befehl und Gehorsam, Kameradschaft, Disziplin und Selbstaufopferung für die „Volksgemeinschaft“ waren die vorrangigen Erziehungsziele. Ursprünglich war die Hitlerjugend an die SA angekoppelt, wurde aber ab dem Röh m-Putsch 1934 von der SS befehligt. So wurden einige 17-jährige Jungen in die SS Eliteeinheit „Leibstandarte Adolf Hitler“ eingegliedert. Neben der Gliederung nach Alter und Region wurden die Jugendlichen auch in Sonderorganisation der HJ erfasst, um sie gemäß ihren Fähigkeiten und Interessen an das Regime zu binden. Ab

1933 wurde die Hitlerjugend zur totalitären Staatsjugend ausgebaut. Ab 1939 war die Mitgliedschaft Pflicht. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden alle anderen Jugendgruppen bis auf die katholischen aufgelöst und verboten. Ohne die Mitgliedschaft in der HJ war einem u.a. der Hochschulzugang nicht möglich. Mancherorts gab es gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen der HJ und den katholischen Jugendlichen. Ab dem 3. März 1939 war es aber auch für die katholischen Jugendlichen Pflicht, der HJ beizutreten. Die Verpflichtung aller deutschen Jugendlichen zur Hitlerjugend markiert den Zielpunkt der vom NS-Regime angelegten totalitären Entwicklung der HJ.

Kassel im Zweiten Weltkrieg

Kassel war im Zweiten Weltkrieg ein beliebtes Ziel der britischen Bomber, da dort Flugzeugmotoren und Fliegerbomben hergestellt wurden. Kassel war die Hauptstadt der preußischen Provinz Hessen-Nassau und hatte damals 216.000 Einwohner. Erstmals wurde die Stadt in der Nacht vom 27.8 auf den 28.8 1942 angegriffen, als 222 britische Maschinen 513 Tonnen Bomben abwarfen. 30 Maschinen wurden abgeschossen. Der Stadtkern wurde im Oktober 1943 fast völlig verwüstet, als an zwei Tagen insgesamt 3.368 Tonnen Bomben abgeworfen wurden und in Kassel einen Feuersturm entfachten. In der Altstadt, dem größten geschlossenen Fachwerkkern Deutschlands, erstickten Tausende von Bürgern in den Kellern ihrer alten Häuser und in den öffentlichen Luftschutzräumen, die in einigen Gasthäusern eingerichtet worden waren. 1943 wurden in Kassel 70% der Wohnungen und 65% der Industrieanlagen zerstört. Es folgten zahlreiche weitere schwere Angriffe, z.B. am 22.9 und 2.10.1944, als 2.898 Tonnen Bomben Kassel endgültig in einen Trümmerhaufen verwandelten. Am 3.4.1945 drangen Einheiten der 1. US-Armee in Kassel ein, wo am nächsten Tag der letzte Widerstand erlosch. Das Ziel der britischen Bomber war aber jedoch nicht primär die Vernichtung der Rüstungswerke; im Gegensatz zu den Amerikanern zielten die Briten auf die Moral der feindlichen Zivilbevölkerung. Meist war das Ziel der Bomber das dicht bebaute Stadtzentrum, das durch den Massenabwurf von Brandbomben zerstört wurde. Wenn in der Nähe liegende Industrieanlagen getroffen wurden, betrachtete man das als willkommene Zugabe. Die Briten hofften, die nächtlichen Luftalarme, die ständige Lebensgefahr und die Zerstörung der Wohnungen würden die Einwohner zermürben und die deutsche Führung zu einem Einlenken in der Kriegspolitik zwingen. Diese Hoffnung war aber trügerisch. Viele Kassler gaben die Schuld an der Zerstörung ihrer Stadt nicht Hitler, der im Sommer 1940 das Flächenbombardement britischer Städte befohlen hatte, sondern fühlten sich als Opfer britischen Terrors.

Paul Kindermann und Benedikt Haberer

Bilder der Zeitzeugen wurden auf die Plakate gebracht, soweit sie zur Verfügung standen. Einfach war dies bei den bekannten Widerstandskämpfern. Die Schüler, die ihre Großeltern interviewten, mussten feststellen, dass im Verlauf der Zeit viele Bilder verloren gegangen waren. Porträts der weißrussischen Zeitzeugen konnten nur gezeigt werden, soweit Bilder mit Hilfe der beiden Wissenschaftlerinnen zu beschaffen waren.

III. 3 Die Lesung

Bei der Generalprobe stellte sich heraus, dass die meisten Lesetexte noch gekürzt werden mussten. Das bedeutete Nacharbeit für die Projektgruppen. Die Pinnwände der Aula wurden zur Ausstellungswand, vor der die Schüler ihren Freunden und Verwandten sowie denen ihrer Mitschüler die Lebenswege unserer Zeitzeugen erläuterten. Für diese Phase war eine halbe Stunde geplant, aber unsere Besucher waren so interessiert, dass sie sich nicht von den Postern abbringen ließen.

Nach der Begrüßung und einem Klavierstück, gespielt von einem der Schüler, begann die Lesung mit einer Darstellung des historischen Umfelds. Jede Lesung wurde von einer kurzen Biografie eingeleitet. Hier ein Beispiel.

Raisa Bulanowa lebte in ihrer frühen Kindheit in Gorlowka in der Ukraine, im Donezker Gebiet. Als der Krieg und die Judenverfolgung begannen, zogen Raisa und ihre Familie nach Konstantinowka (eine andere Stadt im Donezker Gebiet).

Als sie und ihr Vater deportiert wurden, wurden sie zuerst nach Donezk gebracht und fuhr dann mit dem Zug in Viehwaggons über Brest-Litowsk in der Ukraine, über Lemberg in Weißrussland und über Dresden in Deutschland nach Metz in Frankreich. Dort kamen die Deportierten in Personenwaggons und wurden nach Völklingen ins KZ Osthofen gebracht.

Nach ihrer Freilassung fuhr Raisa zurück nach Konstantinowka zu ihrer Familie und zog einige Jahre später nach Nowogradok in Weißrussland.

Ein Beispiel für die Interviewstellen in der Lesung mögen diese Texte über und von Olga D. sein:

Textstelle 1: Erfahrung mit Hilfe und Verbündeten

Olgas Verbündete waren vor allem in ihrem Kopf anwesend: Ihre Familie war ihrer Meinung nach immer bei ihr und hat ihr Kraft gegeben. Sie haben sie mit Essen und Briefen, also „transportierter“ Liebe versorgt. Aber auch im Lager hatte sie Erfahrungen mit Hilfe gemacht, die über Hierarchien und Unterschiede hinwegsehen:

„Es gab natürlich auch Momente, wo ich krank war, ich lag auch mal in der Krankenstube. Es war eine schlimme Krankheit. (...) Es kam also die Lagerälteste, eine Frau, es war eine von uns, sie hatte 7 Klassen der polnischen Schule abgeschlossen, sie ist übrigens erst dieses Jahr gestorben. (...) Sie brachte dann den Lagerleiter: ‚Was machen wir mit ihr?‘. Er sagte, dass man mich in die Krankenstube bringen soll, dort wo es einen Arzt gibt, dass er nach mir schaut. Sie nahmen mich mit. Man rief eine Russin, Lida hieß sie, sie war Ärztin. (...) Sie verschrieb mir irgendwelche bitteren Tabletten und Petersilie. Und so versuchte ich gesund zu werden. 10 Tage lang war ich in dieser Krankenstube. Ich ging also nicht zur Arbeit. Sie gaben dann noch 1 Woche frei – Urlaub (=Wortlaut). Das gab es auch. Ich erinnere mich nicht mehr, ob wir einmal oder zweimal davon Gebrauch gemacht hatten. So eine Ordnung herrschte da. Man war sehr frei. Ich hatte auch oft Fieber gehabt. Denn draußen war ja oft Durchzug und Kälte.“

Olga hat immer geglaubt, zurück zu ihrer geliebten Familie zu gelangen. Sie hat im Lager viel Freundschaft und Herzlichkeit von den Mitgefangenen erfahren. Sie haben dort ihre „ethnischen Gegenbeziehungen“ und Nationalitäten vergessen, was der Weltbevölkerung bis heute nicht gelungen ist:

„Wissen Sie, wir lebten immer alle in guter Freundschaft miteinander. Wir waren ja alle Ausländer, haben alle zusammen gearbeitet, aber irgendwelche ethnische Gegenbeziehungen gab es bei uns nicht. Alle waren für das Überleben. Alle waren mutig, denn wir warteten noch auf den Krieg, warteten auf irgendeine Befreiung und darauf wie man mit uns verfahren wird, was man mit uns machen wird, darauf haben wir auch gewartet. Wir hatten nicht die Vorstellung, dass es einfach so vorbei geht. Wir wussten das alles und hatten daher auch Sorgen bezüglich alledem, was noch vor uns lag. Es war so eine lange Überlebenskette. Wir dachten darüber nach, wie wir das Ganze überleben können.“

Die ersten Lesungen galten den Erinnerungen der Zwangsarbeiter, dann kamen die Erinnerungen der deutschen Jugendlichen zu Gehör. Interessant war, dass Pauls Großvater seine Erinnerungen an Zwangsarbeiterlager in seinem Wohnumfeld erzählt hatte, die Paul nun vortragen konnte, so dass ein historischer Umstand von zwei Seiten betrachtet wurde. Den Kontrapunkt zum Schluss setzte eine kurze Erarbeitung über den Widerstandskämpfer Philipp Freiherr v. Boeselager.

Nach zwei vollen und gefüllten Stunden schloss die Veranstaltung, bei der auch eine Zeitzeugin, Vera Hertle, die Urgroßmutter von Nicolaj Brahmer, und die wissenschaftliche Beraterin, Imke Hansen, anwesend waren. Durch eine Schüler-Filmgruppe wurde der Abend dokumentiert.

IV. Im Rückblick

IV.1 Der eigene Gewinn

Die Zeit des Nationalsozialismus ist Thema für das ganze zweite Halbjahr der Klasse 10. So war hier der Ort für ein längeres unterrichtsbegleitendes Geschichtsprojekt. Aus Lehrersicht sollte und konnte das Projekt Verschiedenes vermitteln: dass die gleiche Zeit von unterschiedlichen Menschen ganz unterschiedlich erlebt wird, dass Menschen, die Schrecken erlebt haben, vergeben können, dass das Miteinander trägt, dass der Einzelne weniger gut durchkommt als Freunde, dass man sich wehren muss, wenn man sich selbst zu verlieren droht. Methodisch lernten die Schüler vieles dazu: historisches Fragen, Recherchetechnik, Interviewtechnik, Arbeit mit Oral-History-Material, Historisch-Kritische-Methode, Postergestaltung, Biografieschreiben, Zitatauswahl, Lesen vor Publikum, Umgang mit kritischen Fragen. Die Schüler resümierten das Projekt sehr positiv. Dazu zwei Beispiele:

Das Geschichtsprojekt über die Zeitzeugen des zweiten Weltkrieges hat mir sehr viel Spaß gemacht. Ich fand es sehr interessant, denn gerade beim Umgang mit dieser Materie ist normaler Frontalunterricht ungeeignet. Ich habe meinen Großvater interviewt und auch das war eine besondere Erfahrung für mich. Ich bekam sehr intensiv und persönlich eine Menge erschütternder Erfahrungen erzählt. Die mündliche Überlieferung ist die beste und klarste, um

ein unverfälschtes und realistisches Bild der damaligen Situation zu bekommen. Die Auswertung in Form von Plakaten war zwar anschaulich, aber meiner Meinung nach etwas undetailliert. Denn das Interview war deutlich länger als die kurzen Ausschnitte auf dem Plakat. In Form eines Filmes oder eines Referates hätte man vielleicht noch mehr Information übermitteln können. Der Abend, an dem wir unsere Arbeit präsentierten, war aufregend und gut gelungen. Es war schade, dass viele ihren Vortrag enorm kürzen mussten, doch trotzdem kam eine Menge beim Publikum an. Paul Kindermann

Uns hat das Projekt gut gefallen und Spaß gemacht. Es war eine willkommene Abwechslung zum normalen Unterricht. Wir fanden es gut, dass wir Details und Eindrücke vom Leben unserer Zeitzeugin bekamen. Die Lebensgeschichte der Zwangsarbeiterin hat uns sehr berührt, da wir durch das Interview genau erfahren haben, wie schlimm ihr Leben war. Clara, Saskia, Antonia, Devon

IV.2 Dank sagen

Die interviewte Urgroßmutter von Nicolai aus der 9c konnte zu der Veranstaltung kommen. Sie war sehr aufgeregt und war dann äußerst angetan von dem, was ihr Enkel erarbeitet hatte. Es berührte sie, wie andere Menschen, die Zwangsarbeiter, von denen sie kaum Erinnerungsschatten aus ihrer Kindheit hatte, die Zeit des Nationalsozialismus überlebten. Der Großvater von Paul und die Großmutter von Alina konnten von ihren Familien Fotos und Berichte bekommen. Was aber taten die Schüler für die Zeitzeugen aus Weißrussland? Noch vor den Ferien schrieben sie Dankesbriefe an die ehemaligen Zwangsarbeiter.

*Liebe Frau Iwanowa,
wir haben ihr Interview gelesen, dass Sie der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, und Zukunft“ gaben. Wir, vier Mädchen im Alter von 14-15 Jahren, haben ihr Interview im Rahmen des Geschichtsunterrichts bearbeitet. Dafür haben wir einen Text über ihr Leben und einen über ihre Zwangsarbeit in Deutschland verfasst. Außerdem haben wir auf einer Karte die von ihnen genannten Orte markiert, ein Zitat herausgesucht und mit Hilfe dieser Texte, und mit Bildern von ihnen, die uns unsere Geschichtslehrerin gab, ein Plakat über Sie gestaltet.*

Das Plakat haben wir zusammen mit anderen Plakaten aufgehängt. Diese Plakate durften sich unsere Eltern an einem Abend ansehen. Zudem haben wir, und andere Schüler die an diesem Projekt beteiligt waren, an diesem Abend kleine Lesungen aus Ihren Erinnerungen gehalten.

Uns hat ihre Geschichte sehr berührt. Es muss damals sehr schwierig gewesen sein: die Flucht mit ihrer Stiefmutter, die Nächte im Gefängnis oder im Wagon während der Fahrt von Ljubtscha nach Bialystok. ... Durch ihr Interview ist uns klar geworden, wie es ihnen und anderen Zwangsarbeitern damals ergangen ist.

Wir möchten uns bei ihnen dafür bedanken.

Mit freundlichen Grüßen,

Saskia, Clara, Antonia und Devon

Von den einzelnen Arbeitsgruppen und von den Klassen sowie von der Schule wurden Fotos gemacht. Ein Hamburg-Foto kam dazu. Imke Hansen schrieb einen kleinen Dankesbrief auf Russisch, den wir unterzeichneten. Natürlich schrieben die Schüler „ihrem“ Zeitzeugen auf Deutsch einen Brief, teilweise wurden die Poster vorsichtig gefaltet und in große Briefumschläge gesteckt und an die Zeitzeugen geschickt. Vor Weihnachten erhielten die Schüler eine Dankeskarte von Josif G. aus Minsk:

Sehr geehrte Frau Urbanski, liebe Freunde.

Ein riesiges Dankeschön an Euch für die Aufmerksamkeit, die ihr mir geschenkt habt und auch die Aufmerksamkeit, die ihr den schweren Vorgängen geschenkt habt, die in den Jahren 1941-1945 geschehen sind. Die große Arbeit, die ihr im Namen der Erinnerung und der Gerechtigkeit geleistet habt, berührt mich sehr und wühlt mich auf. Ein großes Dankeschön. Ich wünsche Euch gute Weihnachten und ein gutes neues Jahr. Ich wünsche dies auch Euren Freunden, Familien, Bekannten. Mögt Ihr gesund, fröhlich und glücklich sein, Euer ganzes, langes, langes Leben lang.

Alles Gute Euch allen, Euer Josif Graifer, Minsk, Republik Weißrussland.

Das Projekt der Schüler wurde inzwischen mit dem Bertini-Preis ausgezeichnet. Der Preis wird jedes Jahr an Schüler vergeben, die sich besonders in der Erforschung der Geschichte der Verfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus auszeichnen. Den Schülern war es ein Bedürfnis, das Preisgeld von 1.500 Euro einer Vereinigung ehemaliger Zwangsarbeiter in Minsk, „Dulya“, zu spenden. Die so geehrten Zeitzeugen antworteten mit einer Dankeskarte, einem Foto und zwei Kilogramm weißrussischer Pralinen für die Schüler. Sie schrieben:

Liebe Bertinipreisträger!

Eure Arbeit und Eure Aufmerksamkeit hat uns sehr berührt. Mit Eurem Preisgeld werden wir unseren Treffpunkt renovieren, und wir freuen uns, wenn Ihr uns dort einmal besucht.

Mitglieder der Organisation der Opfer des Nazi-Regimes „Dulya“. April 2009

So ermöglichte der Bertini-Preis den Schülern, direkten Kontakt zu den Zeitzeugen aufzubauen und ihnen ihre engagierte Erinnerungsarbeit zu zeigen. Die Schüler haben damit über Sprach- Landes- und Altersgrenzen hinweg Verantwortung für Geschichte übernommen. Die Antworten der Zeitzeugen haben die Schüler besonders gefreut und ihnen den Wert ihrer Arbeit fast mehr vor Augen geführt als die Preisverleihung. Die Kommunikation und die gegenseitige Bekundung von Achtung und Sympathie zwischen Geschichtslernenden und Zeitzeugen waren das wichtigste für die Schüler und auch uns Lehrer.

Literaturbesprechungen

Valeska Steinig: Abschied von der DDR – Autobiografisches Schreiben nach dem Ende der politischen Alternative, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag 2007, 222 S., br., 39,- €

Valeska Steinigs aufschlussreiche Untersuchung zu autobiographischen Schreibformaten nach dem Ende der DDR als politischer Alternative beschäftigt sich mit dem Phänomen, das in den 1990er Jahren literaturgeschichtlich unter dem Begriff ‚Neues Erzählen‘ subsumiert worden ist. In ihrer umfangreichen empirischen Materialstudie setzt sie sich mit so unterschiedlichen Autoreninnen und Autoren wie Stefan Heym, Markus Wolf und Hermann Kant, mit Christa Wolf und Brigitte Burmeister, mit Günter de Bruyn, Günter Kunert und Heiner Müller, mit Jana Hensel, Kerstin Hensel und Claudia Rusch, mit Reinhard Jirgl, Wolfgang Hilbig und Monika Maron u.v.a. auseinander. Manfred Krug mag da als Nicht-Literat ein wenig aus der Reihe tanzen. Nicht inbegriffen sind Autobiographien und Erinnerungen von Politikern (Ausnahme: Markus Wolf, der sich mittlerweile als Schriftsteller versteht und im weitesten Sinne Hermann Kant), Wissenschaftlern und anderen Personen des öffentlichen Lebens, die sich ebenso ‚nach der Wende‘ autobiographisch zu ihrem Leben äußerten. Bei den (versuchten) autobiographischen Selbstbehauptungen handelt es sich, so Steinigs kategoriale Unterteilung, entweder um ‚Künstler‘- und ‚infantil-juvenile Identitäten‘ (1. Teil), oder um ‚krisenhafte Identitäten‘, die schließlich aber in den meisten Fällen zu einem versöhnlichen Ende gebracht werden können (2. Teil). In Abgrenzung zu traditionellen Identitätskonstruktionen, denen eine durchgehaltene und nicht rechtfertigungsbedürftige Statik innewohnt (als Beispiel hierfür wird die Autobiographie Reich-Ranickis genannt), ist Steinig an der überwiegenden Zahl der Erzählungen interessiert, die nicht beim Werden und Bleiben *einer*, in der Öffentlichkeit bereits bewährten Identität stehen bleiben, sondern diese selbst zum legitimierenden Gegenstand machen. Gemeinsam ist diesen verschiedenen Generationen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern trotz aller formal-ästhetischen Differenzen, folgt man Steinigs Fazit, dass sie auf die eine oder andere Weise ‚Abschied von der DDR‘ nehmen und dies in ihren Texten öffentlichkeitswirksam inszenieren. Der zentrale Hauptgegenstand (das Objekt) aller Selbstauseinandersetzungen ist somit die untergegangene DDR im Horizont der persönlichen Ich-Behauptung. Allen Texten ist, so Steinig, die politische Überzeugung eingeschrieben, dass dieser Untergang notwendig, richtig und alternativlos gewesen sei.

Die Form des ‚Neuen Erzählens‘ ist seit Mitte der 1990er Jahre in der autobiographischen Literatur als Reaktion auf postmoderne Programmatiken der Subjekt- und Sinnzerstörung zu beobachten und stellt den Autor bzw. die Autorin als Urheber eines Textes stärker in den Vordergrund. Dadurch kommt die gerichtete ‚Intentionalität‘ autobiographischen Schreibens, eine sozialpsychologisch zentrale Kategorie des Selbstbezugs (vgl. Mummendey 2006), die im Zeichen poststrukturalistischer Ansätze stark vernachlässigt worden ist, berechtigterweise zu unverhofft neuen Ehren. Denn hier wurde mit der Verabschiedung des Subjekts gleichzeitig ein wichtiger Aspekt autobiographischen Schreibens getilgt, der zumindest für einige Autoren autobiographischer Texte konstitutiv zu sein scheint: Das kommunikativ mitteilende Gerichtetsein auf einen impliziten Leser, im vorliegenden Fall: der ‚moralisch‘-kritischen Öff-

fentlichkeit des Westens. Das damit verbundene individuelle Einsteigen für das, was man gemeinhin als ‚eigenes Leben‘ (Selbstbezug) bezeichnet, ist vor allem im Rahmen politischer Erinnerungsliteraturen ein wichtiges Element, bewegen sich diese doch nicht selten in geschichtspolitisch verminten Gebieten. Mit der autobiographischen Selbst-Beauptung erfolgt eine lebensgeschichtliche Verantwortungsübernahme (die allerdings als erkenntnistheoretische Kategorie ihre subversiven Tücken hat). Hierdurch werden weiterführende lebensphilosophische Problematiken berührt, die im Rahmen eines ‚Erzähle dich selbst‘ die autobiographische Erzählung als lebensimmanente Form des ‚Zu-sich-selbst-Kommens‘ diskutieren (vgl. Thomä 2007). Für die Autorinnen und Autoren des ‚Neuen Erzählens‘ steht fest, dass „objektive wie subjektive Begebenheiten wieder vorzufinden sind und auch wieder beschrieben werden können“ (Steinig 2007, 9), dass der autobiographische Bezug zur Objektwelt über soziale, kulturelle und historische Themen hergestellt wird. Diese erkenntnistheoretische Überzeugung leitet die weiteren Ausführungen dieser Untersuchung, führt allerdings als entsprechenden Ballast – ohne es offen auszusprechen – die alte Frage nach der ‚autobiographischen Wahrheit‘ ein, sofern damit über den Text hinausgehende Rückschlüsse gezogen werden sollen. Autobiographietheoretisch bedeutet dies ein Abrücken von der bloßen ‚Metapher des geschriebenen Lebens‘, die eine referentielle Entlastungsfunktion von der moralischen Beurteilung einer Biographie ausübt – deren prominentestes ‚Opfer‘ nicht zuletzt der wohl bekannteste Kritiker der Autobiographie, Paul de Man, durch seine kollaborative Tätigkeit in Belgien während der Zeit des Nationalsozialismus wurde (vgl. hierzu Fetz 2006, 16 f.).

Zeitgeschichtlich ergab sich bekanntlich nach 1989 ein besonderer, durch die westdeutsche Öffentlichkeit hergestellter Druck für Schriftsteller und andere öffentliche Personen der ehemaligen DDR, ihre Lebensgeschichten zu rechtfertigen und moralisch zu legitimieren, so dass ‚Neues Erzählen‘ als geeignete Form erschien. Hieraus ist die Flut autobiographischer Veröffentlichungen zu erklären, die sich, mit oder ohne Not, der eigenen Vergangenheit vor einem autobiographischen Leser glaubten stellen zu müssen. Den westdeutschen Feuilletons (und der Literaturwissenschaft!) kam es dabei, wie Steinig kritisch schreibt (vgl. Steinig 2007, 11), hauptsächlich auf die zur Schau gestellte Bußfertigkeit der jeweiligen Autoren und der Delegitimierung der DDR an, ohne dass dieser moralisierende Blick, den sie als ‚universellen politisch-moralischen Vorwurf‘ bezeichnet (Steinig 2007, 156), selbst Gegenstand ihrer Reflexion geworden wäre. Der Druck der Öffentlichkeit zeigt die hohe Anfälligkeit von Erinnerungen für politische Zwecke, wie Helmut König in seiner großen Studie zu ‚Politik und Gedächtnis‘ unlängst feststellte (vgl. König 2008, 11). Die einzelfallspezifischen Schreibverfahren und die Ästhetik, die hierfür aufgewandt worden sind, bleiben vor diesem erinnerungskulturellen Hintergrund notgedrungen unberücksichtigt, wie Steinig anmerkt. Ihre Untersuchung setzt sich daher zum Ziel, abseits aller moralisch gefärbten Aufregungen, diese unterschiedlichen Verfahren an reichhaltigem Material transparent zu machen.

Das Problem aller empirischen Auseinandersetzungen mit Autobiographien besteht darin, dass diese Gattung selbst seit langer Zeit unsicher geworden ist, dass mittlerweile so viele autobiographische Erzählformate in der Ich-, Du-, Er/Sie/Es-Form identifiziert werden können, dass man zu Recht nach der Brauchbarkeit dieser literaturwissenschaftlichen Kategorie fragt (vgl. Waldmann 2000). Die Arbeit Steinigs ist deshalb so interessant, weil sie ungeachtet dessen für eine enge Auslegung des

Autobiographischen eintritt und den Zusammenhang von Subjektivität (als Ich) und Intention autobiographischen Schreibens stark macht, was vor allem in dem Bereich krisenhafter Identitäten eine Situation der öffentlich inszenierten ‚Heilung‘ herbeiführen kann. Dennoch: Vorausgesetzt, Personen schreiben gezielt im autobiographischen Format (dessen kategoriale Grenzbereiche sich immer in Grauzonen bewegen) mit dem Anspruch, etwas über ‚Leben‘ erinnernd mitzuteilen (was in vielen Fällen sicherlich zutreffend ist, umso mehr, wenn es sich um ‚rechtfertigende‘ Lebensrückblicke ehemaliger DDR-Bürger handelt), so ist damit noch nicht entschieden und kann allein auf Textgrundlage nicht entschieden werden, in welchem Verhältnis erzählendes Subjekt (Ich) und erzähltes Objekt (Welt) zueinander stehen. Es bleiben letztlich gegenwartsorientierte, diskursiv abhängige Konstruktionen. Andererseits sind Erinnerungen, wie Steinig richtig beobachtet, ohne Subjekt-Bezug kaum denkbar, der Subjekt-Objekt-Bezug ist immer konstitutiv für autobiographisches Schreiben – ein Problem, das unter dem Stichwort ‚Topik der Referenz‘ als Fakten versus Fiktionen (vgl. Schabacher 2007) in der Autobiographietheorie diskutiert wird. So kommen denn auch die ‚grundlegenden Ausführungen‘ Steinigs nicht über den bisherigen Stand der Debatten hinaus, die Subjekt-Objekt-Relation bleibt im wahrsten Sinne des Wortes der ‚Selbst-Behauptung‘ des Schreibenden verhaftet. Dennoch sind umgekehrt die Verteidigung der autobiographischen Ich-Erzählung und die Beobachtung, dass diese Schreibform keineswegs obsolet geworden ist, eine wichtige und zutreffende Feststellung, mit der sich postmoderne Autobiographietheorie bisher kaum auseinander gesetzt hat. Damit zeigt Steinig eine Lücke in der Forschungsdebatte auf, die in der Autobiographietheorie nicht zuletzt aufgrund ihrer Ausrichtung an denjenigen autobiographischen Schriften, die Wolfgang Paulsen ‚mit künstlerischen Ansprüchen‘ ausgestattet sieht, entstanden ist und die ‚bloß unterhaltenden Schicksalsgeschichten‘ auszuschließen versucht (vgl. Paulsen 1991, VII). Eine rein ästhetische Reduzierung greift im Zeitalter der politischen Erinnerungskulturen offensichtlich zu kurz.

Die empirischen Einzelfallanalysen setzen bei Steinig die (westliche) Delegitimierungsforderung der DDR voraus – dies ist die moralische Reibungsfläche, an der politisch ‚kontaminierte‘ Autoren wie Markus Wolf oder Hermann Kant offensichtlich vorbei schreiben, andere wiederum ohne Not (wie Günter de Bruyn oder Erich Loest) ihren persönlichen Selbstlegitimierungsdruck aufbauen, um sich als oppositionelle Schriftsteller *der DDR* zu verteidigen. Ostdeutschen Autobiographen wird nun unterstellt, dass sie in erster Linie ‚als reuige Sünder‘ (vgl. Steinig, 79) westliche Moralvorstellungen bedienen sollen. Gerade in der unhinterfragten Übernahme des herrschenden Vergangenheitsdiskurses und dessen reduktionistische Applikation auf ‚gelingende‘ oder ‚scheiternde‘ autobiographische Identitätsentwürfe ostdeutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller so heterogener Herkunft scheint ein gewisses Problem zu liegen, das der so unterschiedlich ausgewählten Autorengenerationen kaum gerecht werden kann.

Es ist fraglich, ob alle hier verhandelten Autoren sich allein dem Druck der Delegitimierung unterwerfen und diesem, wie Steinig behauptet, mehr oder weniger ergeben. Ebenso fraglich ist, ob wahrgenommene Krisenerfahrungen allein der Auslöser autobiographischen Schreibens sind, handelt es sich dabei doch oftmals um obligatorische Handlungen von Personen des öffentlichen Lebens im letzten Drittel ihres Lebens, um narzisstische Selbstbespiegelungen und Positionierungen im öffentlichen Raum. Selbst wenn die DDR als Hauptgegenstand der autobiographischen Auseinan-

dersetzung im Mittelpunkt der autobiographischen Auseinandersetzungen steht – ein Aspekt, der aufgrund der zeitgeschichtlichen Ereignisse wenig verwundern mag –, so ist die hermeneutische ‚Aufdeckung‘ der Intentionen durch den Forscher ein recht schwieriges Unterfangen, mehr noch, wenn dies allein auf mitunter sperrigen Texten und archäologischen SprachsteinBRÜCHEN (wie beispielsweise im Fall Reinhard Jirgl) erfolgt.

Dennoch stellt die Untersuchung Steinigs einen interessanten Beitrag zur Erhellung unterschiedlicher Schreibstrategien dar, mit denen ostdeutsche Autoren ihre Auseinandersetzung nach dem Ende der ‚politischen Alternative‘ führen. Sie entwirft an den jeweiligen Einzelfällen ein in sich äußerst differenziertes Bild autobiographischen Schreibens ehemaliger DDR-Schriftsteller. Wesentlich hierbei ist ihre Verteidigung der Ich-Identität vor einem (imaginierten) autobiographischen Leser, was den kommunikativen und an eine Öffentlichkeit adressierten Aspekt autobiographischer Erzählungen zu Recht hervorhebt. Hiermit wird das wechselseitige Verhältnis von Autobiographie und kollektiven Erinnerungskulturen stärker fokussiert. Die Autobiographietheorie hat diesen Schwenk hin zur Analyse von Autobiographien im Horizont politischer Erinnerungskulturen mittlerweile vollzogen (vgl. Parry/Platen 2007).

LITERATUR

- Fetz, Bernhard (2006): Schreiben wie die Götter. Über Wahrheit und Lüge im Biographischen, in: Bernhard Fetz/Hannes Schweiger (Hg.): Spiegel und Maske – Konstruktionen biographischer Wahrheit, Paul Zsolnay Verlag, Wien, 7-21.
- König, Helmut (2008): Politik und Gedächtnis, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist.
- Mummendey, Hans-Dieter (2006): Psychologie des Selbst – Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung, Hogrefe, Göttingen u.a.
- Parry, Christoph/Platen, Edgar (Hg.) (2007): Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung – Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Iudicium, München.
- Paulsen, Wolfgang (1991): Das Ich im Spiegel der Sprache – Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, Max Niemeyer Verlag, Tübingen.
- Schabacher, Gabriele (2007): Topik der Referenz – Theorie der Autobiographie, die Funktion ‚Gattung‘ und Roland Barthes‘ *Über mich selbst*, Königshausen & Neumann, Würzburg.
- Thomä, Dieter (2007): Erzähle dich selbst – Lebensgeschichte als philosophisches Problem, Frankfurt/M.
- Waldmann, Günter (2000): Autobiographisches Erzählen als literarisches Schreiben, Schneider Verlag, Hohengehren.

Carsten Heinze

Burkhart Brückner: Delirium und Wahn – Geschichte, Selbstzeugnisse und Theorien von der Antike bis 1900. I. Band: Vom Altertum bis zur Aufklärung. (Schriften zur Wissenschaftsgeschichte, Band XXII), Oktav, X, 578 Seiten, 13 Abbildungen, Leinen. II. Band: 19. Jahrhundert – Deutschland. (Schriften zur Wissenschaftsgeschichte, Band XXIV). Oktav, X, 364 Seiten, 6 Abbildungen, Leinen). Hürtgenwald: Guido Pressler Verlag 2007, beide Bände zusammen 220,- €

942 Seiten in zwei Bänden über ein Thema, das, je mehr die Rezensentin darüber las, umso spannender wurde, hat Burkhart Brückner verfasst. Da war nichts mehr mit überfliegen oder überspringen. Der Faszination, sich mit Delirium und Wahn in Geschichte und Kultur, vor allem aber in und durch Selbstzeugnisse erschlossen, zu beschäftigen, ist nicht nur der Autor, sondern auch sie erlegen.

Eine „Wahnsinnsarbeit“ also über den Wahnsinn, der von jeher auch zum Menschsein gehört. Enorme Geschichtskennntnisse und umfassendes Quellenstudium vermochte der Autor in klarem und flüssigem Stil auszudrücken. Nach diesen „Lorbeeren“ gleich zu Beginn soll nun doch etwas mehr Konkretisierung folgen. Da muss in der Beschränkung etwas gemeistert werden.

Burkhart Brückner hat Selbstzeugnisse von Menschen untersucht, die wahnsinnig wurden. Neugierig war er auf „die Möglichkeiten der Selbstreflexion wahnhafter Erfahrungen“. Was bedeutet es, wahnsinnig zu sein?

Selbstzeugnisse und Theoriegeschichte des Wahns bilden den Kern der Untersuchung und werden in einen dialektischen Zusammenhang gebracht. „Grundsätzlich kommt es dabei nicht darauf an zu fragen, ob eine bestimmte Person tatsächlich wahnsinnig war, sondern darauf, was es bedeutet, wenn sie selbst oder andere es behaupten.“ Von der Antike bis zum 19. Jahrhundert wird aus verschiedenen Blickrichtungen – medizinisch, philosophisch, kultur- und sozialhistorisch – mit insgesamt 180 autobiographischen Beispielen aus verschiedenen Ländern die sich je nach Kontext wandelnden Phänomene von Delirium, Wahn, Psychose (so die chronologische Reihenfolge) beleuchtet.

Vielleicht wird das oben genannte Faszinosum auch durch Subjektivität und Konkretheit sowie die vielschichtige Interpretation und Auswertung des Verfassers erzeugt. Die Sicht der Subjekte wurde und wird in der Wissenschaft vernachlässigt. Diese Lücke will der Autor schließen. „Selbstzeugnisse (sind) in der Regel bisher entweder unterschlagen oder bestenfalls marginal behandelt worden.“ Die „subjektorientierte Erfahrungsgeschichte“ beschreibt das Verhältnis zwischen den professionellen Sichtweisen und den Sichtweisen der davon betroffenen Personen. Das bietet Identifikationsmöglichkeit – u.a. mit verleugneten „wahnsinnigen“ Anteilen in sich selbst und in verborgenen Familiengeschichten (und -geheimnissen).

Was nun ist ein Selbstzeugnis? Definitionen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen werden angeführt. Hier sind die psychiatrisch relevanten Selbstzeugnisse in einem interdisziplinären Kontext Forschungsgegenstand. Die Urheber der Texte und Narrationen sind die Subjekte der beschriebenen Erfahrung. „Sie stehen als Zeugen für ihr Erleben ein.“ Es sind verbale, schriftliche, nicht fikionalisierte und zu meist publizierte Quellen.

Verschiedene methodische Konzepte für den Umgang mit diesen Quellen werden diskutiert. Exemplarisch soll hier der Medizinhistoriker Ray Porter zitiert werden:

Anstatt prinzipiell zwischen den Zeilen zu lesen, verborgene Bedeutungen herauszufinden, verlorene Kindheiten zu rekonstruieren, unausgesprochene Sehnsüchte zu verbieten, möchte ich untersuchen, was verrückte Leute sagen wollten, was sie beschäftigt hat. Ihre Zeugnisse sagen viel über ihre Hoffnungen und Ängste, die Ungerechtigkeiten, die sie erlitten, und über all das, von dem ich wollte oder dachte, es ist verrückt. Ich möchte einfach und sehr wörtlich sehen, was sie zu sagen haben. Es ist kurios, wie wenig dies getan wurde; wir waren damit beschäftigt, das wegzuerklären, was sie zu sagen haben.

Geschichte, Kultur und psychische Störungen können in ihrem sich jeweils bedingenden Zusammenhang nicht anders als sich wandelnd, dynamisch sein.

So wurden die Kranken zu den „Erfindern mancher Grundbegriffe“. „Die psychotischen Selbstschilderungen sind nicht nur unersetzlich, sondern ergeben auch viele verlässliche Resultate“ (Karl Jaspers). „Zudem besitzen subjektive Dokumente einen eigenständigen Status als Erkenntnis-, Bewältigungs- und Verständigungsmittel für die Selbstorganisation der Psychiatriebetroffenen“, mit denen der Autor in einem „problemorientierten hermeneutischen Verfahren“ arbeitet. Dies wird dann im folgenden ausführlich mit wohlthuender Redundanz ausgeführt – mit einem „prozessualen, intersubjektiven und kontextbezogenen Gegenstandverhältnis“. In zwei Tabellen verdichtet er das Methodenschema – einmal zur Datensammlung und Stichprobenerhebung, zum anderen zur Datenauswertung und Theoriebildung.

Aus dem fulminanten Gang durch die Geschichte seien nur einige exemplarische Fallvignetten herausgegriffen. Das älteste Selbstzeugnis aus der Antike ist der Brief des westgriechischen Arztes Menekrates aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert an den makedonischen König Philipp II. In mehreren hermeneutischen Zirkeln deutet der Autor diesen Brief und die Reaktion darauf. Deutlich wird, dass ein am (nach modernem Dafürhalten) Größenwahn leidender Arzt sich in der Lage wähnt, Epilepsie, die „heilige Krankheit“ heilen zu können. Dafür ließ er sich wie ein Gott feiern. Doch Vorsicht ist geboten. Möglicherweise orientierte er sich an früheren Vorbildern – „Inszenierungen der Selbstvergötterung waren im Hellenismus durchaus bekannt.“ Die über Jahrtausende erhaltene Überlieferung zeigt, wie lange schon ein Interesse an Personen und ihren schriftlichen Zeugnissen, die in die „Nähe der Vernunftlosigkeit“ gerückt wurden, besteht. Vielen Fragen geht der Autor hier nach: Welche Auffassungen über Vernunft und Unvernunft gab es? Welche Deutungsmuster des Wahnsinns gab und gibt es in kulturanthropologischem Sinne? Die Formen autobiographischen Bewusstseins, die Entwicklungen in der Medizin, Kasuistik usw. werden untersucht.

Als Beispiel aus der antiken Medizin sei die hippokratische Diagnostik erwähnt, die sich auf die Untersuchungen der Körperausscheidungen und die Beobachtungen des Zusammenhangs zwischen Klima, Krankheit und Körpermerkmalen stützte. Das naturhafte Grundgeschehen galt als gottgegeben. „Geheilt wurde mit moderaten somatischen und psychotherapeutischen Methoden: Diäten, Abführmitteln, Aderlaß, Massagen und Gesprächen, gelegentlich auch mit invasiven Behandlungen.“

Das Phänomen des Wahnsinns wird auch in der klassischen tragischen Bühnenliteratur (Beispiel: Aischylos’ „Orestie“) aufgezeigt – quasi ein phänomenologischer Existenzbeweis. „Die kulturanthropologische Deutungslinie weist auf den Wahnsinn als metaphysisches Potential des Menschen.“ In der griechischen Kultur weist der

Autor die Triade von psychischer Entgrenzung, sozialer Abweichung und religiöser Einbindung nach. Verstörung wie deren Heilung konnten gottgesandt sein. Die „mania“ war ein Zustand schwerer Erregung; Fieber, Erbrechen, Schreie, Sprachstörungen und trüber Blick galten als Anzeichen.

Seit Platon kennen wir den Leib-Seele-Dualismus, und damit auch den Zusammenhang von Physis und Metaphysis; die Seele wandert von einem Bereich zum anderen. Die Seele kann irren. Das nannte man Paraphrosyne: Daneben- oder Vorbedenken, ein Unverstand als Grundphänomen seelischer Krankheiten. Sind die Säfte des Körpers unausgewogen, leidet die Seele auch.

Wann begann der Mensch sich selbst, und dann auch noch bezogen auf sein Kranksein in Form des Wahns zu reflektieren? Frühe Formen solcher Selbstbetrachtungen finden wir bei Aristides (117-181 n. Chr.), der die Geschichte seiner langwierigen Krankheit erzählt. Augustinus zeigte mit seinen *Confessiones* das erste umfassende Werk der autobiographischen Literaturgattung, ein Konzept zur Entstehung der neuzeitlichen Identität, der Selbstvergewisserung der Menschen als Subjekte in der Wechselwirkung mit Objekten. Die Schädigung des Wahrnehmungsvermögens kennzeichnen die Seelenstörungen, den Wahn.

Der berühmte Arzt Galen beschrieb aus eigenem Erleben wahnhaftige Episoden, die er noch als solche erkennen und deshalb Heilung suchen konnte. Er entwickelte später ein umfassendes Krankheits- und Heilungskonzept – von Brückner ausführlich dargestellt.

Die hippokratischen und alle anderen Fallgeschichten und Selbstzeugnisse sind immer im historischen und kulturellen Kontext zu sehen; über zeitlos gültige Wahrheiten und Erkenntnisse kann man nur staunen.

Springen wir in die Renaissance: „Die Mischung von Platonismus, Christentum und Kabbalistik ist typisch für die Philosophie der Renaissance.“ Tagebücher und Autobiographien wurden in allen sozialen Schichten geschrieben. Melancholie und Liebeswahn haben Konjunktur. Die „Nobilitierung der Melancholie“ schuf die Figur des hochbegabten Melancholikers. Dabei wurde Melancholie nicht direkt als Krankheit gesehen, sondern, mit der Temperamentenlehre, die ebenfalls eine Renaissance erfuhr, als eine besondere Variante des Charakters – „riskant, aber lebbar“.

„(...) das große Thema, das die Menschen dieser Zeit beschäftigte: das Verhältnis zwischen dem theologischen Weltbild, der feudalistischen Lebenswelt und der humanistischen Kultur.“ Eine Symbolfigur dieser Spannung wurde Torquato Tasso, in dem Goethe einen Seelenverwandten erblickte. Die Einheit von Person und Werk, Leiden und Kreativität werden entscheidend. Geistliche und Ärzte sollen heilen; menschliche Absicht, dämonische Anfeindungen, visionäre Eingebungen und pathologische Ursachen beeinflussen das Erleben.

Ein dunkles Kapitel in der Menschheitsgeschichte ist die Hexenverfolgung. Brückner sieht in der Dämonologie eine Ideologie, kein wahnhaftes Konstrukt. Eine tiefe gesellschaftliche Verunsicherung verbarg sich dahinter. Die Hexenverfolgung begann während eines gesamteuropäischen Individualisierungs- und Säkularisierungsprozesses. Es ging um Macht! Zusätzlich brachten die klimatischen Veränderungen der „Kleinen Eiszeit“ zwischen 1300 und 1880 Unwetter, Ernteeinbußen, Hungersnot und Pest mit sich, dazu die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Interessen der Verfolger. Das alles hatte nichts mit Wahn zu tun, höchstens muten uns die Täter wahnsinnig an.

Allein diese Entwicklungen in ihrer Mehrdimensionalität zu lesen ist hochinteressant. Weiter spannt Brückner den Bogen über Narrheit, Torheit, Melancholie und mystische Erfahrungen – immer differenziert bezüglich Wahn oder Nicht-Wahn im Wandel der Zeiten und Interpretationsparameter.

Das neuzeitliche Individuum hat sich „in seiner unverwechselbaren Unvernunft langsam als solches zu begreifen“. Der „Stolz auf die eigene Betroffenheit“ kann ein neuartiger Impuls in Richtung Heilung sein.

Die melancholische Grübelei wird literarisch kreativ und gesellschaftlich produktiv gewendet, das ist der eigentliche Hebel zur Selbstbefreiung. Die Voraussetzung für diese bibliothераpeutische Methode ist ein freimütiges Selbstbekenntnis. Die Selbsterfahrung konnte zum Ausgangspunkt der Theoriebildung werden, weil sie vom Autor realistisch und ohne Selbstmitleid mitteilbar gemacht wurde. Sie diente der Identitätsbildung und Neuorientierung. ...Durch Arbeit an sich sei (die Krankheit) zu bewältigen. Dieses Ethos umfasst einerseits die Vorstellungen über die Melancholie als treibende Kraft der Kreativität und wird andererseits in einer neuartigen Weise realistisch begründet. Es entsprach dem puritanischen Glauben an die asketische Erfüllung des irdischen Daseins in der Berufsarbeit.

Ehe der Autor sich Barock und Neuzeit zuwendet, schiebt er eine tabellarische Aufstellung der Selbstzeugnisse von der Antike bis 1599 ein – ein willkommener Überblick. Eine weitere Tabelle gibt Aufschluss über die Textsorten (wie Briefe, Tagebücher, Autobiographien ...).

Der Wandel des Wahnsinns zeigt sich seit René Descartes im vorhandenen Selbstbewusstsein. Descartes begründete die neuzeitliche Subjektivität aus sich selbst heraus, ausgestattet mit freiem Willen und der Fähigkeit zu zweifeln. Im Wahn verliert das Denken das Sich-Selbst-Bezweifeln. Der Größenwahn nimmt das Verzweifeln. Das Movens der Erkenntnis ist aber der Zweifel. Das Cartesische „Cogito“ ist ein radikales Erkenntnis-konzept, es postuliert ein Recht auf Erkenntnis und freies Denken. In der Aufklärung gipfelt diese Bewegung im Kant'schen „Sapere aude!“ – „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“

Im Sinne dieser Entwicklung wurden Fallbeschreibungen und Gutachten immer wichtiger, auf der anderen Seite Selbstzeugnisse einer intuitiv auffassenden Subjektivität.

Der „Irrtum“ wird zum Merkmal der Geisteskrankheit. De Sauvage (1706-1776) beispielsweise unterscheidet vier solcher „Irrtümer“: Halluzinationen, gestörtes Begehren, Delirium als Entfremdung des Geistes und diesen drei Kategorien verwandte Krankheiten. Diese Versuche der Systematisierung sowie die Bezeichnungen von Krankheiten und ihren Merkmalen ändern sich natürlich auch weiterhin im Laufe der Zeit.

Das Bestreben, alles einzuordnen, fand auch seinen räumlichen Niederschlag: Die Wahnsinnigen wurden an Orte gebunden bzw. aus- und/oder begrenzt. Später wurden kriminelle und sozial deklassierte Personen mit Wahnsinnigen zusammen untergebracht. Michel Foucault hat diese Entwicklung in „Wahnsinn und Gesellschaft“ analysiert und beschrieben.

Auch den Foucault'schen Ansatz stellt Brückner ausführlich dar. Das schlägt sich auch in seiner Sprache nieder, die nun deutlich eine Foucault'sche Prägung erfährt, *Identifikation en passant*.

Im Barock steht das Delirium im Zentrum des Wahnsinns, wobei auch das, was mit Delirium bezeichnet wird, der historisch-kulturellen Dynamik unterworfen ist. Von Diderot hier exemplarisch eine Definition: „Das Delirium ist essentiell oder symptomatisch, idiopathisch oder sympathetisch (...) Es ist überdies melancholisch oder manisch; mit oder ohne Fieber; akut oder chronisch.“ Also vielfältige Symptome oder Syndrome gehören zum Delirium.

Das entscheidende subjektive Moment in den Theorien über die Pathogenese des Deliriums ist der Zusammenhang von Leidenschaft und Vorstellungskraft. Der Wahnsinn kann im 17. und 18. Jahrhundert durch überschwängliche Affekte ausgelöst werden. „Liebeswahnsinn“ war z.B. eine beliebte Mode-Diagnose. Die am Delirium Erkrankten litten an einer Krankheit ohne Sinn; sie lebten in einer Welt der geordneten Unordnung, nach einer geheimen Logik mit irrtümlicher Folgerichtigkeit.

Die Psychosomatik tritt auf dem Plan. „Die Korrespondenz von Leib und Seele wird nicht mehr nach dem Prinzip der Wechselwirkung modelliert, sondern als psychophysischer Parallelismus gedacht.“

Nach diesem von der Rezensentin nur sehr lückenhaft vorgestellten Gang durch die Geschichte des Wahns vom Altertum bis zur Aufklärung stellt der Autor nun zur Veranschaulichung 45 „einschlägige Selbstzeugnisse“ aus England, Frankreich und Deutschland in jeweils chronologischer Reihenfolge vor: „Wahnsinn aus eigener Sicht“.

Aus England werden acht Autoren vorgestellt, die in der englischen Fachliteratur relativ gut bekannt sind. Die Subjektivität dieser Texte lässt sich auf soziokulturelle Hintergründe zurückführen, nämlich auf den englischen Puritanismus, die gesellschaftliche Stimmung nach dem Bürgerkrieg im 17. Jahrhundert, den Parlamentarismus sowie die frühbürgerliche Kommunikationskultur und natürlich auch auf die Veränderungen in der medizinischen Theorie und Praxis im 18. Jahrhundert.

In John Bunyans (1628-1688) Werk geht es wie in vielen anderen auch um das Erlebnis der religiösen Erweckung. Der innere Kampf darum führte ihn in eine tiefe Krise und auch für zwölf Jahre ins Gefängnis. Er litt unter schrecklichen Träumen und Visionen. Wie er hofften die Gläubigen, entsprechend der calvinistischen Prädestinationslehre, durch Arbeit und Erfolg ihr Auserwähltsein beweisen zu können. Gleichzeitig lastete die Angst vor Versagen, Misserfolg und dem Verlust der göttlichen Gnade auf ihnen. Dieser Konflikt konnte unerträgliche Ausmaße annehmen und krank, auch „wahnsinnig“ machen. Der „Möglichkeitsraum“ zur Artikulation von Wahnsinns- und Behandlungserfahrungen brachte autobiographische Texte und strukturalistische Protestliteratur hervor.

In Frankreich sehen entsprechend der kulturellen, religiösen und politischen Entwicklungen Krankheitsbegriff, Zeugnisse und Selbstzeugnisse anders aus. Der Wahnsinn kann hier infolge der unterdrückten Demokratisierung nur in sehr reduzierter Weise von den Betroffenen selbst artikuliert werden. Feudalistische Repressionen und Kriminalisierung der Irren überlagern das Motiv des Wahnsinns. Es fehlen moraldidaktische Erlösungsberichte und publizierte Protestschriften. Die Entfremdung des Geistes steht im Mittelpunkt der Wahngeschichte. Ausführlich im Spiegel seiner

Werke und im biographischen Zusammenhang dargestellt wird Jean-Jacques Rousseau (1712-1778).

Zum ersten kann man ihn als einen Entfremdungstheoretiker ansehen, der alles daran setzte, die gesellschaftlichen Defizite zu begreifen und zu überwinden. Zum zweiten beginnt mit seinen (...) Bekenntnissen die moderne Form der Autobiographie. Und zum dritten gibt es Gründe anzunehmen, dass er mit Anbruch seines sechsten Lebensjahrzehnts wahnsinnig wurde.

In der deutschsprachigen Literatur wird bezüglich der Wahnthematik die sozialgeschichtliche Bedeutung der feudalistischen Ordnungspolitik und das Aufkommen der Tollhäuser beschrieben. U.a. wird auf Emanuel Swedenborg und Kants Erkenntnistheorie und Psychopathologie eingegangen. (Kants Philosophie und sein Konzept des Wahnsinns werden von Brückner hervorragend zusammengefasst.) Autobiographische Krankheitsschilderungen zweier Männer zeigen, wie Subjekte psychischer Grenzerfahrungen auch Subjekte der wissenschaftlichen Analyse dieser Erfahrungen sein können – dies an der Schwelle zum 19. Jahrhundert.

Die deutsche Autobiographik bekam im pietistischen Tagebuch eine besondere Ausdrucksform. Persönliche Frömmigkeit fand ihren Niederschlag im Tagebuch, das die vom Protestantismus bekämpfte Ohrenbeichte ersetzte. Die „Erweckung des Herzens“ schlug sich nicht selten in Zeugnissen religiösen Wahnsinns nieder. „Eine visionär untermauerte Glaubenserfahrung unterscheidet sich hinsichtlich ihres Wahrheitsgehaltes von einem deliranten Glaubenserlebnis nur durch die Glaubwürdigkeit des Verkünders.“

Medizin und Theologie sind als möglicher Diagnostikhintergrund nicht klar voneinander getrennt; eine Ambivalenz, die charakteristisch ist für die Melancholiker der Frühaufklärung.

Sinnggebung und Bewältigung, Solidarisierung mit Gleichbetroffenen, Selbstverwertung zum wissenschaftlichen Studienobjekt – das alles motiviert den Schreiber der Autobiographie zur Vergesellschaftung des Leidens. Zugrunde liegende sozialhistorische Prozesse werden gleichzeitig aufgedeckt.

Das autobiographische Schreiben war natürlich nur gebildeten privilegierten Menschen vorbehalten. Arme Verrückte kamen mit Kriminellen und moralisch Anstößigen in Zucht-, Arbeits- oder Tollhäuser. (Die Auszüge des Autors von den Schriften der „prominenten Wahnsinnigen Lenz und Wezel sind sehr zu empfehlen.)

Im Verlauf der abendländischen Geschichte entwickeln sich Glaube und Wissen auseinander. „(...) dies wirkt sich in entscheidender Weise auf das (Selbst-) Verständnis des denkenden Subjekts aus“. Die Trias von Wahnsinn, Glaube und Vernunft wird neu akzentuiert. Der subjektive Standpunkt wurde nicht mehr als wissenschaftsfähig angesehen – ein Ergebnis der Kopernikanischen Wende. (In der heutigen Zeit glücklicherweise allmählich wieder.) Was z.B. wahnhaft ist oder nicht, d.h. Richtigvorstellungen werden „kommunikativ validiert“. Für die Behandlung des Wahnsinns bleiben bis heute endogene und exogene Faktoren getrennte Seiten. Kants erkenntnistheoretisches Konzept ist für den psychiatrischen Endogenitätsgedanken nicht unbedeutend.

Der Autor stellt am Ende des ersten Bandes sein Konzept der Einordnung und deren Kriterien im Rahmen seiner qualitativen Forschungsmethoden zusammenfassend

dar – wohltuend noch einmal für den Leser, der ob der Materialfülle vielleicht den Überblick verlieren könnte.

In den untersuchten Texten überwog die Hoffnung, über die eigene Selbstverständigung hinaus auch zu einer Verständigung mit anderen Personen zu kommen (...) Die Strategien der Versprachlichung und Kommunikation, der Solidarisierung mit Gleichbetroffenen, der Selbstrechtfertigung, des politischen Protests, der Selbstbeobachtung und der daraus erwachsenden Theoriebildung sind bis heute in den autobiographischen Publikationen von psychiatrie- und psychoseerfahrenen Personen wieder zu finden.

Ganz im Stil des Autors gibt es auch einen vorzüglichen Anhang: Übersichtstafel der Selbstzeugnisse, umfassende Bibliographie, Personenregister und Bildanhang, z.B. mit Dürers „Melancholie“, ein Portrait von J.J. Rousseau, der Ansicht eines Zucht- und Arbeitshauses von 1750 u.v.a.m.

In der gleichen Dichte wird nun im zweiten Band die Thematik von Delirium und Wahn im 19. Jahrhundert dargestellt. Ich beschränke mich auf Schlagworte und einige Kapitelüberschriften, um die Leser zu der spannenden Lektüre zu verlocken: Romantische Anthropologie und „animalischer Magnetismus“, Neuropsychiatrie, Degenrationstheorie und soziale Ungleichheit, die Paranoiafrage, Methodik der subjektorientierten Erfahrungsgeschichte, Strindbergs Inferno, Percevals Narrative ...

Diese Arbeit von Burkhard Brückner ist ein Gewinn für die Biographieforschung, für Mediziner, Psychologen, Historiker – und für alle, die am Menschsein in seiner faszinierenden Vielschichtigkeit im Wandel der Zeiten interessiert sind.

Renate Franke

Mitteilungen

Call for Papers: 16th International Oral History Conference Between Past and Future: Oral History, Memory and Meaning July 7-11, 2010, Prague (Czech Republic)

Papers are invited from around the world for contributions to the XVIth International Oral History Conference hosted by the International Oral History Association in collaboration with the Czech Oral History Association and the Institute of Contemporary History of the Academy of Sciences, Czech Republic.

This year our attention will focus on finding and making meaning of the past and human identity through oral history. We will focus on number of research fields where oral history can contribute to better understanding not only of our past but our lives in general. Also, for the first time our conference will take place in an ex-totalitarian country. This enables us to analyse the specific role of oral history research in societies where other, especially official records about the past have been submitted to censorship or have been discarded.

We encourage scholars all around the world and all those who have worked with oral history in a wide range of settings such as museums, heritage agencies, academic institutions, law courts, radio and television, performing arts and community projects to participate in XVI International Oral History Conference in Prague, Czech Republic.

Proposals

Proposals may be for a conference paper or a thematic panel. Only those proposals clearly focused on oral history will be given consideration. Proposals will be evaluated according to their oral history focus, methodological and theoretical significance and relevance to the conference theme and sub-themes.

During the conference *Special Interest Groups* will take place. These network sessions are intended for oral historians to meet, establish contacts, share resources and ideas. The places and times of SIGs will be announced in the programme of the conference. Suggestions and offers about possible themes are invited (please contact the local organisers). *Master classes* led by internationally recognized oral history scholars and practitioners will be held before the Conference. To apply to these paid classes or workshops, please follow the Master Classes link at our website.

Please submit a 300-word maximum proposal summarizing your presentation, via the Conference Website: www.ioha2010prague.cz. Proposals (and subsequent papers) must be written in English or Spanish. Deadline for proposals: 10 July 2009.

Themes

1. Memories of violence, war and totalitarianism. The persecuted, civil rights, trauma and forgetting
2. Memory and Politics: Experiences of political participation
3. Islands of Freedom: The role of subculture, folklore and oral traditions in society. Alternative culture, music, dance and identity.
4. Memories of Family: Motherhood, fatherhood and generational exchange

5. Migrations: Exile, migratory movements, diaspora and the search of identity
6. The World of Work: Memories and experiences. Gender and the perception of labour
7. Gender/ing memories and the making of sexual identities. Oral Histories of gays and lesbians.
8. Health and Healthcare: health centres, the elderly and disabled; health workers
9. Ecology and Disasters: Environmental issues, natural heritage and cultural change
10. Sharing/Passing on Beliefs: Religion and oral traditions
11. Organizing Oral History: Institutions, archives, museums, organizations and grassroots groups.
12. Methodological, archival and technological issues Theory and Method in Oral History: Legal and ethical issues.
13. Teaching Oral History: Experiences in formal and informal education
14. Oral History and the Media

Contacts and further Information

Pavel Mücke (mucke@usd.cas.cz)
Oral History Center
Institute of Contemporary History
Academy of Sciences of the Czech Republic
Vlašská 9
118 40 Praha (Prague)
Czech Republic

Conference website: www.ioha2010prague.cz

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Renate Franke, Dr., Zülpicherstr. 273, 50937 Köln

Brigitte Halbmayr, Dr., Institut für Konfliktforschung, Lisztstrasse 3, A-1030 Wien

Carsten Heinze, Dr., Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Department für Wirtschaft und Politik, Von-Melle-Park 9, 20146 Hamburg

Dieter Nelles, Dr., Brunnenstr. 36, 42105 Wuppertal

Armin Nolzen, Sonnenbreite 18, 34414 Warburg

Alexander von Plato, PD Dr., Thuner Straße 4, 21680 Stade

Krzysztof Ruchniewicz, Dr., Centrum Studiow Niemeckich i Europejskich Willy Brandta, ul. Straznica 1-3, P-50-206 Wroclaw/Breslau, Polen

Elke Scherstjanoi, Dr., Institut für Zeitgeschichte, Abteilung Berlin, Finckensteinallee 85-87, 12205 Berlin

Rüdiger Stutz, Dr., Friedrich-Schiller-Universität Jena, Bachstraße 18, 07737 Jena

Heinz Sünker, Prof. Dr., Bergische Universität Wuppertal, Gaußstr. 20, 42097 Wuppertal

Benedikt Tondera, Keplerstraße 7, 49811 Lingen

Silke Urbanski, Dr. Tresckowstr. 39, 20259 Hamburg

Barbara N. Wiesinger, Dr., c/o Claudia Wiesinger, Große Sperlgasse 32-34/16, A-1020 Wien, barbarawiesinger@hotmail.com